This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

W 27 1

17495.122

Harvard College Library

FROM

Division of Modern Languages

Richard Paul Wülker.

Lord Byron.

Eine Biographie

von

Dr. Felix Eberty
Professor in Breslau.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1862.

17495.122
17495.2

HARVARD COLLEGE
JAN 16 1914
LIBRARY.
Gift of the
Division of Modern Languages
(2 pts. in 1 vol)

Der Verfaſſer hat ſich das Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

Vorrede.

Die günstige Aufnahme, welche Walter Scott's Biographie im Publikum gefunden hat, regte bei dem Verfasser den Gedanken an, auch Lord Byron's Leben in ähnlicher Art zu beschreiben. Bei der Ausführung zeigte sich aber alsbald die große Verschiedenheit beider Aufgaben.

Während nämlich bei Walter Scott das vorhandene Material lediglich zu sichten und anzuordnen war, so mußte Lord Byron gegenüber eine selbstständigere Arbeit unternommen werden.

Zwar haben die von Thomas Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher Lord Byron's in vieler Beziehung dieselbe Bedeutung wie Lockhart's Memoiren für Walter Scott, allein Lockhart steht bei der Schilderung des klaren und einfachen Charakters seines Schwiegervaters in vollem Einklange mit den Berichten aller anderen Personen, welche das Glück gehabt haben, den schottischen Dichter näher kennen zu lernen.

Byron's Persönlichkeit dagegen war von der Art, daß er mehr Feinde als Freunde haben mußte, und die vielfachen Berichte, welche von beiden Parteien uns vorliegen, stehen oft in geradem Widerspruch mit einander. Es kam also darauf an, mit möglichster Unparteilichkeit die Züge herauszufinden, welche, von verschiedenen Seiten gesehen, so verschiedene Bilder geben konnten.

Außerdem war bei Walter Scott die Besprechung der Werke verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung für das Verständniß seines Charakters, und die Gedichte und Romane desselben sind bei aller äußerlichen Verschiedenheit dennoch so gleichartig, daß schon aus diesem Grunde ein tieferes Eingehen in das Einzelne unnöthig wurde.

Bei Lord Byron aber bedingen sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters, auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden, und zu diesem Zwecke, nicht aber von ästhetischem oder literarhistorischem Standpunkte aus, ist auch auf die Gedichte Rücksicht genommen worden. Denn ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, war die Aufgabe, welche der Verfasser sich hier ebenso wie bei Bearbeitung der

Biographie Walter Scott's geſtellt hatte, und die Schilderung des Einfluſſes, welchen die Byron'ſchen Gedichte auf die Literatur Englands und der anderen Völker geübt haben, lag außerhalb der Grenzen eines ſolchen Planes.

So oft es anging, hat man den Dichter durch ſeine Briefe und ſeine Tagebücher ſelbſt reden laſſen, wobei äußerlich zu bemerken iſt, daß es erlaubt ſchien, die engliſche Anredeform abwechſelnd mit „Du", „Sie" oder „Ihr" wiederzugeben, je nach dem Ton der Mittheilungen, oder nach dem Verhältniß der redenden und ſchreibenden Perſonen.

Byron's Persönlichkeit dagegen war von der Art, daß er mehr Feinde als Freunde haben mußte, und die vielfachen Berichte, welche von beiden Parteien uns vorliegen, stehen oft in geradem Widerspruch mit einander. Es kam also darauf an, mit möglichster Unparteilichkeit die Züge herauszufinden, welche, von verschiedenen Seiten gesehen, so verschiedene Bilder geben konnten.

Außerdem war bei Walter Scott die Besprechung der Werke verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung für das Verständniß seines Charakters, und die Gedichte und Romane desselben sind bei aller äußerlichen Verschiedenheit dennoch so gleichartig, daß schon aus diesem Grunde ein tieferes Eingehen in das Einzelne unnöthig wurde.

Bei Lord Byron aber bedingen sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters, auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden, und zu diesem Zwecke, nicht aber von ästhetischem oder literarhistorischem Standpunkte aus, ist auch auf die Gedichte Rücksicht genommen worden. Denn ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, war die Aufgabe, welche der Verfasser sich hier ebenso wie bei Bearbeitung der

Biographie Walter Scott's geſtellt hatte, und die Schilderung des Einfluſſes, welchen die Byron'ſchen Gedichte auf die Literatur Englands und der anderen Völker geübt haben, lag außerhalb der Grenzen eines ſolchen Planes.

So oft es anging, hat man den Dichter durch ſeine Briefe und ſeine Tagebücher ſelbſt reden laſſen, wobei äußerlich zu bemerken iſt, daß es erlaubt ſchien, die engliſche Anredeform abwechſelnd mit „Du", „Sie" oder „Ihr" wiederzugeben, je nach dem Ton der Mittheilungen, oder nach dem Verhältniß der redenden und ſchreibenden Perſonen.

Die Werke, welche bei der Arbeit benutzt werden konnten, sind folgende:

Thomas Moore, Briefe und Tagebücher Lord Byron's.

Dallas, Erinnerungen an Lord Byron.

Medwin, Lord Byron's Gespräche.

Parry, Lord Byron's letzte Tage.

Leigh Hunt, Lord Byron und einige seiner Zeitgenossen.

Kennedy, religiöse Gespräche mit Lord Byron.

Lady Blessington, Unterhaltungen mit Byron.

John Galt, Lord Byron's Leben.

Armstrong, Lord Byron's Leben.

Trelawney, Erinnerungen an Lord Byron's und Shelley's letzte Tage.

Washington Irving, Newstead Abbey und Abbotsford.

London Quarterly Review.

Edinburgh Review.

Alibone, Wörterbuch der englischen und amerikanischen Literatur, und die darin enthaltenen, früher ungedruckten Mittheilungen verschiedener Personen, welche mit Lord Byron in Berührung gekommen sind.

Macaulay, Essays.

Eckermann, Gespräche mit Goethe.

Ida v. Düringsfeld, die Frauen Byron's.

Posgaru, Manfred.

Die Gegenwart. Band 11.

Einzelne Pamphlets, welche unmittelbar nach des Dichters Tode erschienen, und die mir durch die Güte verschiedener Herren in England auf's Bereitwilligste zu Gebote gestellt wurden.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel.

Abstammung. Erste Kindheit 1

Zweites Kapitel.

Knabenjahre 15

Drittes Kapitel.

Das Gymnasium zu Harrow 36

Viertes Kapitel.

Universität Cambridge. Erste Gedichtsammlung 60

Fünftes Kapitel.

Die Edinburgher Kritik. Großjährigkeit 83

Sechstes Kapitel.

Eintritt in's Parlament. Die Satyre 101

Siebentes Kapitel.

Reise nach dem Orient 127

Achtes Kapitel.

Childe Harold. Tod der Mutter 171

Seite

Neuntes Kapitel.

Leben in London. Der Giaour und die Braut von Abydos. Der Corsar. Lara 214

Zehntes Kapitel.

Heirath und Trennung der Ehe 252

Erstes Kapitel.

Abstammung. Erste Kindheit.

In dem Doomsdaybook, welches alle diejenigen Personen namhaft macht, denen in Folge der normännischen Eroberung im Jahre 1066 Güter in England verliehen wurden, findet sich Radulphus de Burun verzeichnet, und zwar mit sieben verschiedenen Belehnungen in der Grafschaft Nottinghamshire und fünf dergleichen in der Grafschaft Derby. Von diesem Radulphus stammt in directer Nachkommenschaft Lord Byron ab, und ist also bis in's eilfte Jahrhundert der Stammbaum des Dichters urkundlich beglaubigt. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß die Buruns bereits in der Normandie altadlige Herren waren, so daß der Familienstolz der Byrons wenigstens ein historisch wohlbegründeter zu nennen ist. Aber auch durch Thaten kühner und rühmlicher Art haben Vorfahren des Dichters sich mehrfach ausgezeichnet. Zu Horestan Castle residirend hatten sie

weite Landstriche in den Grafschaften Derby und Lancaster in Besitz, und der Name Byron wird unter Denen genannt, welche sich bei der Belagerung von Calais unter Edward III. auszeichneten. Byrons kämpften bei Cressy, Bosworth und Marston Moore. Auch unter den Kreuzfahrern nimmt der Dichter an mehr als einer Stelle für seine Ahnherren einen Platz in Anspruch, auf Sagen und Ueberlieferungen in dieser Beziehung mehr als auf sichere geschichtliche Kunde sich stützend.

Das Grundeigenthum der Familie wurde bedeutend vergrößert, als Heinrich VIII. einen Theil der unermeßlichen Liegenschaften, welche ihm bei Auflösung der Klöster und Stifter zufielen, an seine Günstlinge verschenkte. Zur Zahl derselben gehörte Sir John Byron, der Kleine „mit dem großen Barte" genannt. Eine damals nicht ungewöhnliche Bezeichnung, wie denn auch Walter Scott unter seinen Vorfahren einen zählt, welcher den Beinamen des Bärtigen führte.

Sir John wurde mit der von Heinrich II. um 1170 gegründeten Abtei Newstead und den dazu gehörigen Ländereien belehnt und sein Enkel erfuhr durch Jacob I. die Auszeichnung, unter die Ritter des Bathordens aufgenommen zu werden.

Gute Hauswirthschaft scheint von alter Zeit her nicht zu den Tugenden der Byrons gehört zu haben, denn

dem neuen Ritter ertheilte ein alter Oheim den Rath, ſeine Dienerſchaft auf die für die damaligen Zeit- und Rangverhältniſſe ſehr mäßige Zahl von vierzig oder fünfzig zu beſchränken.

Den Lordstitel erhielt zuerſt der Urenkel des Ritters, der mit Newſtead beliehen worden war, als wohlverdiente Auszeichnung für die Treue und Beſtändigkeit, mit welcher derſelbe während der ganzen Zeit der bürgerlichen Unruhen ſich auf Seiten der Stuarts gehalten hatte. Zum Baron Byron von Rochdale in der Grafſchaft Lancaſter wurde von Carl I. der neue Pair des Reiches für ſich und ſeine Nachfolger ernannt. Unſer Dichter hat in einem ſeiner früheſten poetiſchen Verſuche: „Abſchied von Newſtead Abbey“, eine ganze Reihe ſeiner Vorfahren beſungen und man kann ihre Namen und ihre wirklichen und ſagenhaften Thaten dort nachleſen.

Nach den Bürgerkriegen vergingen wohl hundert Jahre, während deren kein Mitglied der Byron'ſchen Familie ſich in der engliſchen Geſchichte bemerklich machte, bis der Großvater unſers Dichters, der ſpätere Admiral Byron, durch ſeine kühnen, während einer 1764—1766 vollbrachten Weltumſegelung*) beſtandenen See-

*) Charnocus Biographia navalis, London 1794—96, enthält die Lebensbeſchreibung des Admirals. Von ſeiner Reiſe hat er ſelbſt

17495.122
~~17495.2~~

HARVARD COLLEGE
JAN 16 1914
LIBRARY.
Gift of the
Division of Modern Languages
(2 pts. in 1 vol)

Der Verfaſſer hat ſich das Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

Vorrede.

Die günstige Aufnahme, welche Walter Scott's Biographie im Publikum gefunden hat, regte bei dem Verfasser den Gedanken an, auch Lord Byron's Leben in ähnlicher Art zu beschreiben. Bei der Ausführung zeigte sich aber alsbald die große Verschiedenheit beider Aufgaben.

Während nämlich bei Walter Scott das vorhandene Material lediglich zu sichten und anzuordnen war, so mußte Lord Byron gegenüber eine selbstständigere Arbeit unternommen werden.

Zwar haben die von Thomas Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher Lord Byron's in vieler Beziehung dieselbe Bedeutung wie Lockhart's Memoiren für Walter Scott, allein Lockhart steht bei der Schilderung des klaren und einfachen Charakters seines Schwiegervaters in vollem Einklange mit den Berichten aller anderen Personen, welche das Glück gehabt haben, den schottischen Dichter näher kennen zu lernen.

Byron's Perſönlichkeit dagegen war von der Art, daß er mehr Feinde als Freunde haben mußte, und die vielfachen Berichte, welche von beiden Parteien uns vorliegen, ſtehen oft in geradem Widerſpruch mit einander. Es kam alſo darauf an, mit möglichſter Unparteilichkeit die Züge herauszufinden, welche, von verſchiedenen Seiten geſehen, ſo verſchiedene Bilder geben konnten.

Außerdem war bei Walter Scott die Beſprechung der Werke verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung für das Verſtändniß ſeines Charakters, und die Gedichte und Romane deſſelben ſind bei aller äußerlichen Verſchiedenheit dennoch ſo gleichartig, daß ſchon aus dieſem Grunde ein tieferes Eingehen in das Einzelne unnöthig wurde.

Bei Lord Byron aber bedingen ſein Leben und ſeine Schriften einander wechſelſeitig ſo ſehr, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters, auch ſein Charakter und ſeine ganze Denkart nicht begreiflich werden, und zu dieſem Zwecke, nicht aber von äſthetiſchem oder literarhiſtoriſchem Standpunkte aus, iſt auch auf die Gedichte Rückſicht genommen worden. Denn ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeſchichte zu liefern, war die Aufgabe, welche der Verfaſſer ſich hier ebenſo wie bei Bearbeitung der

Biographie Walter Scott's gestellt hatte, und die Schilderung des Einflusses, welchen die Byron'schen Gedichte auf die Literatur Englands und der anderen Völker geübt haben, lag außerhalb der Grenzen eines solchen Planes.

So oft es anging, hat man den Dichter durch seine Briefe und seine Tagebücher selbst reden lassen, wobei äußerlich zu bemerken ist, daß es erlaubt schien, die englische Anredeform abwechselnd mit „Du", „Sie" oder „Ihr" wiederzugeben, je nach dem Ton der Mittheilungen, oder nach dem Verhältniß der redenden und schreibenden Personen.

Die Werke, welche bei der Arbeit benutzt werden konnten, ſind folgende:

Thomas Moore, Briefe und Tagebücher Lord Byron's.

Dallas, Erinnerungen an Lord Byron.

Medwin, Lord Byron's Geſpräche.

Parry, Lord Byron's letzte Tage.

Leigh Hunt, Lord Byron und einige ſeiner Zeitgenoſſen.

Kennedy, religiöſe Geſpräche mit Lord Byron.

Lady Bleſſington, Unterhaltungen mit Byron.

John Galt, Lord Byron's Leben.

Armſtrong, Lord Byron's Leben.

Trelawney, Erinnerungen an Lord Byron's und Shelley's letzte Tage.

Waſhington Irving, Newſtead Abbey und Abbotsford.

London Quarterly Review.

Edinburgh Review.

Alibone, Wörterbuch der engliſchen und amerikaniſchen Literatur, und die darin enthaltenen, früher ungedruckten Mittheilungen verſchiedener Perſonen, welche mit Lord Byron in Berührung gekommen ſind.

Macaulay, Eſſays.

Eckermann, Geſpräche mit Goethe.

Ida v. Düringsfeld, die Frauen Byron's.

Posgaru, Manfred.

Die Gegenwart. Band 11.

Einzelne Pamphlets, welche unmittelbar nach des Dichters Tode erſchienen, und die mir durch die Güte verſchiedener Herren in England auf's Bereitwilligſte zu Gebote geſtellt wurden.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel.

Abstammung. Erste Kindheit 1

Zweites Kapitel.

Knabenjahre 15

Drittes Kapitel.

Das Gymnasium zu Harrow 36

Viertes Kapitel.

Universität Cambridge. Erste Gedichtsammlung 60

Fünftes Kapitel.

Die Edinburgher Kritik. Großjährigkeit 83

Sechstes Kapitel.

Eintritt in's Parlament. Die Satyre 101

Siebentes Kapitel.

Reise nach dem Orient 127

Achtes Kapitel.

Childe Harold. Tod der Mutter 171

Seite

Neuntes Kapitel.

Leben in London. Der Giaour und die Braut von Abydos. Der Corsar. Lara 214

Zehntes Kapitel.

Heirath und Trennung der Ehe 252

Erstes Kapitel.

Abstammung. Erste Kindheit.

In dem Doomsdaybook, welches alle diejenigen Personen namhaft macht, denen in Folge der normännischen Eroberung im Jahre 1066 Güter in England verliehen wurden, findet sich Radulphus de Burun verzeichnet, und zwar mit sieben verschiedenen Belehnungen in der Grafschaft Nottinghamshire und fünf dergleichen in der Grafschaft Derby. Von diesem Radulphus stammt in directer Nachkommenschaft Lord Byron ab, und ist also bis in's eilfte Jahrhundert der Stammbaum des Dichters urkundlich beglaubigt. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß die Buruns bereits in der Normandie altadlige Herren waren, so daß der Familienstolz der Byrons wenigstens ein historisch wohlbegründeter zu nennen ist. Aber auch durch Thaten kühner und rühmlicher Art haben Vorfahren des Dichters sich mehrfach ausgezeichnet. Zu Horestan Castle residirend hatten sie

Füße, oder wie Einige behaupten, ſogar beide*), war aus ſeiner natürlichen Lage gerenkt, und die berühmteſten Aerzte wurden vergeblich zu Rathe gezogen, um das Uebel zu beſeitigen. Die heutzutage ſo leichte und häufig angewendete Sehnendurchſchneidung kannte man damals noch nicht, oder ſie wurde wenigſtens nicht verſucht. Man quälte das Kind, ohne einen Erfolg zu erzielen, mit Bandagen und orthopädiſchen Maſchinen, welche ſo unbequem waren, daß ſie ihn am Einſchlafen hinderten. Die Wärterin ſaß dann bei ſeinem Bette, und erzählte ihm Märchen und Legenden, oder ſie lehrte ihn die Pſalmen und andere kirchliche Stücke herſagen, an welchen der Knabe ſo viel Gefallen fand, daß, wie er ſpäter öfters äußerte, ſich von jener frühen Zeit her ſeine Vorliebe für die Bibel, namentlich für die Schriften des alten Teſtamentes datirt. Die Lahmheit des Fußes wurde nicht gehoben, und hinderte ihn ſein ganzes Leben lang mehr oder weniger am Gehen. Dieſe Gebrechlichkeit ihres einzigen Kindes hätte der Mutter einen natürlichen Anreiz zu erhöhter Liebe und Zärtlichkeit geben ſollen, allein die Wildheit ihrer Natur war ſo groß, daß ſogar das körperliche Mißgeſchick des Sohnes ihr dazu dienen mußte, in

*) Trelawney, welcher Byron's Leichnam geſehen hat, ſagt: both his feet were clubbed and his legs withered to the knee.

ihren Wuthausbrüchen das Kind mit ſeinem lahmen Fuße zu verhöhnen, welches ſie dann wieder, wenige Augenblicke nachher mit ebenſo ausſchweifenden Liebkoſungen faſt zu erſticken drohte.

Eine ſolche Behandlung der Mutter hat in dem Dichter bis an ſein Ende fortgewirkt, und ſie war namentlich von Einfluß auf die Art und Weiſe, mit der er ſein Leiden ertrug, oder vielmehr voll Erbitterung dagegen ankämpfte. Auch Walter Scott war von Jugend auf lahm, wie denn mehr als Eine ſolcher zufälligen Aehnlichkeiten zwiſchen beiden Dichtern aufzuweiſen iſt. Allein wie verſchieden verhielten ſich Beide ihren auferlegten Leiden gegenüber. Scott nahm die Sache humoriſtiſch, und fand in ſeinem kranken Fuße einen Antrieb, durch Ausbildung der übrigen körperlichen Anlagen den Mangel des kräftigen Auftretens möglichſt zu erſetzen. Auch Byron that dies. Aber ſeine Verkrüppelung, wie er es nannte, war für ihn vor allen Dingen eine Kränkung der Eitelkeit, und niemals konnte er dieſelbe vergeſſen und überwinden. Auf alle Weiſe ſuchte er durch Anzug und Stellung des Körpers das Leiden den Blicken Anderer zu entziehen, und er empfand es als tödtliche Beleidigung, darauf in irgend einer Weiſe aufmerkſam gemacht zu werden. Als einſt ein Mädchen mit einem andern kleinen Kinde ſich zu Byron's Wärterin geſellte, und bedauernd

äußerte, wie ſchade es ſei, daß ein ſo hübſcher Knabe einen ſolchen Fuß habe, da ſchlug der kleine George mit ſeiner Peitſche nach ihr, und rief: Davon ſollſt Du nicht ſprechen! Als er dagegen einem andern lahmen Jungen begegnete, fühlte er dieſem gegenüber ſich erleichtert, und ſagte: Komm mit mir, dann gehn ein Paar Klumpfüße die Straße entlang.

Unter Walter Scott's Vorfahren führte einer, ein tapferer Ritter, den Beinamen: Hinkefuß. An dieſen erinnerte Scott ſich ſeines gleichen Gebrechens wegen ſtets mit Vorliebe, und bemerkte dabei, daß es für Byron gewiß heilſam geweſen wäre, wenn derſelbe unter ſeinen Ahnen gleichfalls einen Lahmen entdeckt hätte. Noch ſei hier eines Vorfalls gedacht, welcher in Byron's Jugendleben ſich ganz ebenſo zutrug, wie bei dem Knaben Walter Scott. Byron würde einſt mit in's Theater genommen, und durch die Darſtellung in ſo heftige Mitleidenſchaft gezogen, daß er von ſeinem Platze aus in das Stück hineinredete. Als nämlich zwei Perſonen des Schauſpiels mit einander ſtritten, ob es die Sonne oder der Mond ſei, was ſie vor ſich ſähen, da ſprang der kleine George von ſeinem Sitze in die Höhe, und rief: „Aber ich ſage, es iſt der Mond, Sir!“

Im Jahre 1791 ſtarb Capitain Byron in Valenciennes, wohin er ſich zurückgezogen hatte.

Bei der Nachricht von dieſem Ereigniſſe ergoß ſich ſeine Gattin in einen Strom von leidenſchaftlichen Klagen, und bekundete dadurch, daß wenigſtens ſie aus wirklicher Neigung eine Verbindung geſchloſſen hatte, welche von Seiten des Gatten nur aus unwürdigen äußeren Rückſichten eingegangen worden war. Ihre nächſten Umgebungen hatten darüber längſt keinen Zweifel gehabt; denn noch in der Zeit, wo ſie ſich gänzlich von ihm losgeſagt hatte, ward ſie dennoch niemals müde, einen Jeden, der mit dem Capitain zuſammengetroffen war, genau und umſtändlich über das Ausſehen und das Befinden deſſelben auszuforſchen.

Zweites Kapitel.

Knabenjahre.

Ueber den erſten Unterricht, welchen der Knabe empfing, liegen uns folgende eigenhändige Aufzeichnungen des Dichters vor:

„Einen Theil meiner früheſten Kindheit verlebte ich in Aberdeen. Ich habe die Stadt nach meinem zehnten Jahre nie wieder geſehen. Mit fünf Jahren, oder noch

früher ſchickte man mich zu einem Herrn Bowers in die Schule. Es war eine Anſtalt für Knaben und Mädchen zugleich. Ich lernte da faſt nichts, als die Lection der einſylbigen Worte aus dem ABC-Buche (Gott ſchuf die Welt — dankt Gott hier für), die ich ſo oft hörte, daß ich ſie auswendig herſagen konnte, ohne einen Buchſtaben zu kennen. Als man zu Hauſe ſich von meinen Fortſchritten überzeugen wollte, wiederholte ich dieſe Sylben mit äußerſter Geläufigkeit; ſobald man aber die Seite umſchlug und ich fortfuhr die nämlichen Worte herzuſagen, da wurde der geringe Umfang meiner Kenntniſſe offenbar. Ich bekam Ohrfeigen (und doch verdienten meine Ohren am wenigſten Prügel, denn ich hatte meine ganze Gelehrſamkeit nur durch's Gehör) und mein Geiſt wurde einem neuen Lehrer zur Ausbildung anvertraut. Es war dies ein frommer geſcheuter kleiner Candidat, Namens Roß, der ſpäter irgendwo eine Predigerſtelle erhielt. Bei ihm machte ich erſtaunliche Fortſchritte, und bis auf dieſen Tag iſt ſein mildes Weſen und die gutmüthige Art, mit der er mich auf's Fleißigſte unterrichtete, mir erinnerlich geblieben.

Von dem Augenblick an, wo ich leſen konnte, war Geſchichte meine Leidenſchaft, und ganz beſonders nahm mich, ohne daß ich wußte weshalb, die Schlacht am See Regillus aus der römiſchen Geſchichte in Anſpruch. Noch jüngſt, als

ich von den Höhen von Tusculum auf den kleinen See herabblickte, der einſt Regillus hieß, und ſich in der weiten Fläche vor mir wie ein Punkt ausnahm, kam meine jugendliche Begeiſterung über mich, und ich gedachte des alten Lehrers."

Später erhielt ich einen ſehr ſchwermüthigen, ernſten, aber liebevollen jungen Mann zum Lehrer, der Paterſon hieß. Er war der Sohn meines Schuhmachers, hatte aber viel gelernt, wie alle Schotten. Bei ihm lernte ich Lateiniſch, bis ich in eine höhere Schule kam, wo ich bald nach Sekunda aufrückte. Aus dieſer Claſſe ging ich ab, weil mein Onkel ſtarb, und man mich nach England brachte, wo ich ja aus dem Ei gekrochen war. Meine ſchöne Handſchrift, die ich jetzt kaum ſelbſt leſen kann, habe ich mir nach Anleitung der zierlichen Vorſchriften eines Herrn Duncan erworben, der ſich über meine Fortſchritte nach dieſer Richtung hin nicht ſehr freuen würde. Jedenfalls habe ich damals beſſer geſchrieben als nachher. Eile und Aufregung aller Art haben eine ſo hübſche Handſchrift verdorben, wie je eine auf's Papier kam."

Noch im Jahre 1831 lebte der alte Pförtner, welcher ſich gar wohl des kleinen Knaben in rother Jacke und Nankinghoſen erinnerte, den er ſo oft aus dem Schulgarten hat herauswerfen müſſen. Er ſowohl,

wie viele der Schulgenoſſen gedenken des kleinen George als eines lebhaften, hochherzigen und gefühlvollen Knaben, der bei aller Leidenſchaftlichkeit und bis zur Rachſucht geſteigerten Heftigkeit, doch voll Anhänglichkeit für ſeine Kameraden war. Schläge theilte er weit öfter aus, als er ſie empfing. Ueberhaupt ging ſein Ehrgeiz mehr dahin, ſich durch Kühnheit und Geſchicklichkeit in allen Leibesübungen als durch Lernen auszuzeichnen. Sein Platz in der Claſſe war daher gewöhnlich weit unten, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ſein Stolz beſonders geweckt wurde, ſchwang er ſich plötzlich empor. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte alsdann der Lehrer wohl zu ſagen: „Nun George, mein Sohn, laß ſehen, wie bald Du wieder der letzte ſein wirſt.“

Eine Kinderkrankheit, welche der achtjährige Knabe 1796 durchzumachen hatte, veranlaßte die Mutter, mit dem kleinen Reconvalescenten einen Sommeraufenthalt in den ſchottiſchen Hochlanden zu nehmen, und zwar in dem Hauſe des Obriſten Duff, ſeines Pathen, nicht fern von einer romantiſchen Gebirgsgegend, und von den jugendlichen Eindrücken, die er dort empfing, hat der Dichter ſpäter ſeine Vorliebe für wilde Naturſchönheiten hergeleitet. „Seit jener Zeit“, ſagte er, „liebe ich ſo ſehr alle gebirgigten Gegenden. Nie vergeſſe ich den Eindruck, den wenige Jahre nachher in England ſelbſt

ein ganz unbedeutender Berg auf mich machte. Und ſpäter in Cheltenham blickte ich jeden Abend bei Sonnenuntergang mit einem Gefühl, das ich nicht beſchreiben kann, zu den Bergen hinüber."

Dieſe Begeiſterung für Naturſchönheiten ſollte aber nicht der einzige Jugendeindruck bleiben, welchen der Knabe damals empfing, vielmehr wurden in vorzeitigſter Frühe bei ihm noch andere Gefühle rege, welche in weit ſtärkerem Maße als die Freude an Strömen und Bergen beſtimmt waren, auf ſein ganzes Leben von entſchiedenſtem Einfluß zu werden.

In dem Märchen vom neuen Paris erzählt Goethe, wie ihm als ſiebenjährigen Knaben im Traume die lieblichſten Mädchengeſtalten auf den Fingerſpitzen umhergetanzt hätten, als Vorbilder der Frauen, unter denen er einſt zu wählen haben würde. Ein betäubender Schlag machte der lieblichen Erſcheinung ein unerwünſchtes Ende. — Den Knaben Byron umgaukelte ebenfalls im zarten Alter eine Mädchengeſtalt, aber eine leibhaftige, in der Perſon der kleinen Marie Duff, einer Verwandten ſeines Pathen, und ſchon damals ward es klar, daß ſein wunderbar organiſirtes Herz ſich zu weiblichem Reize verhielt, wie Pulver zum Feuerfunken. Noch in ſeinem 26. Jahre hat er ſpäter dieſer kindiſchen Neigung mit folgenden Worten ſich erinnert:

„In letzter Zeit habe ich recht viel an Marie Duff gedacht. Wie ſeltſam, daß ich mit ſo vollkommen hingebender Zärtlichkeit an dieſem Mädchen hangen konnte, zu einer Zeit, wo ich doch unmöglich Leidenſchaft empfinden oder auch nur den Sinn des Wortes Leidenſchaft verſtehen konnte. Meine Mutter pflegte mich immer mit dieſer kindiſchen Liebe zu necken, und viele Jahre ſpäter, als ich 16 Jahre alt war, ſagte ſie eines Tages ganz unvorbereitet zu mir: „O Byron, ich habe einen Brief aus Edinburgh gehabt. Dein altes Liebchen Marie Duff hat ſich an einen Herrn C. verheirathet.“ Und was erwiderte ich hierauf? Ich kann mir von meinen Gefühlen in jenem Augenblicke keine Rechenſchaft geben, aber ich verfiel faſt in Krämpfe, und verſetzte meine Mutter dermaßen in Schrecken, daß ſie gegen mich der Sache nie wieder erwähnte, ſondern ſich darauf beſchränkte, ſie allen ihren Freundinnen zu erzählen. — Wie wunderbar iſt dies ganze Verhältniß! wir waren Beide in jener frühen Zeit ganz kleine Kinder, und ich hatte und habe mich ſeitdem mehr als fünfzig Mal verliebt, und doch erinnere ich mich noch jedes Wortes, das wir mit einander geſprochen haben, jeder Liebkoſung, ihres Ausſehens, meiner Unruhe, meiner Schlafloſigkeit, und wie ich meiner Mutter Zofe quälte, daß ſie in meinem Namen an ſie ſchreiben ſollte, was ſie zuletzt auch that, um

nur Ruhe zu haben. Auch unſerer Spaziergänge erinnere ich mich, und der Glückſeligkeit, in der Kinderſtube des Hauſes in Aberdeen neben ihr ſitzen zu dürfen, während Helene, die jüngere Schweſter mit ihrer Puppe vor uns ſaß, und zuſah, wie wir Liebesleute ſpielten. Sicherlich hatte ich dabei damals und auch noch viele Jahre ſpäter keine Vorſtellung von irgend etwas Unrechtem, und dennoch war meine Leidenſchaft für das Kind ſo gewaltig, daß ich manchmal zweifle, ob ich je nachher wirklich geliebt habe. Sei dem wie ihm wolle, die Nachricht von ihrer Verheirathung traf mich viele Jahre nachher wie ein Donnerſchlag, zum Entſetzen meiner Mutter und zum Erſtaunen aller Menſchen."

Aus dieſer wunderlichen Erzählung ſehen wir, in wie ſchlechten Händen die ſittliche Erziehung des Knaben ſich befand. Die Mutter, ſtatt einem für das leidenſchaftliche Kind ſo verderblichen Treiben ein Ende zu machen, ergötzte ſich an demſelben, ja was noch ſchlimmer iſt, ſie ſteigerte den Unfug durch Neckereien, und die Wärterin ſchrieb billets doux für den Burſchen, dem eine fühlbare Züchtigung weit heilſamer geweſen wäre. So früh ſchon fangen die verderblichen Einflüſſe zu wirken an, die bei Byron ſein ganzes Leben lang ſich fortſetzen, und der Entwicklung einer ernſten und ſittlichen Richtung entgegenarbeiten ſollten! —

Dazu kam nun die unſelige Stellung des Knaben als Anwärter auf die Pairswürde, zwiſchen der und ihm damals noch ein Enkel ſeines Großoheims, des fünften Lord Byron in der Mitte ſtand. Dieſer junge Mann ſtarb bereits 1794 in Corſika, und George war ſeitdem der geſetzliche Erbe der Herrſchaft, und hatte von dieſer ſeiner Stellung auch bereits ſehr frühe das volle Bewußtſein, ſo daß, als einſt die Rede eines Parlamentsmitgliedes vorgeleſen wurde, und Jemand gegen den Knaben äußerte: „Vielleicht werden wir von Dir ebenfalls einmal eine ſolche Rede leſen, die Du im Unterhauſe gehalten,“ das Kind ſofort erwiderte: „Das hoffe ich nicht! Wenn ich jemals Reden halte, ſo wird es im Hauſe der Lords ſein!“

Leider ſollten nur zu frühe dieſe ſtolzen Erwartungen ſich verwirklichen. Lord Byron V. ſtarb 1798, und die Pairswürde ging auf den damals zehnjährigen Knaben über, der nunmehr den Titel Lord Byron zugleich mit den allerdings tiefverſchuldeten Beſitzungen ſeines alten Hauſes überkam.

Man muß ſich die engliſchen Adelsverhältniſſe vergegenwärtigen, um die Bedeutung eines ſolchen Ereigniſſes zu würdigen, und den gewaltigen Einfluß zu begreifen, den daſſelbe auf die ganze Perſönlichkeit und den Charakter des Kindes üben mußte.

Adlige, im ſtrengſten Sinne des Wortes, ſind in England nur die Mitglieder des Hauſes der Lords. Etwa vierhundert Männer. Eine viel geringere Zahl alſo, als es bei uns in Deutſchland Könige, Fürſten und Prinzen giebt.

Schon hieraus folgt, daß ein Lord in der That keineswegs etwas Geringeres iſt, als ein deutſcher Fürſt. Seiner eigenen Meinung nach iſt er aber ein noch weit vornehmeres und mächtigeres Weſen, und die Großen Englands werden keineswegs anerkennen, daß z. B. ein Großherzog von Mecklenburg oder von Sachſen etwas mehr ſei als ſie. Viele von ihnen ſind auch wirklich nicht nur reicher als dieſe kleinen Monarchen, ſondern ſie halten den politiſchen Einfluß, den ſie als geborne Geſetzgeber Großbritanniens üben, für viel wünſchenswerther und bedeutender, als die Macht jener regierenden Herren. Auch herrſchen ſie auf ihren ausgedehnten Beſitzungen wirklich faſt unumſchränkt, denn die perſönliche Freiheit jedes Engländers kann es nicht hindern, daß die Bewohner einer Baronie von ihrem Lord in vollſtändiger Abhängigkeit leben. Freie Grundbeſitzer ſind in Großbritannien viel weniger zahlreich, als bei uns, und der größte Theil der landbauenden Bevölkerung ſteht zu einem Oberherrn in einer dem bloßen Pachtverhältniſſe mehr oder weniger ähnlichen Beziehung,

und unterliegt der Willkür des Herrn, welcher an ihre Stelle einen andern Pächter einſetzen kann. Indem die Lords auf dieſem Wege ſich unter Anderm auch auf die Wahlſtimmen ihrer Hinterſaſſen den größten Einfluß erhalten haben, welchen die Reform der Wahlgeſetze kaum zu ſchmälern im Stande geweſen iſt, beſetzen ſie indirect auch heute noch eine große Anzahl von Stellen im Unterhauſe, und ſind dadurch ein doppelt einflußreicher Factor der Geſetzgebung, Regierung und Verwaltung. Sie ſind außerdem Friedensrichter, und üben mittelſt dieſes Amtes eine weit gewaltſamere, nur von der Oeffentlichkeit und Preßfreiheit in Schranken gehaltene Herrſchaft über die Freiheit der Einwohner ihres Bezirks, als unſere Landräthe. Und doch verſchwindet dieſe politiſche Macht und Herrſchaft faſt gegen die ſociale Stellung, die ſie einnehmen.

Dieſe zu verſtehen muß man ſich daran erinnern, daß das ganze engliſche Volk durchaus ariſtokratiſch iſt, und daß Geburt und Geld zwei Götzen ſind, deren Anbetung ſelbſt die edelſten und gebildetſten Briten ſich nicht zu entziehen vermögen. Da nun der Lord in ſeiner Perſon Adel und Reichthum vereinigt, ſo iſt er in ſeinem Lande die Verkörperung deſſen, was von Allen am meiſten begehrt und angeſtaunt wird.

Mit einem Lord zu ſprechen iſt eine hohe Ehre.

Neben ihm auf der Straße gehen zu dürfen, iſt ein Vorzug, der den Neid aller Freunde und Bekannten erweckt. Seine Verwandten und Schützlinge werden durch ſeine Vermittlung und Fürſprache zu allen anſehnlichen und einträglichen Stellen berufen, faſt in noch höherem Maße, als dies bei unſerem Adel der Fall iſt.

Ein unverheiratheter Lord, gleichviel ob er alt oder jung, ſchön oder häßlich, gut oder laſterhaft iſt, bleibt das Ziel der Wünſche für alle Mütter heirathsfähiger Töchter und ebenſo ſehr für dieſe ſelbſt, und gar ein junger liebenswürdiger Lord iſt ein Halbgott, der ſich herabläßt, eine Sterbliche zu beglücken. Um dies vollſtändig zu begreifen, braucht man ſich nur den Fall zu denken, daß die Tochter eines kleinen deutſchen Gutsbeſitzers durch Heirath zur regierenden Fürſtin erhoben würde. Und auch das reicht noch nicht aus, weil bei uns die junge Dame durch eine ſolche Mißheirath allemal in eine ſchiefe geſellſchaftliche Stellung gerathen würde, während in England der Begriff einer Mißheirath vollſtändig unbekannt iſt, ſo unbekannt, daß ſogar die Könige und Königinnen Großbritanniens aus Verbindungen ſtammen, aus welchen nach deutſchem Rechte niemals ebenbürtige Kinder hervorgehen könnten. Nicht nur war die Königin Eliſabeth aus der Ehe Heinrichs VIII. mit einem Hoffräulein entſproſſen, ſondern

auch der Stammvater des jetzt regierenden Hauſes, Jacob I., war der Sohn aus der Ehe Maria Stuarts mit einem Unterthanen, dem Lord Darnley.

Alles dies und noch vieles Andre muß man ſich vergegenwärtigen, um den Eindruck zu begreifen, den es auf einen Mann, und wieviel mehr noch auf einen bloßen Knaben machen muß, aus dem bürgerlichen Stande plötzlich zu dem Range eines Pairs von England erhoben zu werden. Wenn nun jemals ein Kind vermöge ſeines Naturells geeignet war, durch einen ſolchen Glückwechſel in die ſchlimmſten Verſuchungen des Hochmuths und des Uebermuths zu gerathen, ſo war es der kleine George Byron. Als er die Nachricht erhielt, daß er nun ein Lord ſei, lief er zu ſeiner Mutter und fragte: Ob ſie eine Veränderung an ihm wahrnehme? Er ſelbſt habe in den Spiegel geſehn, aber nichts bemerken können.

Daß der Knabe von der gewaltigen Umwandlung, die in ſeiner Lebensſtellung eingetreten war, auch eine an ſeiner Perſon wahrnehmbare Wirkung erwartete, iſt kaum zu verwundern. War er doch in den Augen ſeiner Umgebungen von nun an ein Weſen höherer Art! Gleich am andern Tage redete der Schullehrer, als die Knaben ihre Anweſenheit in der Schule durch Aufſtehen zu bekunden hatten, ihn mit „Dominus“ an. Sogleich waren Aller Augen auf ihn gerichtet, was den Knaben ſo

verwirrte, daß er die gebräuchliche Antwort „adsum“ nicht über die Lippen bringen konnte, und vor Aufregung und innerer Bewegung in einen Strom von Thränen ausbrach.

Noch im Sommer deſſelben 1798. Jahres verließ der junge Lord Byron, von ſeiner Mutter und ſeiner Wärterin begleitet, Schottland, um das Schloß ſeiner Ahnen in Beſitz zu nehmen. Als man das letzte Chauſſeehaus erreichte, von wo aus man den Park von Newſtead Abbey vor ſich liegen ſah, that Mrs. Byron, als wenn ſie die Gegend nicht kennte, und fragte die Einnehmerin, wem die Herrſchaft gehöre. Das Weib erwiederte: Der letzte Eigenthümer, Lord Byron, ſei vor einigen Monaten geſtorben. „Und wer iſt der Erbe?“ fragte die ſtolze und glückliche Mutter. „Es ſoll“, war die Antwort, „ein kleiner Junge ſein, der in Aberdeen lebt.“ Da konnte die Wärterin ſich vor Entzücken nicht länger halten, ſie küßte den kleinen George, den ſie auf dem Schooße hielt, und rief aus: „Und dieſer hier iſt es, Gott ſegne ihn!“

Welche Betrachtungen drängen ſich uns auf, wenn wir das Kind in ſolcher Begleitung und unter ſolchen Umſtänden in die neuen Beſitzungen ſeinen Einzug halten ſehen!

Der bisherige Eigenthümer von Newſtead Abbey

war ein ſeltſamer, heftiger und menſchenſcheuer alter Herr geweſen. Der Prozeß, in welchen er wegen jener Duellgeſchichte verwickelt worden, hatte ſeinem guten Rufe geſchadet und ihn nur noch abgeſchloſſener und wunderlicher gemacht. Um ſeine Familie kümmerte er ſich nicht viel. Der Tod des Enkelſohnes ergriff ihn ebenſo wenig wie der vorangegangene Tod ſeines leiblichen Erben, und von dem Knaben George hatte er niemals Notiz genommen. Wenn er in ſeltenen Fällen von ihm ſprach, ſo bezeichnete er ihn nur als den kleinen Jungen in Aberdeen.

Seine Gutsangehörigen liebten ihn nicht. Er konnte nichts für ſie thun, weil ſeine Vermögensumſtände zerrüttet waren. Selbſt den Wald hatte er ſchon zum großen Theile niedergeſchlagen und verkauft. Die Gebäude waren in Verfall, und trugen durch dieſen ihren Zuſtand mit dazu bei, einen unheimlichen Nimbus um den Beſitzer zu verbreiten, der in dieſen alten Mauern von der Welt ſich abſchloß. Unheimliche Sagen, obgleich reine Erfindungen oder grobe Entſtellungen, waren über ihn im Umlauf. Er ſollte einſt ſeinen Kutſcher erſchoſſen und ſeine Gattin gezwungen haben, mit der Leiche allein weiter zu fahren. In dem Schloßteiche zeigte man eine Stelle, wo er Lady Byron hinabgeſtürzt hätte, eine Verläumdung, die ihren Urſprung in dem Umſtande hatte, daß hier einſt eine junge Dame zufällig ausge-

glitten und in den Teich gefallen war. Aber ſeine Lebensart gab ſolchen Gerüchten ſtets neue Nahrung. Mit einem alten Diener, demſelben Murray, der des Dichters Lieblingsbegleiter blieb, und einer Zofe, von der nicht gut geſprochen wurde, hielt er Haus. Nie war er ohne Waffen. Geladene Piſtolen trug er beſtändig bei ſich, und ſelbſt bei Tafel lagen ſie neben ſeinem Teller. Der Diener mußte ſie beim Tiſchdecken jedes Mal gleichſam mit anrichten.

Seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, die trotz der eingezogenen Lebensweiſe ihn beſtändig verfolgten, hatte er, ohne dazu berechtigt zu ſein, die zur Herrſchaft gehörige Beſitzung Rochdale in Lancaſhire verkauft. Wegen der Steinkohlen, die dort gewonnen wurden, hatte das Gut einen hohen Werth, aus dem die Käufer, die recht wohl wußten, daß die Veräußerung nicht rechtsbeſtändig ſei, ſich inzwiſchen bezahlt machten. Durch einen während des Dichters Minderjährigkeit angeſtrengten Prozeß erhielt dieſer Rochdale auch in der That zurück.

So war der Erblaſſer beſchaffen, in deſſen Beſitzungen der Knabe eingeführt wurde. Der Eindruck, welchen das Haus eines ſolchen Mannes auf ihn machen mußte, konnte kein vortheilhafter ſein; denn der Geiſt des wüſten alten Herrn ſchien noch darin zu walten; er hatte ſein Gepräge der ganzen Einrichtung aufgedrückt,

und redete aus den halbverfallenen Mauern und Gemächern in unheimlicher Sprache zu dem Eintretenden. Die wilde, leidenſchaftliche, nie zärtlich geliebte Mutter konnte ſolchen Eindrücken nicht entgegenwirken, viel eher ſie noch verſtärken.

Sehr treffend iſt, was Moore in Bezug auf dieſe Umſtände bemerkt. Er ſagt: „Wäre der verſtorbene Lord bei ſeinen Unterthanen beliebt geweſen, und hätte er den Ruf eines guten und tugendhaften Mannes hinterlaſſen, ſo wäre das vielleicht im Stande geweſen, den Knaben zur Nacheiferung anzureizen und dem ſchlechten Einfluſſe entgegenzuwirken, welchen der unheilvolle, leidenſchaftliche Charakter ſeiner Mutter auf ihn üben mußte. Denn nichts kann für die moraliſche Entwickelung eines Kindes verderblicher ſein, als Mangel an Selbſtbeherrſchung bei dem, welcher es erziehen ſoll, und am allerverderblichſten mußten die Folgen bei einem von Natur ſchon ſo eigenwilligen und gewaltſamen Charakter ſein, wie der des jungen Byron. Die wunderſamen Erzählungen, welche über den letztverſtorbenen Lord in der Leute Munde umgingen, die ihn faſt wie einen von böſen Geiſtern Beſeſſenen anſahen, waren ganz dazu geeignet, die Phantaſie eines mit poetiſchen Anlagen ſo reich begabten Kindes zu reizen, ja ſogar in ihm eine kindiſche Bewunderung und die Luſt zur Nachahmung

von Dingen zu wecken, von denen er ſah, daß ſie dem Verſtorbenen eine gewiſſe Berühmtheit verſchafft hatten, und Diejenigen, welche in den Hauptperſonen mehrer ſeiner Dichtungen ſpäter Aehnlichkeiten mit dem Charakter ſeines Vorgängers erkennen wollten, mögen hierin ſo ganz Unrecht nicht gehabt haben.“ Auch äußere Gewohnheiten deſſelben machte der junge Erbe ſich zu eigen. So das beſtändige Waffentragen, welches bei ihm ſo weit ging, daß er ſchon als Schulknabe immer kleine geladene Terzerole in ſeinen Weſtentaſchen bei ſich führte. Auch das Duell, welches in des Großoheims Prozeß eine hervorragende Rolle geſpielt hatte, war eine Lieblingsvorſtellung des jungen Erben, um ſo mehr, als derſelbe eine überlegene Geſchicklichkeit im Gebrauch von Waffen für das Mittel anſah, die körperliche Ueberlegenheit zu erſetzen, auf die er Andern gegenüber wegen ſeiner Lahmheit theilweiſe verzichten mußte.

Durch die auf ihn ererbte Pairswürde war George Byron nach engliſchem Recht unter die Vormundſchaft des Kanzleigerichtshofes gekommen und es wurde ihm demgemäß in der Perſon des Grafen von Carliſle, dem Schweſterſohne des verſtorbenen Lord Byron, ein Vormund beſtellt. Derſelbe übernahm dies Amt ſehr ungern, weil er vorausſah, daß ſein Einfluß auf den Knaben, gegenüber dem heftigen und ungeregelten

Weſen der Mutter ſeines Pflegebefohlnen, doch nur ein ſehr geringer ſein könnte. Denn dieſe fuhr fort, ihn abwechſelnd zu verziehen und zu erbittern, und was das Schlimmſte war, ſie wurde durch ihr Betragen, und durch den ſeltſamen Contraſt, in welchem ihre leidenſchaftliche Beweglichkeit mit der Wohlbeleibtheit ihres Körpers ſtand, ſogar zum Geſpött des eignen Kindes. Denn ihre Zorn- und Wuthausbrüche waren nicht, wie bei dem Sohne, von der ſtill verbiſſenen Art, ſondern äußerten ſich in Toben und Verwünſchungen, ohne auf die Gegenwart fremder Beſucher oder der Dienſtboten Rückſicht zu nehmen. Dies ging ſo weit, daß einſt ein Spielkamerad des jungen Lords bei ſolcher Gelegenheit zu demſelben ſagte: „Byron, Deine Mutter iſt närriſch!“ worauf dieſer mit finſterer Miene erwiderte: „Ich weiß es!“ Sehr bald mußte auch Lord Carliſle unter ſolchen Umſtänden den Verkehr mit Mrs. Byron gänzlich abbrechen, und den Lehrern und Erziehern des Knaben es überlaſſen, wie ſie mit ihr fertig werden wollten.

Der erſte dieſer Lehrer, welcher für ihn angenommen wurde, war ein Herr Rogers, welcher Stücke aus Cicero und Virgil mit dem Knaben las, und deſſen Fortſchritte rühmte, noch mehr aber durch den Stoicismus eingenommen wurde, den er an ſeinem Zöglinge zu bewundern

Gelegenheit hatte. Denn man hatte die Behandlung des kranken Fußes damals einem gewiſſen Lavender, einem unwiſſenden Empiriker, anvertraut, der durch gewaltſam wirkende Mittel, durch äußerſt ſchmerzhafte Drehungen des Fußes, und durch quälende Maſchinen Erfolg zu erzielen meinte. Als nun Rogers einſt zu ſeinem Schüler ſagte: „Es macht mich ganz unruhig, Mylord, wenn ich Sie in ſolchen Schmerzen mir gegenüberſehe“, da antwortete der Knabe: „Achten Sie nicht darauf, Sie ſollen mir nichts anmerken.“ Mit großer Liebe gedachte Byron ſpäter dieſes Herrn Rogers, und viele Jahre ſpäter ließ er ihm einſt noch ſagen, daß er gewiſſe Verſe aus Virgil herſagen könne, welche er unter Erduldung der entſetzlichſten Körperſchmerzen in ſeinen Unterrichtsſtunden gelernt habe.

In dieſer Zeit, ſo hat wenigſtens die Wärterin Marie Gray erzählt, ſoll er auch ſeine erſten Verſe gemacht haben, und zwar Spottverſe, die er in voller Wuth hervorgeſtoßen, als eine alte Dame ihn durch Neckereien gereizt hatte. Byron ſelbſt verſetzt ſeine poetiſchen Erſtlinge in das darauf folgende Jahr.

Da ſich die Curen des Quackſalberers Lavender erfolglos bewieſen, ſo beſchloß Mrs. Byron, mit ihrem Knaben ſich nach London zu begeben, und denſelben der Behandlung eines Dr. Baillie zu unterwerfen, zugleich

aber ihn in eine Lehranſtalt zu bringen, wo er Muße hätte, neben der geiſtigen Ausbildung auch die nöthige Zeit auf die Pflege ſeiner Geſundheit zu verwenden. Man wählte dazu die Anſtalt eines Dr. Glennie, welcher für den neuen Zögling in ſeinem eigenen Studirzimmer ein Bett aufſchlagen ließ. Hier trat nun der unangenehme Fall ein, daß die Lehrer darauf beſtanden, mit dem nach ſchottiſcher Methode bereits unterrichteten Knaben wieder ganz von vorne anzufangen, weil er ſich ſonſt in die engliſche Art zu unterrichten nicht gefunden haben würde. Zugleich hatte der junge Lord aber hier Gelegenheit, in der Bibliothek des Dr. Glennie die große Leſewuth zu entwickeln und zu befriedigen, die ihn ſeitdem ſtets beherrſcht hat. Dichter- und Geſchichtswerke zogen ihn beſonders an, und er las deren mehr, als ſonſt wohl ein Knabe in dieſem Alter.

Der eigentlich wiſſenſchaftliche Unterricht konnte aber auch hier nicht die gewünſchten Früchte tragen, und zwar hauptſächlich durch Schuld der Mutter, die ſich, wenn ſie ihre Anfälle von Zärtlichkeit hatte, weder durch den Lehrer, noch durch den Vormund davon abhalten ließ, den Knaben oft wochenlang aus der Schule zu behalten. Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, weil Byron damals wirklich mit großem Nutzen las, und auf's Treueſte das Geleſene ſich einprägte, ſo daß ſich in ſeinen Werken

ſpäter die Früchte dieſer Lectüre vielfach nachweiſen laſſen.

Er erzählt uns, daß während ſeiner damaligen Schulzeit in den Ferien der erſte poetiſche Verſuch von ihm gewagt worden ſei, und zwar theilt er die Veranlaſſung dazu in folgenden Worten mit:

„Zum Dichten habe ich die Feder zuerſt im Jahre 1800 angeſetzt. Es geſchah dies in überſtrömender Leidenſchaft für meine leibliche Couſine Margarethe Parker, Tochter und Enkelin der beiden Admirale Parker. Eines der ſchönſten Weſen, die je dahinwelken mußten! Die Verſe habe ich längſt vergeſſen. Aber ſie ſelbſt zu vergeſſen ſollte mir ſchwer werden, ihre dunklen Augen, die langen Wimpern, und die vollkommen griechiſche Schönheit ihrer Züge und ihrer Geſtalt. Ich war damals ungefähr zwölf Jahre alt, ſie etwa ein Jahr älter. Sie ſtarb ein Paar Jahre nachher in Folge eines Falles, bei dem ſie ſich das Rückgrat verletzt hatte, an der Schwindſucht. Meine Schweſter erzählte mir, daß, als ſie einſt die Kranke kurz vor deren Tode beſuchte, und zufällig meinen Namen nannte, Margarethe unter ihrer Todtenbläſſe tief erröthete, zum größten Erſtaunen meiner Schweſter, die, da ſie nicht mit uns lebte, auch von unſerer Neigung nichts wußte. Ich ſelbſt wußte weder von ihrer Krankheit noch von ihrem Tode, denn ich war

gerade auf dem Lande. — Ich kann mich keiner Erscheinung erinnern, welche ihrer durchsichtigen Schönheit gleich gekommen wäre, und eben so unvergleichlich zeigte sich ihr sanfter Charakter während der kurzen Zeit, daß wir mit einander verkehrten. Sie war wie aus einem Regenbogen gewoben, — Schönheit und Frieden! — Meine Leidenschaft hatte die gewöhnlichen Folgen. Ich konnte nicht schlafen, ich konnte nicht essen, ich konnte nicht ruhen — und obgleich ich wußte, daß sie mich liebte, so bestand mein ganzes Leben nichtsdestoweniger allein aus der Erwartung unseres jedesmaligen nächsten Wiedersehens, und doch dauerte die Trennung in der Regel kaum 12 Stunden."

Drittes Kapitel.

Das Gymnasium zu Harrow.

Daß bei der schädlichen Einwirkung, welche der Eigensinn und die launischen Uebergriffe der Mutter auf die Zucht des Lehrers übten, die Fortschritte des jungen Lords bei Dr. Glennie nicht bedeutend sein konnten, versteht sich von selbst. Mrs. Byron war höchst unzufrie-

den, als ſie dies merkte, und die Schuld auf den Unterricht ſchiebend, beſchloß ſie, nachdem Byron etwa zwei Jahre lang in der Anſtalt geweſen war, denſelben auf das Gymnaſium nach Harrow*) zu geben, für welches er damals noch durchaus nicht die nöthige Reife hatte.

Das war ein gewaltiger Gegenſatz zu dem Stillleben, welches der Knabe bisher als einziger Sohn einer Wittwe in deren beſchränktem Haushalte, oder als Schüler des Dr. Glennie, in deſſen von wenigen Zöglingen beſuchten Erziehungsanſtalt geführt hatte.

Ein ſolches engliſches Gymnaſium, wie wir es einmal nennen wollen, iſt eine Art von kleinem Staate für ſich. Die Schüler ſind zwar auf der einen Seite einer viel ſtrengern Zucht unterworfen, als bei uns, und Körperſtrafen ſind namentlich häufiger, und kommen auch gegen größere Knaben zur Anwendung; anderſeits aber haben ſie dafür auch viel größere Freiheit, und üben ihre Kräfte in der ausgedehnteſten, oft ungebundenſten Weiſe.

*) Harrow on the Hill iſt eine vortreffliche, reich dotirte Anſtalt, von einem Privatmanne aus eigenen Mitteln im 16. Jahrhundert gegründet, und faſt nur von Knaben aus der Ariſtokratie (200 bis 300) beſucht, weshalb auch die übrigen Einwohner des Diſtricts von der ihnen ſtiftungsmäßig zuſtehenden Befugniß, ihre Kinder unentgeltlich daſelbſt unterrichten zu laſſen, keinen Gebrauch machen. Dieſe Thatſache erläutert trefflich den ſchon bei den Kindern in England ſich zeigenden Gegenſatz der Stände.

Das vor alten Zeiten auf den deutſchen Univerſitäten herkömmliche Unweſen, wonach die Neuankommenden ſich von den Aelteren in der entſetzlichſten Weiſe tyranniſiren laſſen mußten, beſteht auf den engliſchen Schulen noch fort, und wird für die jüngeren Kinder durch den Umſtand faſt unerträglich, daß die Schülerehre es nicht geſtattet, über irgend eine erlittene Unbill, und ſei ſie noch ſo groß, bei dem Lehrer Klage zu führen. Ausgleichend wirkt hiebei das unverdorbene Gerechtigkeitsgefühl der Jugend, und gegen einen übermäßig grauſamen Peiniger wird ſtets ein anderer Knabe von gleichem Alter, der ſich größere Stärke zutraut, als Beſchützer des Unterdrückten auftreten. Fauſtkämpfe, die ihre ganz beſtimmten Regeln haben, und mit der ſtrengſten Ehrenhaftigkeit und Loyalität geführt werden, geben den Ausſchlag, und der Sieger gewinnt alsbald ein nicht geringes Anſehen, nicht allein dem Beſiegten gegenüber, ſondern auch gegenüber von allen denen, die bisher unter deſſen Botmäßigkeit ſtanden, und nunmehr gewiſſermaßen die Vaſallen des Ueberwinders werden.

In ein ſolches jugendliches Gemeinweſen trat der junge Lord, und es dauerte lange, bis ſein trotzig ſchüchternes Weſen an dieſe Umgebungen ſich gewöhnen konnte, wenn er auch unter den neuen Mitſchülern eine nicht geringe Anzahl von Standesgenoſſen fand, da die Lords

Clare und Delaware ſo wie der Herzog von Dorſet unter Andern eben ſolche knabenhafte Pairs von Großbritannien waren, wie er.

Ueber ſein Leben und Treiben in Harrow hat Byron nicht nur ſelbſt zu verſchiedenen Zeiten ſchriftliche Aufzeichnungen gemacht, ſondern es wird von Moore auch ein darauf bezüglicher Brief des damaligen Rectors, des ehrwürdigen Dr. Drury mitgetheilt, ſo daß wir von dieſer Schulzeit des Dichters ein ziemlich klares Bild erhalten.

Dr. Drury ſchreibt:

„Lord Byron wurde meiner Leitung anvertraut, als er dreizehn und ein halbes Jahr alt war. Der Geſchäftsführer ſeiner Familie, welcher ihn zu mir brachte, ſagte mir, daß des Knaben Erziehung vernachläſſigt, und derſelbe für das Gymnaſium keineswegs reif ſei, obgleich er gute Fähigkeiten habe. Ich nahm den neuen Schüler alsbald allein mit mir in mein Zimmer, und verſuchte durch allerlei Fragen ihn geſprächig zu machen, damit er mir von ſeinen bisherigen Beſchäftigungen und Vergnügungen, ſo wie von ſeinen Freunden etwas erzählte, doch konnte ich wenig oder nichts aus ihm herausbringen, und ich ſah bald, daß man mir ein wildes Füllen zur Dreſſur übergeben habe. Aber aus ſeinen Augen ſprach Geiſt. Ich war nun vor allen Dingen

bemüht, ihn einem ältern Knaben zu attachiren, um ihn so am schnellsten mit den neuen Umgebungen vertraut zu machen, allein die Mittheilungen, die er über die andern Knaben empfing, machten ihm wenig Freude, denn er sah bald ein, daß eine große Zahl weit jüngerer Schüler ihm im Wissen voraus wären, und er also, was er natürlich für eine große Schande hielt, hinter dieselben werde gesetzt werden. Ich beruhigte ihn hierüber, indem ich ihm sagte, er solle bei einem der Lehrer Privatstunden empfangen, und einen festen Platz in der Klasse nicht früher angewiesen erhalten, als bis er es durch seinen Fleiß dahin gebracht haben würde, daß er mit seinen Altersgenossen Schritt halten könne. Von da an fühlte er sich zwar erleichtert, aber eine gewisse Schüchternheit konnte er noch lange nicht überwinden. Sein Charakter und seine ganze Art und Weise ließ mich bald erkennen, daß er zu den Naturen gehörte, die sich leichter an einem seidenen Faden als an einem Tau lenken lassen, und dieser Erkenntniß gemäß behandelte ich ihn, und sah bald ein, daß er Fähigkeiten besaß, die zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Ueber seine Anlagen zu mündlichem Vortrage soll ich Ihnen Einiges mittheilen. Da ist denn etwa Folgendes zu erwähnen: Die größeren Schüler verfaßten ihre Vorträge selbst, diese wurden von den Lehrern durchgesehen, und dann dem Rector

vorgelegt, welcher die Knaben zuerſt zur Probe ihre Aufgaben herſagen ließ, und ihre Ausſprache und Bewegungen verbeſſerte, bevor ſie öffentlich bei feſtlichen Gelegenheiten auftreten durften. Byron's Stellung, Bewegung und Ausſprache erhielten eben ſo ſehr, wie ſeine Arbeiten ſelbſt meinen Beifall. Alle Andern, welche damals Vorträge hielten, ſprachen genau nach dem Concept, welches ſie auswendig gelernt hatten, und dies that auch Byron während des erſten Theiles ſeiner Rede. Aber zu meinem Erſtaunen wich er plötzlich von der Handſchrift ab, und zwar mit ſo kühnen Wendungen, daß ich beſorgt wurde, er würde nachher den richtigen Schluß nicht finden. Allein er ſprach ohne allen Anſtoß bis zu Ende, ohne daß die Zuhörer etwas davon hätten merken können, daß die Rede theilweiſe aus dem Stegreife gehalten worden. Auf meine Frage, weshalb er ſeinen Aufſatz abgeändert habe, erwiederte er, er habe ja gar nichts verändert, oder wiſſe es wenigſtens nicht. Ich glaubte ihm, und war überzeugt, daß er ſich von ſeinem Gegenſtande ſo ganz hatte durchdringen laſſen, daß er ſich nun mündlich mit noch weit größerer Kraft und Klarheit ausdrückte, als dies in dem ſchriftlichen Entwurf der Rede geſchehen war."

Soweit der Bericht des Schulvorſtehers, der es durch ſein ruhiges und vernünftiges Weſen gar wohl

verſtanden hat, den feurigen Knaben an ſich zu feſſeln, und ihm zugleich die größte Achtung und Ehrfurcht einzuflößen, und zwar in ſo hohem Maße, daß als Byron ſchon die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllte, er noch eine ſchülerhafte Angſt empfand, dem ſo hochverehrten Manne ſeine Werke vorzulegen. In einer 1818 niedergeſchriebenen Anmerkung zum vierten Geſange des Childe Harold hat er dieſem Lehrer mit folgenden Worten ein Denkmal geſetzt: „Er war der beſte und würdigſte Freund, den ich je beſaß, und wenn ich fehlte, habe ich mich ſeiner Warnungen immer nur zu wohl erinnert, aber leider faſt immer zu ſpät, und wenn ich etwas Gutes oder Vernünftiges that, befolgte ich nur ſeine Rathſchläge. Wenn dieſer ſchwache Ausdruck meiner Gefühle ihm jemals vor Augen kommt, ſo möge er ſich eines Schülers erinnern, der nie ohne Dankbarkeit und Verehrung ſeiner gedenkt, und der noch viel lieber ſich damit rühmen würde, ihn zum Lehrer gehabt zu haben, wenn er durch beſſere Befolgung ſeiner Ermahnungen ihm mehr Ehre gemacht hätte.“

Es iſt ein bemerkenswerther Zug in Byron's Charakter, daß er an ſeinen Jugenderinnerungen mit der größten Treue feſthielt, und ſie ſich beſtändig wieder in's Gedächtniß rief, ja in vielfachen Notizen und Tagebüchern dieſelben während aller Perioden ſeines Lebens ſchriftlich

aufzeichnete. Auch der Jugendgenoſſen gedenkt er mit großer Liebe, obgleich er nur mit ſehr wenigen in dauernder Verbindung blieb, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſolches, oft melancholiſch gefärbtes Feſthalten an dem Vergangenen und Verlorenen zum Theil darin ſeinen Grund hat, daß er ſich bewußt war, durch ſeine Launen und durch die Unregelmäßigkeit ſeiner Sitten gar manche Perſonen von ſich entfernt zu haben, deren Freundſchaft er ſo gern bewahrt hätte.

Es folgen hier einige von ſeinen ſchriftlichen Selbſtgeſprächen, die kaum eines Commentars bedürfen werden.

„Meine Schülerfreundſchaften ſind bei mir wahre Leidenſchaften geweſen, wie ich denn in allen Stücken leidenſchaftlich bin, und dennoch hat keine davon bis heute gedauert, mit Ausnahme meiner Liebe zu Lord Clare, die am früheſten begann, und ununterbrochen (außer durch Entfernung) noch bis heute fortbeſteht. Nie habe ich den Namen „Clare“ gehört, ohne daß mein Herz ſtärker geſchlagen hätte, und auch jetzt, indem ich dies ſchreibe, bin ich wieder der fünfzehnjährige Knabe von damals.“

„Auf der Schule galt ich für ungemein beleſen, und für wohlunterrichtet in Allem, was zu allgemeiner Bildung gehört. In den eigentlichen Lehrſtun-

den aber war ich träge, und nur ruckweise zu einzelnen großen Anstrengungen fähig, aber ohne Ausdauer. Meine Begabung für das Rednerische und Gewaltige galt für größer, als für das eigentlich Poetische. Unser Rector Dr. Drury, mein großer Gönner, glaubte, daß in mir ein Redner stecke. Die ersten Verse dagegen, die ich in Harrow machte (eine englische Uebersetzung eines Chores aus Prometheus von Aeschylus), nahm er sehr kühl auf. Daß ich schließlich noch ein Poet werden würde, ahnte Niemand." —

„Mit meinen Schulkameraden habe ich mich tüchtig herumschlagen müssen, und ich glaube, daß ich aus sieben Schlägereien nur ein einziges Mal nicht als Sieger hervorging, und auch das nur, weil mein Gegner sich schlechter Weise nicht innerhalb der Kampfregeln hielt. Ich weiß noch die Namen aller Knaben, mit denen ich förmliche Schlägereien hatte, aber mit allen war ich gleich nachher wieder gut Freund*). Ich war gar nicht beliebt in der Schule, aber dessenungeachtet war ich doch überall der Anführer, und ich verhinderte einst die empörte Schuljugend, das Lehrzimmer in Brand zu stecken, indem ich auf die Namen unserer Väter und Großväter hinwies,

*) Mit dem jungen Lord Calthorpe wurde gefochten, weil er unter den Namen Byron geschrieben hatte: Verdammter Atheist!

welche die Wände bedeckten. Meine Zuneigungen und Abneigungen empfinde ich noch heute. Nur daß ich gegen den Lehrer Dr. Butler mich ſo rebelliſch betragen, hat mir ſeitdem beſtändig leid gethan. Der Rector Drury, dem ich ebenfalls genug zu ſchaffen machte, war der beſte, liebevollſte, und dabei ſtrengſte Freund, den ich je gehabt habe, und ich liebe ihn wie meinen Vater. Robert Peel, der Redner und Staatsmann, ſaß mit mir auf derſelben Bank. Wir ſtanden gut mit einander, aber innig befreundet war ich mit ſeinem Bruder. Peel erweckte ſchon damals die größten Erwartungen bei Schülern und Lehrern, und er hat ſie nicht getäuſcht. Im Lernen war er mir weit überlegen, was dagegen Reden und Vortrag betrifft, ſo galt ich darin für ſeines Gleichen. Außer den Stunden hatte ich beſtändig Ungelegenheiten, er niemals. In der Schule wußte er ſeine Lection immer, ich ſehr ſelten; hatte ich ſie aber gelernt, ſo konnte ich ſie faſt ebenſo gut wie er. Was allgemeinere Gegenſtände, und namentlich Geſchichte betrifft, ſo war ich ihm ſo gut wie den meiſten Schülern meiner Klaſſe überlegen."

„Bis zu meinem 18. Jahre hatte ich, ſo ſeltſam es klingt, nie eine Revue (Literaturzeitung) geſehen. Meine Mitſchüler aber, welche meine große Beleſenheit ſich nicht erklären konnten, glaubten, daß ſich mein Wiſſen aus den Revues herſchreiben müſſe, weil ſie mich niemals leſend

antrafen, ſondern ſtets müſſig gehend oder ſpielend oder Unfug treibend. Doch ging das ganz natürlich zu. Ich las beim Eſſen, ich las im Bett, ich las, wenn niemand anders las, und hatte ſeit meinem fünften Jahre unendlich viel geleſen, — aber ein Literaturblatt war mir zufällig niemals in die Hände gekommen, denn ſonſt wüßte ich nicht, weshalb ich dergleichen nicht ſollte geleſen haben."

„Ich erinnere mich ſehr wohl, daß meine Mitſchüler mich einſt damit neckten, daß ich alles aus den Revues hätte, und daß ich ſie durch das Erſtaunen zum Lachen brachte, mit dem ich fragte: Was iſt das, eine Revue? Nun drei Jahre ſpäter hatte ich deſto mehr Gelegenheit, damit bekannt zu werden. Aber vor 1806 oder 1807 hatte ich kein ſolches Buch geſehen."

Wenn unter dieſen Umſtänden die Lehrer in Harrow ihn für einen Faullenzer erklärten, der niemals etwas lernen werde, ſo hatten ſie dazu allen Grund. Von ſeiner Unwiſſenheit im Griechiſchen z. B. hat er ſich ſelbſt ein bleibendes Denkmal geſtiftet, denn noch wird in der Schulbibliothek ein von ihm dahin geſchenkter Band griechiſcher Stücke aufbewahrt, in welchem er die Bedeutung ſelbſt ſolcher Worte, die jeder Quartaner kennt, mit Bleiſtift daneben geſchrieben hat.

Allerlei Ungelegenheiten bereitete ihm außer ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften auch der Adelſtolz, welcher ſich bereits in dem Knaben zu einer erſtaunlichen Höhe geſteigert hatte.

Zwar waren, wie geſagt, faſt alle Schüler in Harrow von guter Familie, aber Pairs von England natürlich nur ſehr wenige, und der Kaſtengeiſt machte ſich ſo ſtark bei ihm geltend, daß er es als eine perſönliche Kränkung empfand, wenn einer von dieſen getadelt, oder gar geſtraft wurde. Ein Lieblingsthema ſeiner Unterhaltung war der große Vorzug, den eine alte Pairie vor den neuernannten Lords genieße, und er hatte ſich dadurch den Spottnamen: „Der alte Engliſche Baron“ zugezogen. Dieſer übermäßige Stolz hatte die anſcheinend widerſprechende Folge, daß er ſich ſeine intimſten Freunde immer aus den unter ihm ſtehenden Klaſſen der Geſellſchaft wählte. Dieſe zu protegiren war ihm dann beſonders angenehm, und ſo liebte er aus demſelben Grunde ſich für den Beſchützer kleinerer und ſchwächerer Knaben zu erklären.

Unter den Reliquien aus dieſer frühen Zeit hat ſich in ſeinem Nachlaß ein allerliebſter Brief des jungen Lord Clare gefunden, dem wir hier eine Stelle einräumen, weil er das Verhältniß der Knaben untereinander zu veranſchaulichen ſo recht geeignet iſt.

„Harrow, 28. Juli 1805.

An Lord Byron.

Da Du in letzter Zeit so unfreundlich gegen mich gewesen bist, daß Du mir, wo Du mich trafst, Spottnamen nachgerufen hast, so bitte ich mir darüber eine Erklärung aus, weil ich zu wissen wünsche, ob wir künftig noch so gute Freunde sein sollen, wie bisher. Ich muß gestehen, Du hast mich den letzten Monat fast ganz links liegen lassen, wahrscheinlich Deinen neuen Auserwählten zu Liebe. Aber bilde Dir nicht ein, daß ich Dir, wenn Du launisch bist, immer nachlaufen werde, um Deine Freundschaft wieder zu erlangen, wie ich wohl sehe, daß andere Jungen es machen. Denke auch nicht etwa, daß ich aus Interesse Dein Freund bin, weil Du älter und größer bist als ich. Nein, so steht das nicht zwischen uns. Ich war eben Dein Freund, und bin es noch, wenn Du nicht so fortfahren willst, mir immer Spottnamen nachzurufen, wo Du mich siehst. Du mußt doch merken, daß es mir unangenehm ist. Weshalb thust Du es also, wofern Du nicht etwa willst, daß ich künftig nicht Dein Freund sein soll? Wenn Du auch nicht leidest, daß andere mich schlecht behandeln, was hilft mir das, wenn Du es selbst thust. Das ist für mich noch schlimmer. Ich bin kein Heuchler, Byron, und ich will mich auch Dir zu gefallen, nicht von Dir

ſchimpfen laſſen. Willſt Du mein Freund ſein, ſo ſoll es mich freuen, willſt Du nicht, ſo kann ich mir auch nicht helfen. Bin ich nicht Deines Gleichen? Was ſollte ich alſo für ein Intereſſe haben, vor Dir zu kriechen? Kommen wir einſt in der Welt zuſammen, ſo kannſt Du mir nichts helfen, und ich Dir auch nicht. Darum bitte ich Dich inſtändig, wenn meine Freundſchaft Dir etwas werth iſt (und nach Deinem jetzigen Betragen kann ich das kaum glauben), ſo rufe mir keinen Spottnamen nach, und ſchimpfe nicht auf mich. Bis Du dies thuſt, ſteht es nicht in meiner Macht, Dein Freund zu ſein. Es ſoll mich freuen, eine Antwort hierauf zu erhalten, ſobald es Dir gelegen iſt. Bis dahin bleibe ich

Dein (ich kann nicht ſagen Dein Freund)
Clare."

Auf dem Rücken dieſes Briefes ſteht von Byron's Hand vermerkt: Dieſer, und noch ein Brief wurde von meinem damals, und ich hoffe ſtets geliebten Freunde Lord Clare in Harrow geſchrieben, und mir in meine Stube geſchickt, als wir beide Schuljungen waren. Es handelte ſich um das einzige und kurzdauernde Mißverſtändniß zwiſchen uns, und ich bewahre das Blatt auf, damit wir einſt beide über die unbedeutende Veranlaſſung unſers erſten und letzten Zwiſtes mit einander lachen können. Byron.

In dieſen ſeinen Jugendfreundſchaften zeigte ſich der junge Lord, wie es der Heftigkeit ſeiner Empfindungen entſprach, ſehr eiferſüchtig, und es genügte, daß ein Knabe einmal einen Brief mit „lieber Byron," ſtatt mit „liebſter Byron" überſchrieben, oder daß er bei der Abreiſe eines andern Schulkameraden ſich ſehr betrübt gezeigt hatte, um heftige Reclamationen des anſcheinend vernachläſſigten oder hintangeſetzten Freundes zu provociren.

Unterbrochen wurde dieſe Harrower Schulzeit auf einige Wochen durch das eitle Verlangen der Mutter, mit ihrem Knaben im Badeorte Bath zu paradiren, wo ſie ſich im Sommer 1802 aufhielt. Hier wurde der 14jährige angehende Jüngling gar voreilig in das Weltleben eingeführt, wohnte Bällen und Maskeraden bei, und erſchien in den Augen der Damen als ein drolliger angenehmer Burſche, der einen Hang zur Satire nicht verbergen konnte, ſobald das Geſpräch ſich auf Perſonen und deren Eigenſchaften bezog.

Mußte nun ſchon dieſer voreilige, wenn gleich vorübergehende Eintritt in das Geſellſchaftstreiben der höheren Kreiſe, auf eine ſo reizbare Natur wie Byron's, nur nachtheilig wirken, ſo ſollte der Aufenthalt bei der Mutter während der Ferien des folgenden Jahres zu Eindrücken führen, die, obgleich eben ſo verfrüht wie jene, doch be-

ſtimmt waren, auf das ganze Gemüthsleben des Dichters dauernden Einfluß zu üben.

Mrs. Byron hatte ihren Wohnſitz in Nottingham, in der Nähe von Newſtead Abbey aufgeſchlagen, weil man während der Schulzeit des jungen Beſitzers dieſes Stammſchloß, wie das in England nicht ungewöhnlich iſt, vermiethet hatte, und zwar an Lord Grey.

Ebenfalls in nächſter Nähe liegt Annesley, eine Herrſchaft der mit den Byrons verwandten Familie Chaworth, und ein Mr. Chaworth war es, wie erwähnt, welchen der fünfte Lord Byron bei einem Rencontre getödtet hatte. Während ſeines Aufenthalts in Nottingham nun wurde unſer junger Dichter in Annesley eingeführt, und lernte auf dieſe Weiſe die einzige Tochter und Erbin des Hauſes, Marie Anne, kennen. Dieſelbe war etwa zwei Jahre älter als Byron, und hatte ihr Herz bereits an einen Verehrer, der nachmals ihr Gatte wurde, verſchenkt. Dies hinderte indeſſen nicht, daß der ſehr empfängliche Jüngling eine heftige Leidenſchaft zu ihr faßte, welche durch die Verwandtſchaft zwiſchen beiden, und durch vielfaches vertrauliches Beiſammenſein ungewöhnlich begünſtigt wurde.

Da er nämlich nach Newſtead Abbey nicht wohl kommen konnte, weil er mit dem zeitigen Bewohner des Schloſſes, dem Lord Grey, nicht perſönlich bekannt war,

ſo wollte er doch ſo nahe wie möglich bei ſeinem geliebten Stammhauſe die Ferienzeit zubringen, und die Verwandten in Annesley hatten ihm deshalb in ihrem Hauſe ein Zimmer eingerichtet, wo er nach Gefallen kommen und gehen konnte. Dies führte zu mancherlei Ausflügen mit der Familie, von denen der eine beſonders romantiſch war, wie er ſelbſt ihn mit folgenden Worten beſchrieben hat:

„Als ich fünfzehn Jahr alt war, beſuchten wir eine Höhle in Derbyſhire, wo ein Fluß ſo nahe unter den Felſen wegſtrömt, daß man zur Durchfahrt ſich kleiner Boote bedienen muß, in welchen nur zwei Perſonen in liegender Stellung dieſes unterirdiſche Waſſer paſſiren können, während das Boot von dem Schiffer, der gebückt in dem Flußbette watet, vorwärtsgeſtoßen wird. Meine Gefährtin bei dieſer Paſſage war Marie Anne Chaworth, in die ich ſeit langer Zeit verliebt war, ohne es ihr zu ſagen, wenn ſchon ſie ſelbſt es längſt bemerkt hatte. Meiner Empfindungen bei jener Fahrt erinnere ich mich noch ſehr wohl, aber ich kann ſie nicht beſchreiben. Es iſt auch ſo ebenſo gut. Es war noch eine Anzahl Perſonen von der Partie, außer mir und meiner Marie Anne. Ach! weshalb ſage ich meiner? Unſre Verbindung hätte Familienzwiſte geendet, in denen das Blut unſrer Vorfahren gefloſſen war; es

hätte reiche und blühende Beſitzungen verbunden; es hätte wenigſtens ein Herz und zwei Perſonen verbunden, die an Jahren gar nicht ſo verſchieden waren. Sie nur zwei Jahre älter als ich — — und — und — und — was war das Ende davon?“

An demſelben Abende hatte man einen Tanz arrangirt. Miß Chaworth miſchte ſich natürlich in die Reihen, während ihr Anbeter, ſeines kranken Fußes wegen, einſam und grollend zuſah. Daß der Tanz ihm ſeitdem ſtets zuwider war, iſt leicht erklärlich.

Da der Ball ein ländlicher war, ſo geſchah es, daß Marie Anne einen ihr ganz unbekannten Tänzer bekam, was ſonſt in England für höchſt unſchicklich gilt. Als ſie nun nachher ihren Platz wieder einnahm, ſagte Byron höhniſch: „Ich hoffe, der neue Freund hat Ihren Beifall?“

Kaum hatte er dies geſagt, als eine alte und ſehr wenig manierliche ſchottiſche Dame an ihn herantrat, ihn ſehr laut als Vetter anredete, und ihn durch vulgaire Zudringlichkeit in Verzweiflung brachte. Da hörte er die Stimme der ſchelmiſchen Marie Anne ihm zuflüſtern: „Ich hoffe, daß die neue Freundin Ihnen gefällt!“

Es ſcheint, daß das achtzehnjährige Mädchen die Verehrung des noch nicht ſechszehnjährigen Jünglings

eigentlich poſſierlich gefunden hat, und ſich an deſſen Leidenſchaft ergötzte, ohne eine Gefahr für ihr Herz zu fürchten. Sie ritten und gingen mit einander ſpazieren und der junge Dichter ſaß oft ſtumm in Träumereien verſunken neben der Freundin und zupfte, wie es ſeine Gewohnheit war, an ſeinem Taſchentuche. Seine glücklichſten Augenblicke aber waren es, wenn er ihrem Geſange lauſchen durfte, und beſonders das kleine wälſche Lied „Marie Anne“ war, hauptſächlich wohl des Namens wegen, ſein Lieblingsſtück. Seine jugendliche Phantaſie umgab die Geliebte mit einer ſolchen Glorie, daß er noch in ſeinen letzten Jahren zu ſagen pflegte, Marie Anne's Bild ſei das Ideal, auf welches alle ſeine poetiſchen Frauengeſtalten zurückgeführt werden müßten. Ihr Bild und eine Locke von ihrem Haar hat er ſein ganzes Leben lang an ſchwarzem Bande auf der Bruſt getragen.

Dies ſchwärmeriſche Verhältniß ſollte nun zu einem für den jungen Liebenden ſehr niederſchmetternden Schluſſe gelangen; denn eines Tages hörte der junge Lord zufällig, wie Marie Anne in der Nebenſtube zu ihrer Zofe ſagte: „Glaubſt Du im Ernſt, daß ich mir aus dem lahmen Jungen etwas mache?“ Es war ſpät am Abend. Aber augenblicklich ſtürzte er aus dem Hauſe, und ohne zu wiſſen wohin, rannte er in die Nacht hinein, und fand

ſich vor dem Thore von Newſtead, ehe er zur Beſinnung kam.

So endete dieſer Jugendtraum.

Im folgenden Jahre begegnete er der Geliebten noch einmal. Er hatte Selbſtbeherrſchung genug, ſich kalt und höflich zu zeigen, und beim Abſchiede zu ſagen: „Wenn ich Sie nun wiederſehe, werden Sie wohl verheirathet ſein!“ worauf ſie erwiderte: „Ich hoffe es!“

Leider können wir die junge Dame nicht von Koketterie freiſprechen; denn während ſie den knabenhaften Anbeter in ihrem Herzen verachtete, geſtattete ſie ihm doch, wie Byron noch 1822 in ſeinem Tagebuch anmerkt, heimliche Zuſammenkünfte im Garten, und ſchenkte ihm ihr Bild, obgleich ſie bereits die Braut des Mr. Muſters war, mit dem ſie ſich denn auch 1805 vermählte.

Ein Augenzeuge berichtet von der Art und Weiſe, wie Byron die Nachricht hievon empfing. Seine Mutter ſagte: Byron, ich habe Neuigkeiten für Dich! — Nun, was iſt es? — Zieh erſt Dein Schnupftuch heraus, Du wirſt es brauchen! — Ach, Unſinn! — Ich ſage, zieh Dein Schnupftuch heraus! — Er that es, um ihr den Willen zu thun. — Miß Chaworth iſt verheirathet! — Ein unbeſchreiblicher Ausdruck überflog ſeine bleichen Züge. Heftig ſteckte er das Tuch wieder in die Taſche und ſagte mit affectirter Gleichgültigkeit:

Iſt das Alles? — Ich glaubte, es würde Dich in Verzweiflung ſtürzen! — Er antwortete nicht und wendete bald das Geſpräch auf andre Dinge.

Dies iſt nun bereits das dritte Mal, daß wir unſern jungen imberbis Apollo verliebt antreffen. Allein wenn die beiden erſten Fälle offenbar kindiſcher Natur waren, ſo zeigte ſich dennoch auch dort ſchon eine Heftigkeit des Gefühls, wie ſie bei Kindern ſonſt wohl ſelten vorkommen mag. Das Verhältniß zu Marie Anne Chaworth können wir nicht länger als Kinderei betrachten. Dafür liegt uns der ſchlagende Beweis vor, in dem wunderſchönen im Juli 1816, alſo 11 Jahre ſpäter, verfaßten Gedichte „der Traum". Als dieſe Verſe geſchrieben wurden, hatte er ſich bereits vermählt, hatte ſich von ſeiner Gattin wieder getrennt und ſich von ſeinem Vaterlande für immer abgewendet. Alle Bande waren gelöſt, nur an dem Bilde der einſt Geliebten hält er feſt, und dieſe tief melancholiſchen, und doch von ſüßer Wehmuth erfüllten Traumbilder ſprechen es aus, daß ſein ganzes Leben ein Irrweg geweſen, weil es nicht zu ihr geführt hat. Mit Recht ſagt Jeffrey, daß es unmöglich iſt, die hier ausgerufenen Klagen für poetiſche Erfindung zu halten. Eine ſo verzweiflungsvolle Aufrichtigkeit, eine ſolche Intenſität des Schmerzes kann nicht erfunden ſein, ſie iſt empfunden. Vielleicht befindet ſich unter

allen ſeinen Werken kein zweites Gedicht, welches ſo wie dieſes eine vollſtändige Verkörperung ſeines eignen tiefſten Gefühles zeigt. Dieſer Traum wäre kein Kunſtwerk, wenn er nicht auch ohne Kenntniß der Vorfälle, die ihn erzeugt haben, verſtanden und genoſſen werden könnte; aber mit dieſer Kenntniß wird er doppelt ergreifend, weil hier die ganze Seele des Dichters, und zwar nach ihrer reinſten Seite hin Poeſie geworden iſt. Weder die engliſche noch die deutſche Literatur hat unſern Gefühlen nach etwas ſo das innerſte Herz Erſchütterndes aufzuweiſen, und es erfaßt uns ein mitempfindendes Wehe darüber, daß des Dichters edelſte Neigung zu früh dem knabenhaften Herzen entſproßte, als daß ſie zur vollen geſunden Blüthe ſich hätte entfalten können. Folgende Stelle aus dem Gedichte möge hier eingeſchaltet werden, wenn gleich die Ueberſetzung nur ſehr unvollkommen den Eindruck des Originals wiedergiebt:

Noch einmal ändert ſich das Traumgeſicht,
Ein altes Schloß erſcheint, und vor dem Thor
Stampft ungeduldig ein gezäumtes Roß.
Doch drinnen, im gewölbten Saale ſteht
Der Knabe wieder, ganz allein und bleich.
Er ſchreitet, heft'gen Schrittes auf und ab,
Sinkt auf den Seſſel, greift zur Feder, ſchreibt,
Was ich zu leſen nicht vermochte. Mit der Hand
Stützt er das Haupt. Wie Fieberſchauer zuckt's
Durch ſeine Glieder. Haſtig ſpringt er auf

Zerdrückt mit zitternd wilderregtem Griff
Das Blatt, worauf er schrieb — doch weint er nicht,
Und preßt gewaltsam seinen Gram zurück.
Und wie er dasteht, tritt in das Gemach
Die Dame, die er liebt. Sie lächelt still
Und weiß es doch, wie sie der Knabe liebt.
Sie weiß, denn schnell kommt solche Wissenschaft,
Daß auf sein Herz ihr Schatten fiel. Sie sieht,
Daß er unglücklich ist, — doch Alles sieht sie nicht.
Nun steht er auf. Mit kaltem leisem Druck
Ergreift er ihre Hand; und eine Schaar
Von unaussprechlichen Gedanken fliegt
Durch seine Züge. Doch die Spur vergeht
So schnell wie sie gekommen. Ihre Hand
Entläßt er aus der seinen. Leisen Schritt's
Entfernt er sich, doch nicht, als wär's im Ernst;
Denn beide lächeln, wie er von ihr geht.
Und durch das graue Burgthor schreitet er,
Besteigt das Roß, und ziehet seines Wegs
Und kehret nie zur alten Schwelle wieder.

Schon in so frühen Jahren, wo bei den meisten Menschen die Anlagen und die künftige Entwicklung noch unklar sind, und der Mensch noch wie ein Räthsel dasteht, welches erst die Zukunft zu lösen bestimmt ist, waren bei dieser seltnen Persönlichkeit bereits alle die wundersamen Gegensätze vorhanden, welche von Macaulay so trefflich zusammengestellt sind, um Byron zu charakterisiren*). Wir schalten die Stelle hier ein, obgleich

*) Macaulay. Essays (Tauchnitz) Bd. 1. p. 303.

ſie nach Macaulay's Art in abſichtlichen und allzuſchroffen Antitheſen ſich bewegt.

„Er war geboren mit Anſprüchen auf Alles, was Menſchen begehren und bewundern. Aber einem jeden der unendlichen Vortheile, welche ihm vor andern zu Theil geworden, war eine Beimiſchung von Unglück und Entwürdigung zugegeben. Aus einem alten edlen Hauſe entſproſſen, trat er eine Erbſchaft an, verkümmert und befleckt durch Verbrechen und Thorheiten ſeiner nächſten Vorfahren, welche eine unehrenvolle Berühmtheit erlangt hatten. Sein unmittelbarer Vorgänger war arm geſtorben und nur die Milde ſeiner Richter hatte ihn vor dem Tode durch Henkershand bewahrt. Der junge Pair hatte große Geiſtesgaben, aber etwas Ungeſundes war auch dieſen beigemiſcht. Von Natur gefühlvoll und hochherzig, machten Launen ihn reizbar und wunderlich. Seine Züge von klaſſiſcher Schönheit wünſchten Maler und Bildhauer wiedergeben zu können, während ſein entſtellter Gang die Bettler auf der Straße zu Neckereien reizte. Durch die Stärke und die Schwäche ſeiner Einſicht zu gleicher Zeit merkwürdig, liebevoll anhänglich und dabei querköpfig, ein armer Lord, bei aller Körperſchönheit ein Krüppel, wäre für ihn, wenn je für einen Menſchen, die feſteſte und umſichtigſte Erziehung nöthig geweſen. Aber wie launiſch auch das Schickſal

mit ihm verfuhr, tauſendmal launiſcher war noch die Mutter, der es obgelegen hätte, ſeinen Charakter zu bilden. Von leidenſchaftlichen Ausbrüchen des Zornes ging ſie zu ebenſo leidenſchaftlichen Ausbrüchen einer ausſchweifenden Zärtlichkeit über. Es ſchien, als ob die eigne Mutter nicht weniger als die Natur und ſeine ganzen Umgebungen es darauf angelegt hätten, ein verzogenes Kind aus ihm zu machen. Iſt es da ein Wunder, daß er es geworden iſt?“

Viertes Kapitel.

Univerſität Cambridge. Erſte Gedichtſammlung.

Im October 1805 vertauſchte der junge Lord die Schule zu Harrow mit der Univerſität Cambridge, um ſeine Erziehung zu vollenden. Die engliſchen Univerſitäten ſind bekanntlich nicht ſowohl für die Fachſtudien beſtimmt, welche nachher praktiſch erlernt werden, als für die Fortbildung in den auf den Gymnaſien begonnenen Unterrichtsgegenſtänden, namentlich in der Religion, den alten Sprachen, der Geſchichte und in Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Von den beiden großen, weltbe-

rühmten Anſtalten dieſer Art legt Oxford mehr Gewicht auf die eigentlich claſſiſchen Studien, während in Cambridge die Naturwiſſenſchaften nebſt Aſtronomie und Geometrie mit beſonderer Sorgfalt gepflegt werden.

In den Einrichtungen der Univerſitäten hat ſich vielleicht noch mehr mittelalterliche Sitte und Gewohnheit erhalten, als ſonſt in dem überall conſervativen England, und der ariſtokratiſche Geiſt des Volkes iſt nirgends reiner ausgeprägt als in dieſen Anſtalten. Die Adligen tragen andere Kleidung als die Bürgerlichen; ſie haben beſondere Plätze in der Kirche, und ſpeiſen an beſonderen Tafeln, und was dem mehr iſt. Daß ſolche Zuſtände auf die Entwicklung unſers ſchon an ſich ſo ſtolzen Dichters nicht günſtig wirken konnten, iſt klar. Aber heimiſch fühlte er ſich im Dreifaltigkeits-Collegium, wo er eintrat, keineswegs. In ſolche Collegien, die ihre eignen prachtvollen Gebäude, Gärten und Bibliotheken haben, zerfallen die Univerſitäten, und eine größere oder geringere Anzahl von Studenten wohnt mit ihren ſpeziellen Aufſehern und Lehrern, ſowie mit der dazu gehörigen Dienerſchaft in denſelben zuſammen. Auch iſt die Wahl des Collegiums in der Regel keine zufällige, ſondern Familientraditionen ſpielen dabei eine wichtige Rolle, und der Sohn wird nicht leicht eine andere Wahl treffen, als ſein Vater und Großvater vor

ihm. Byrons erſter Eintritt in den neuen Aufenthaltsort war, wie geſagt, kein freudiger. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber folgendermaßen aus:

„Als ich zuerſt in das Collegium trat, war das Ganze eine neue und bedrückende Scene für mich. Erſtlich war ich ſehr ungern von Harrow weggegangen, obgleich ich alt genug dazu war, und im letzten Vierteljahr konnte ich vor Traurigkeit oft nicht ſchlafen, und ſah mit Betrübniß, wie der Tag meines Abgehens immer näher rückte. Freilich war Harrow in der erſten Zeit mir auch zuwider geweſen, aber nachher liebte ich es deſto mehr. Ferner aber hatte ich den Wunſch gehabt, nach Oxford und nicht nach Cambridge zu gehen, und endlich war ich in dieſer neuen Welt ſo ganz einſam, daß es mir faſt das Herz brach. Meine Collegiengenoſſen waren umgänglich genug, reiche, vornehme junge Leute und faſt alle übermäßig fröhlich und luſtig. Ich miſchte mich auch unter ſie, ſchmauſte und zechte mit ihnen u. ſ. w., aber das Gefühl, daß ich nicht länger ein Knabe ſein dürfte, machte mich faſt ſterbensunglücklich.“

Wie ſich denken läßt, hielten dieſe ſchwermüthigen Gefühle des Jünglings nicht lange an, denn bald fand er neue Freunde, ja mit einem derſelben, dem jungen Eddleſton, verband er ſich auf ſo innige Weiſe, wie es kaum mit einem der Mitſchüler in Harrow der Fall ge-

weſen war. Auch dieſer war niederen Standes, und wählte ſpäter den kaufmänniſchen Beruf. Sein muſikaliſches Talent (er ſpielte Flöte und Violoncell) war es, welches ihn zuerſt dem jungen Lord näher brachte, deſſen Liebe um ſo mehr wuchs, als der junge Freund ſich in der Rolle eines treuen Vaſallen ſelbſt gefallen zu haben ſcheint. Ein Carneolherz, welches Byron von dieſem neuen Freunde zum Geſchenk erhielt, blieb ihm bis zum Tode ein werthes Andenken, und wird mehr als einmal in ſeinen jugendlichen Gedichten erwähnt. Mit einem andern Studiengenoſſen, Noel Long, verband ihn wiederum die gemeinſchaftliche Neigung zu gymnaſtiſchen Uebungen, namentlich zum Schwimmen, worin beide es zu großer Fertigkeit gebracht hatten. In einer ſeiner ſchriftlichen Notizen gedenkt er mit größter Liebe auch dieſes Freundes. Derſelbe nahm ſpäter Kriegsdienſte und ertrank, als das Schiff, auf dem er ſich befand, mit einem andern Schiffe in der Nacht zuſammenſtieß und zertrümmert wurde. In Cambridge war namentlich das Tauchen Gegenſtand häufigen Wettſtreits zwiſchen den Freunden.

„Der Strom", ſo erzählt Byron, „iſt dort vierzehn Fuß tief. Wir warfen Teller, Eier, ſogar Geldſtücke auf den Grund und holten ſie herauf. Die Abende brachten wir mit muſikaliſcher Unterhaltung hin, wobei

ich den Zuhörer abgab. Getrunken wurde dabei in der Regel nur Sodawaſſer. Den Tag über ritten und badeten wir oder trieben uns herum, ab und zu wurde auch ſtudirt. Dieſe Freundſchaft und eine gewaltige, ebenſo reine als leidenſchaftliche Liebe für ein junges Mädchen, bildeten die Romantik dieſer romantiſchſten Zeit meines Lebens."

„Nach des Freundes Tode bat mich der Vater desſelben, eine Grabſchrift für ihn zu verfertigen. Ich verſprach es, hatte aber nicht das Herz, es zu verſuchen. Er war eine ſo gute, liebevolle Natur, daß von ihm mit Recht geſagt werden konnte: Er war zu gut für dieſe Welt! und dabei ſo talentvoll, daß ſein Tod nur um ſo bedauernswerther war. Zuweilen hatte er ſeltſam trübe Phantaſien, und er erzählte mir einſt, daß er eine Piſtole auf ſich abgedrückt habe, von der er nicht wußte, ob ſie geladen ſei. Der Erfolg ſollte ihm als Schickſalsſpruch gelten; und trotzdem hatte er einen lebhaften Sinn für alles Heitere. Wir waren ſchon in Harrow zuſammen geweſen, und machten oft gemeinſame Ausflüge dorthin, um in Schulerinnerungen zu ſchwelgen."

Noch in ſeinen letzten Lebensjahren war das Andenken an dieſen Freund dem Dichter ſo werth, daß es der beſte Empfehlungsbrief war, wenn man ſagen konnte, daß man Noel Long gekannt habe.

In Frauengeſellſchaft kam Byron während dieſer Zeit nur in den Ferien, die er bei ſeiner Mutter in Southwell zubrachte. Es berichtet eine der Damen, mit denen er damals bekannt wurde, über das Ausſehen und das Benehmen des Jünglings, wie folgt:

„Zuerſt bin ich mit ihm in einer Geſellſchaft bekannt geworden, die ſeine Mutter gab. Er war damals ſo ſchüchtern, daß dreimal nach ihm geſchickt werden mußte, bevor er bewogen werden konnte, im Zimmer zu erſcheinen und an den geſellſchaftlichen Spielen der andern jungen Leute Theil zu nehmen. Er machte den Eindruck eines wohlbeleibten, ſehr ſcheuen Knaben, und trug das Haar glatt über die Stirn gekämmt. Am andern Morgen brachte ſeine Mutter ihn in unſer Haus, wo er ſich ebenſo ſtumm und ſchüchtern verhielt, wie am vorigen Abend. Wir redeten von allerlei und auch von einem Luſtſpiel, welches wir in Cheltenham gemeinſchaftlich geſehen hatten. Mrs. Byron empfahl ſich bald und der junge Lord ſtand auf, ſie zu begleiten, indem er eine ſehr ſteife Verbeugung machte. Ich ſagte darauf, auf eine Stelle jenes Stückes anſpielend: „Nun, guten Abend, Herr Vetter!“ Da hellten ſich plötzlich ſeine ſchönen Züge auf, alle Schüchternheit war verſchwunden und als die Mutter ihm zurief: „Nun, Byron, kommſt Du?“ ſagte er: nein, ſie möge allein gehen, er wolle noch bleiben

und plaudern, und von dem Augenblick an war er bei uns wie zu Hauſe!“

Der diesmalige Beſuch in Southwell dauerte jedoch nicht lange, weil es zwiſchen Mutter und Sohn zu ſo heftigen Scenen kam, daß letzterer ſich eilig nach London aufmachte, um dort den Reſt der Ferien zu verbringen.

Es iſt höchſt betrübend, die Berichte über dies traurige Verhältniß zu vernehmen. Mrs. Byron wurde in ihren Wuthausbrüchen durch das ironiſch ruhige Benehmen des Sohnes noch immer gereizter, denn je lauter ſie tobte und alles, was ſie in die Hand bekam um ſich her, dem Gegenſtande ihres Zornes wo möglich in's Geſicht warf, um ſo tiefere Verbeugungen machte der Sohn, bis ſchließlich ein Angriff mit der Feuerzange oder mit einem Meſſer ihn in die Flucht trieb. Zuweilen jedoch wurde Byron ſelbſt ebenſo heftig wie die Mutter, und wenn dann beide in höchſter Aufregung auseinander gegangen waren, ſo iſt es wohl vorgekommen, daß nachher jedes einzeln zu dem Apotheker in der Nähe ging, um demſelben zu ſagen, er ſolle, falls der andere Theil Gift von ihm verlangte, um ſich das Leben zu nehmen, etwas Unſchädliches verabreichen.

So widerwärtig dieſe Zuſtände auch ſind, ſo kann der Lebensbeſchreiber doch nicht umhin, durch zwei Briefe Byron's, die er nach ſeiner obenerwähnten Flucht an zwei

verſchiedene Perſonen richtete, dieſelben vollſtändig anſchaulich zu machen.

„London, 9. Auguſt 1806.

Viel Dank für die unterhaltende Erzählung von den Maßnahmen meiner Mutter, welche jetzt die Folgen ihrer Thorheit einzuſehen beginnt.

Ich habe ſo eben einen reuigen Brief von ihr erhalten, auf den ich, aus Furcht, daß ſie mir nachkommt, in ſehr gemäßigtem Tone geantwortet habe, mit dem Verſprechen, in etwa vierzehn Tagen zurückzukommen, was ich aber zu thun, entre nous, gar nicht geſonnen bin. — — — Ich bleibe hier wenigſtens acht bis zehn Tage, und werde Dir vor meiner Abreiſe noch anzeigen, wohin Briefe an mich zu richten ſind. Den Ort weiß ich ſelbſt noch nicht. Meine Wohnung muß vor meiner Mutter geheim gehalten werden. Du kannſt ihr meine Empfehlungen machen und ihr ſagen, daß jeder Verſuch, mir nachzuſetzen, vergeblich iſt, da ich Anſtalten getroffen habe, augenblicklich nach Portsmouth zu gehen, ſobald ich höre, daß ſie Southwell verläßt. Du kannſt hinzufügen, daß ich auf vierzehn Tage zu einem Freunde auf's Land gegangen bin. Ohne Zweifel finden die Damen in Southwell das böſe Beiſpiel, welches ich gegeben habe, äußerſt verderblich und zittern davor, daß auch ihre lieben Kinderchen unfolgſam werden und, wenn es

zum Streit kommt, ihren Mama's davonlaufen. Wenn Du wieder ſchreibſt, ſo laſſe nur die „Herrlichkeit“ auf ſich beruhen und nenne mich Byron.

Stets Dein ꝛc.“

Der zweite Brief, an die Schweſter des vorigen Correſpondenten, berichtet den weiteren Verlauf der Angelegenheit:

„London, 10. Auguſt 1806.

Da ich Ihrem Bruder mit der Entzifferung meines geſtrigen Geſchmieres ſchon Mühe genug gemacht habe, ſo bürde ich Ihnen jetzt die Mühe auf, dieſen zweiten Brief zu leſen. Aus meinem erſten haben Sie erſehen, daß, als ich ihm ſchrieb, mir es gar nicht einfiel, Mrs. Byron werde hier eintreffen. Jetzt ſteht es anders. Ein Billet von der Verurſacherin meines plötzlichen Ausreißens hat die natürlichen Roſen von meinen Wangen verſcheucht und mein ſchmerzdurchfurchtes Antlitz gebleicht. Dieſe wie aus der Piſtole geſchoſſene Ankündigung ihres Hierſeins war übrigens nicht ſo ſchlimm, wie Sie denken werden, ſondern endet mit der mir ſehr angenehmen Verſicherung, daß ſie augenblicklich von der Reiſe zu angegriffen ſei, um das Zimmer verlaſſen zu können. Gott ſegne dafür die ſchlechten Wege und die ſtätiſchen Poſtgäule Sr. Majeſtät. Da ich nun nicht die geringſte Luſt habe, mich im Lande umherjagen zu

laſſen, ſo werde ich aus der Noth eine Tugend machen und, wie Lady Macbeth ſagt, „wie ein Löwe vorwärts gehen“; denn an Entkommen iſt doch nicht zu denken. Ich kann jetzt mit mehr Vortheil in's Gefecht gehen, da ich den Feind aus ſeinen Verſchanzungen herausgelockt habe, obgleich dabei — dem Vorbilde, mit dem ich mich verglichen habe, nicht unähnlich — Gefahr iſt, vor den Kopf geſchlagen zu werden. Und doch: „D'rauf los, Macduff! verdammt ſei, wer zuerſt ruft: Halt! es iſt genug!“

Das Reſultat des Zuſammentreffens zwiſchen Mutter und Sohn meldet dann ſchließlich ein Schreiben vom 16. Auguſt mit folgenden Worten: „Ich kann nicht ganz wie Cäſar ſagen „veni, vidi, vici“, aber die Hauptſache dieſes lakoniſchen Siegesberichtes paßt dennoch auf mich. Denn obgleich Mrs. Byron das Kommen und Sehen ihrerſeits übernommen hatte, ſo blieb doch der Sieg ſchließlich auf Seiten Ihres gehorſamen Dieners. Nachdem die Schlacht mit großer Hartnäckigkeit einige Stunden lang gewüthet hatte, während deſſen unſere Armee durch die Lebhaftigkeit der feindlichen Geſchütze bedeutende Verluſte erlitt, ſo lief der Feind doch zuletzt in verwirrter Flucht davon, indem er Geſchütze, Feldgepäck und viele Gefangene zurückließ, ſo daß dieſe Niederlage für den gegenwärtigen Feldzug entſcheidend iſt. Mit anderen

Worten: Meine Mutter kehrte nach Hauſe zurück, ich aber ziehe mit meinen Lorbeeren an die Küſte von Suſſex! — — —“

Was mußte alles vorhergegangen ſein, bevor ein Sohn in dieſem Tone über ſeine Mutter nicht nur reden, ſondern ſchreiben kann, und wiederholt an verſchiedene Perſonen ſchreiben kann, in Zwiſchenräumen, während deren die Leidenſchaft des Zornes doch hinlänglich Zeit hatte, ſich zu beruhigen! Hier war von der Stunde der Geburt an, mit dem Dichter zu reden, die fromme Milch der Mutter in gährend Drachengift verwandelt! und wenn etwas zur Entſchuldigung ſolcher Unnatürlichkeiten angeführt werden kann, ſo iſt es dieſe Unnatürlichkeit ſelbſt, daß ein Kind unglücklich genug war, ſeine Mutter weder lieben noch achten zu können; und wenn nun dieſes Kind geboren ward, ein großer Dichter zu ſein, iſt es da zu verwundern, wenn ſeine Werke in reichem Maße von einem dämoniſchen Elemente durchdrungen ſind? —

Und dennoch hatte die beſſere Natur des Kindes und des Jünglings in ſeinen früheſten Gedichten noch vollſtändig die Oberhand behalten, und ſchon aus dieſem Grunde iſt es im höchſten Grade intereſſant, daß dieſe Erſtlingsverſuche der Welt bekannt geworden ſind.

Es iſt nicht zu verwundern, daß eine ſo lebhafte und ehrgeizige Natur, wie ſie in dem jungen Lord wohnte,

denſelben zu dem der Jugend ſo ſehr gemeinſamen Wunſche trieb, berühmt zu werden, und alſo entweder durch Thaten oder durch Schriften ſich auszuzeichnen. Gedichte hatte er ſeit ſeinem 15. Jahre bei jeder Gelegenheit gemacht. Jede neue Schulfreundſchaft wurde beſungen, ja oft genügte ein unbedeutender Streit mit einem Kameraden, um eine Ode zu veranlaſſen. Eine reiche Quelle für poetiſche Ergüſſe gab die Freude, mit welcher der junge Lord ſeiner Ahnen und deren Thaten gedachte, und er ward nicht müde, die wirklichen oder ſagenhaften Kriegszüge derſelben, ihr altes Schloß und den hohen Beruf zu beſingen, den der Abkömmling eines ſolchen Heldengeſchlechtes zu erfüllen habe. Alle dieſe Dinge waren in Harrow ſowohl, als auch in Cambridge von den Genoſſen mit Begeiſterung aufgenommen und höchlichſt bewundert worden. Den Ausſchlag gab aber Miß Pigot in Southwell, in deren Haus Byron von ſeiner Mutter eingeführt worden war. Als man dort eines Tages Gedichte von Burns vorlas, ſagte der junge Lord, daß er ſelbſt auch zuweilen Gedichte mache, und alsbald eins davon aufſchreiben wolle. Er that dies, und als die Dame ihn ermunterte, mit ſeinen Verſuchen vor die Oeffentlichkeit zu treten, ſo war ſein Entſchluß gefaßt, und er beſchäftigte ſich nunmehr, von Auguſt bis November 1806 ernſtlich mit der Durchſicht ſeiner Gedichte,

welche jedoch für's erſte nur für ſeine Freunde, keineswegs aber zum Verkauf für das große Publikum erſcheinen ſollten. Dieſe Vorarbeiten konnten natürlich ſeine Zeit nicht vollſtändig in Anſpruch nehmen, vielmehr wurde dieſelbe durch die mannigfachſten Zerſtreuungen nicht immer lobenswerther Art, und durch Lektüre ausgefüllt, welche bei der ſtaunenswerthen Schnelligkeit, mit welcher er die Bücher mehr verſchlang als las, zu einem für ſeine Jahre ſehr bedeutenden Umfange anwuchs. Aus einer Art von geiſtigem Inventarium, welches er 1807, alſo in ſeinem 19. Jahre über ſich aufnahm, erſehen wir, daß er die bedeutendſten Geſchichtswerke über alle Staaten der Erde, wenn nicht fleißig geleſen, doch durchblättert hatte; außerdem eine Menge von Lebensbeſchreibungen, und eine nicht unbedeutende Anzahl philoſophiſcher, geographiſcher und theologiſcher Werke. Bei der letztgenannten Rubrik fügt er hinzu: „Ich haſſe Bücher über Religion, obgleich ich Gott ehre und liebe, freilich ohne die läſterlichen Begriffe von Sectirern, und ohne an ihre abgeſchmackten und verdammungswürdigen Ketzereien und Myſterien und 39 Artikel zu glauben.“ — Nach dieſem höchſt wunderlichen und ziemlich unklaren Glaubensbekenntniß, geht das Verzeichniß der geleſenen Werke weiter, und es wird die geſammte claſſiſche Literatur Englands, ein Theil der franzöſiſchen Dichter („Cid

iſt mein Lieblingsſtück") und manches italieniſche Werk als geleſen angeführt, nebſt zahlloſen anderen Unterhaltungsſchriften und „was mir leid genug thut, mehr als viertauſend Romanen." Als Schluß fügt er hinzu: „Alle hier aufgezählten Bücher erinnere ich mich geleſen zu haben, und ich kann Stellen aus jedem einzelnen herſagen. Es fehlen allerdings noch viele in dem Verzeichniß, aber den größten Theil derſelben habe ich geleſen, ehe ich 15 Jahr alt war. Seit ich Harrow verlaſſen habe, bin ich träge und eingebildet geworden, das kommt von dem Verſeſchmieren und Courmachen."

Wenn es nun mit dem Studium, nach dieſem Selbſtbekenntniſſe, während der Univerſitätszeit ſchlecht beſtellt war, ſo wurde deſto eifriger den mannigfachſten Zerſtreuungen nachgegangen. Unter dieſen ſtand das Komödienſpielen oben an. Das deklamatoriſche Talent, durch welches der junge Lord ſich bereits in Harrow ausgezeichnet hatte, entwickelte ſich ſchnell zu der Gabe der mimiſchen Darſtellung, wobei ihm ganz beſonders die angeborne Luſt und Fähigkeit zu ſtatten kam, fremde Stimmen und Perſönlichkeiten auf's Täuſchendſte nachzuahmen. In den Proben zu den Aufführungen machte er ſich oft den Scherz, Einen der Anweſenden nach dem Andern auf dieſe Weiſe zu copiren, was ſofort alle Perſonen aus der Geſellſchaft, mit Ausnahme der jedes Mal

getroffenen, merkten. Eine gefährliche Art von Unterhaltung, welcher er aber einen so harmlosen Charakter zu geben wußte, daß sich Niemand dadurch beleidigt fühlte.

Für seine eigenen Rollen liebte er es, diejenigen auszusuchen, welche zur Entfaltung eines besonders heftigen und pathetischen Vortrages Anlaß gaben. Die Vorbereitungen, die Proben, die Anordnung der Costüme, das Ausbleiben einzelner Mitspieler, und die Sorge um Beschaffung von Stellvertretern, nahmen viel Zeit fort, und erforderten oft ein wiederholtes Hin- und Herschreiben. Daneben wurde manche Stunde mit Erlernung der in England so hochgehaltenen Kunst des Faustkampfes ausgefüllt, welche dort, sowie Alles, was zur persönlichen Selbstvertheidigung gehört, eine viel wichtigere Stelle einnimmt, als bei uns.

Seine eigentliche Lebensweise in dieser Zeit, wo er bald in Cambridge, bald längere Zeit in London sich aufhielt, war eine sehr unregelmäßige, und ist auch so bis an sein Ende geblieben. Bevor wir aber uns auf eine Schilderung derselben einlassen, sei das rührende Bekenntniß erwähnt, welches der 20jährige Jüngling seiner Satyre „Englische Sänger und Schottische Recensenten" einverleibt hat, und welches in freier Uebertragung folgendermaßen lautet:

Und ich, gedankenlos mich miſchend in die Menge
Gedankenloſer Menſchen, wohl das Rechte kennend,
Doch ſtets das Falſche wählend! Ohne Zucht
Und ohne Zwang mir ſelbſt anheim gegeben
In jenen Jahren, wo Vernunft noch nicht
Uns wie ein Schild das Herz beſchirmen kann
Im Kampfe mit der Leidenſchaften Schwarm, —
Da lockte, bunt von Blumen, mich der Pfad
Der Freuden in die Irre — —

Man wird nach dem, was über des jungen Lords Empfänglichkeit für Frauenſchönheit bereits geſagt iſt, ſich leicht vorſtellen, daß die Ausſchreitungen, welche er ſich vorzuwerfen hatte, ſich auf ſein Verhältniß zu dem weiblichen Geſchlecht beziehen. Kaum aber mag jemals die Befriedigung ſolcher Leidenſchaften einem Manne leichter gemacht worden ſein, als ihm, beſonders ſeit dem Augenblicke, wo er durch ſeinen Dichterruhm der Abgott der ſchönen und vornehmen Welt geworden war. Eine der hervorragendſten Schönheiten rief bei dem Anblick ſeiner Züge aus: „Dies bleiche Geſicht iſt mein Schickſal!“ Und dennoch ſank der Jüngling trotz aller auf ihn eindringenden Verſuchungen nicht auf die Stufe eines gemeinen Wüſtlings herab. Davor bewahrte ihn damals der tiefpoetiſche Zug, welcher ſein ganzes Weſen durchdrang. Immer war es nur Eine Schönheit, welche zu lieben er ſich jedes Mal wirklich einbildete, und der er ſeine Huldigungen ſo lange ausſchließlich darbrachte, bis

eine neue Flamme ſein empfängliches Herz entzündete, oder ſeine Sinne mit ſich fortriß, und was er in einer gewiſſen Periode ſeines ſpäteren Lebens ſich auch zu Schulden kommen ließ, ſo hat er doch in der Zeit, von der wir jetzt reden, nichts Schlimmeres begangen, wie tauſend Andere ſeines Alters und Standes. Freilich nicht ohne ſeine Schuld war ſein Ruf damals weit ſchlechter, als er ſelbſt, weil er leider in eignen und fremden Angelegenheiten von einer faſt plauderhaften Offenherzigkeit war, und Alles, was er that und ſagte, an die große Glocke hing und in's Publikum brachte. Selbſt vor den verwerflichſten Verletzungen jedes Anſtandes und jeder Sitte ſchreckte er nicht zurück, wenn ihn die Laune überkam. So hatte er ſich z. B. einmal an ein hübſches Mädchen niedrigen Standes, und von ſehr geringer Bildung attachirt, und er trieb die Rückſichtsloſigkeit und Unvorſichtigkeit ſo weit, daß er dieſelbe in ſeiner Wohnung in London aufnahm, und auf Reiſen ſich von ihr begleiten ließ, indem er ſie in Männerkleider ſteckte. Ja er hatte die Unverſchämtheit, ſie in dem Badeorte Brighton einer vornehmen Dame als ſeinen Bruder vorzuſtellen; der Betrug wurde dadurch entdeckt, daß der angebliche Bruder ſich nicht ohne die gröbſten Sprachfehler auszudrücken vermochte. Aber grade dieſe alles Maß überſchreitende Frechheit ſeines

Betragens, welche die höhere Geſellſchaft ihm zu verſchließen nur zu geeignet war, berechtigt uns, ihm auch dann Glauben zu ſchenken, wenn er die gegen ihn vorgebrachten Anklagen als ungerecht zurückwies. Bis an ſein Ende hat er gar oft auf das Nachdrücklichſte mündlich und ſchriftlich verſichert, daß er bei Allem, was er ſich Ausſchweifendes zu Schulden kommen ließ, dennoch wahre Ehre genug beſaß, um ſeinen Namen nicht durch andere als leichtſinnige Handlungen zu beflecken, und daß er etwas Feiges, Hinterliſtiges und Gemeines nie begangen hat, und namentlich niemals der Künſte und Liſten ſich bediente, um ein unſchuldiges Geſchöpf zu verführen, ſo wenig er auch die Kraft der Entſagung beſaß, den ſich ihm entgegendrängenden Verſuchungen zu widerſtehen. Dann aber, und das iſt nicht zu überſehen, ſtammte Byron aus einem ſeit Jahrhunderten durch wilde Leidenſchaftlichkeit ausgezeichneten Geſchlechte, welches ſeine Fehler ſo gut wie ſeine Tugenden auf die Enkel vererbte, und er hat einmal ſelbſt geäußert, es ſei lächerlich zu behaupten, man erbe ſeine Leidenſchaften nicht ebenſogut wie die Gicht oder andere Familienübel.

Entſprechend dieſer Unregelmäßigkeit der Sitten, war auch die ganze Anordnung und Eintheilung ſeiner Zeit eine durchaus nnregelmäßige.

Von Jugend auf ſchon war er durch das Beiſpiel

ſeiner Mutter daran gewöhnt, den Tag theilweiſe zur Nacht, und die Nacht zum Tage zu machen, und kaum iſt er, bis an ſein Ende, ohne beſondere Veranlaſſung jemals vor Mittagszeit aufgeſtanden. Auch während der Univerſitätsjahre ließ er zum Aerger ſeiner Lehrer von dieſer Unſitte nicht, und daß dadurch ein regelmäßiges Studiren in gleichem Schritte mit den Genoſſen faſt unmöglich wurde, iſt klar. Dem Widerwillen entſprechend, mit dem er nach Cambridge gegangen war, während ſeine Neigung ihn nach Oxford zog, liebte er überhaupt, allen Anordnungen der Vorgeſetzten Hohn zu ſprechen, und ſeine Verachtung der Disciplin in ſolcher Weiſe zur Schau zu tragen, daß wahrſcheinlich nur ſein Rang ihn vor ernſten Strafen ſchützte. Immer ging er bewaffnet, und geladene Piſtolen fehlten niemals weder in ſeinem Zimmer, noch in ſeinen Taſchen; Schießen nach ſelbſtgewählten, ſchwer zu treffenden Zielen iſt ſtets eine ſeiner leidenſchaftlichen Vergnügungen geblieben. Einſt in einem Garten ſauſte ſeine Kugel ſo dicht an dem Ohre einer jungen dort luſtwandelnden Dame vorbei, daß ſie das Pfeifen derſelben vernahm, und natürlich auf's Aeußerſte erſchreckt wurde. Das gab denn die erwünſchte Veranlaſſung zu einem hübſchen Gedichte, welches am andern Morgen überreicht wurde. Die Kugel, heißt es darin, habe ein Dämon, neidiſch ob ſo viel

Schönheit, aus ihrer natürlichen Bahn gelenkt, aber der Himmel wandte gnädig das Unheil ab. Zur Strafe iſt der unglückliche Schütze bereit, Alles zu ertragen, was über ihn verhängt wird, ſelbſt den Tod. Am liebſten würde er ſich zu ewiger Sklaverei verurtheilen laſſen, nur Eins fürchtet er, daß Verbannung über ihn verhängt werde.

Dieſe Feuerwaffen waren übrigens nicht das Einzige gefährliche, womit er ſich zu umgeben liebte. Er hatte faſt immer viele Hunde, und darunter ſehr biſſige in ſeiner Nähe, und Bären, Adler und Wölfe hat er vielfach, ſogar in ſeinen Zimmern gehalten.

Schwimmen, Boxen, Reiten und Kahnfahren nahmen täglich manche Stunde in Anſpruch, und auch die Sorgfalt, welche er auf ſeine äußere Erſcheinung und ſeinen Anzug verwendete, koſtete viel Zeit.

Nächſt ſeiner großen Eitelkeit, war der Wunſch, den Damen zu gefallen, von Jugend auf von größtem Einfluß auf ſeine Haltung und ſein ganzes Weſen, und ſchon damals beunruhigte ihn ſeine von der Mutter ererbte Anlage zur Corpulenz auf's Aeußerſte, der er durch Diät und Leibesbewegung jeder Art entgegenzuarbeiten ſtrebte, und zwar auf ſo gewaltſame Weiſe, daß die Mittel, die er anwandte, vielleicht in hohem Maße dazu beigetragen haben, ſeine Geſundheit zu untergraben.

Mit ebenſo großem Eifer war er auf Alles bedacht, was geeignet war, ſein ſchönes Geſicht und ſeine ganze Perſönlichkeit auf's Vortheilhafteſte in's Licht zu ſetzen. Die Locken ſeines Haares, nicht minder als der Knoten des Halstuches und der ganze Anzug mußten mit großer Kunſt ſo geordnet werden, daß Alles den Eindruck einer genialen Natürlichkeit machte. Das bekannte, in unzähligen Abdrücken verbreitete Bild, wo der 19jährige Jüngling in einer ſturmbewegten Landſchaft, mit bloßem Kopfe und offener Bruſt, im Vordergrunde die rechte Hand auf einen Felſen ſtützt, während ein Freund ſich an einem Segelboote beſchäftigt, iſt ganz geeignet, das eben Geſagte zu veranſchaulichen.

Bei all dieſen mannigfachen Zerſtreuungen wurde das erſte Werk redigirt, mit welchem der junge Lord als Dichter vor die Oeffentlichkeit trat. Er hatte Anfangs eine Sammlung ſeiner Jugendgedichte in hundert Exemplaren zur Vertheilung an Freunde durch den Drucker der kleinen Stadt Southwell vervielfältigen laſſen. Es war aber unter den Schulkameraden in Harrow und unter den Collegiengenoſſen in Cambridge ſolche Nachfrage darnach, daß er neue Abzüge machen ließ*), nachdem er in der Auswahl der Gedichte und in der Faſſung derſelben

*) Hours of idleness.

zahlreiche Aenderungen vorgenommen hatte. Mit den zuerſt abgezogenen Exemplaren war er dann ſo unzufrieden, daß er dieſelben, ſoviel er davon erlangen konnte, zurückerbat, und gegen die neuen umtauſchte, die älteren dagegen verbrannte.

Daß von den Empfängern der Gedichte die ſchmeichelhafteſten Dankſagungen einliefen, kann man ſich leicht vorſtellen, und der junge Dichter erwiederte hierauf mit aller der ſtolzen Beſcheidenheit, die man von dem Herausgeber einer erſten Gedichtſammlung erwarten kann. Eines dieſer Antwortſchreiben, an Mr. William Bankes gerichtet, möge hier auszugsweiſe eine Stelle finden:

„Ihre Kritik meiner Gedichte iſt mir aus mehr als einer Urſache ſehr ſchätzbar. Einmal, weil ſie die einzige iſt, die nicht ſo viel Schmeicheleien enthält, und dann, weil ich von Complimenten wirklich überſättigt bin. Was Ihre Bemerkungen betrifft, ſo bitte ich zu bedenken, wie wenig ſelbſt der beſten Gedichte eine ſtrenge Kritik jedes einzelnen Wortes aushalten. Man kann deshalb um ſo weniger erwarten, daß dieſe knabenhaften Ergüſſe nach Inhalt und Form ſehr ausgezeichnet ſind. Viele ſind in trüben Augenblicken oder während einer Krankheit niedergeſchrieben und tragen deshalb eine ſo düſtere Farbe. Daß die Liebesgedichte nicht die beſten

in der Sammlung ſind, gebe ich gern zu. Da ſie aber den Göttinnen, auf deren Altäre ſie niedergelegt wurden, angenehm waren, ſo bin ich zufrieden. An demſelben Tage, wo ich Ihren Brief erhielt, wurde mir die Ehre zu Theil, von dem berühmten Mackenzie, dem Verfaſſer des „Gefühlvollen“, ein anerkennendes Schreiben zu empfangen. Ob ſein Lob mich ſtolzer macht oder das Ihre, kann ich nicht entſcheiden. Ich beſitze noch einen dicken Band handſchriftlicher Gedichte, die vielleicht päter erſcheinen werden. Jetzt aber habe ich weder Zeit noch Luſt, dieſelben für den Druck fertig zu machen. Im Frühjahr kehre ich nach Cambridge zurück, um meine Wohnung auszuräumen und von Ihnen förmlich Abſchied zu nehmen. Der Fluß wird bei dieſer Gelegenheit durch meine Thränen nicht angeſchwellt werden. Ihre tadelnden Bemerkungen ſollen übrigens an mir nicht verloren ſein und ſoviel man auch von dem genus irritabile vatum geſprochen hat, wir wollen uns deshalb nicht veruneinigen. Auch iſt Dichterruhm in keiner Art der höchſte meiner Wünſche.“

Dieſem am 6. März 1807 geſchriebenen Briefe folgte in wenigen Tagen ein zweiter an denſelben Studiengenoſſen, worin folgende Stelle vorkommt:

„Gegen meine erſte Abſicht bin ich jetzt damit beſchäftigt, einen Band für das große Publikum drucken

zu laſſen. An die Stelle der Liebesgedichte kommen zum Theil andere. Das Ganze wird viel umfangreicher und ſoll Ende Mai erſcheinen. Es iſt ein gewagter Verſuch, aber Mangel an beſſerer Beſchäftigung, die Aufmunterung, die mir von allen Seiten zu Theil wird, und meine eigene Eitelkeit treiben mich zu dem Unternehmen. Ohne Herzklopfen geht es freilich nicht ab. Abnehmer werden ſich, namentlich hier in der Gegend, genug finden, ſchon aus Neugierde" ꝛc.

Fünftes Kapitel.

Die Edinburgher Kritik. Großjährigkeit.

Die angekündigte Gedichtſammlung erſchien demnächſt unter dem Titel „Mußeſtunden" (hours of idleness), mit einer Widmung an ſeinen Vormund, den Grafen Carliſle, der aber nur in einem ſteifen, höflichen Briefe ſich bedankte.

Die kleine Sammlung enthält allerlei Liebesgedichte, Schulerinnerungen, zum Theil ſatyriſch gehalten, Ueberſetzungen alter claſſiſcher Gedichte, auch eine längere ſchottiſche Romanze und mancherlei Erinnerungen

an die Byron's alter und neuer Zeit. Im Ganzen etwa 150 Nummern, die aber durch Auslaſſungen und Hinzufügungen bei den verſchiedenen Ausgaben gewechſelt haben.

Wenn man dieſe Gedichte an und für ſich betrachtet und ſich bemüht, davon zu abſtrahiren, daß es die erſten Verſuche eines großen Dichters ſind, ſo wird man ihnen auch dann ein poetiſches Verdienſt nicht abſprechen können. Eine große Wärme der Empfindung und ein ſcharfer Verſtand ſind unverkennbare Eigenſchaften des Verfaſſers. Beurtheilt man ſie aber als Erſtlingswerke Byron's, ſo enthalten ſie unzweifelhaft im Keime ſchon die beiden Hauptzüge, welche durch ſeine ſpäteren Werke gehen, eine Anlage zur tiefen Melancholie und zu witziger Satyre, beide noch gemildert durch eine eigenthümliche Färbung von friſchem, jugendlichem, oft kindlichem Enthuſiasmus. Auch wurden dieſe Gedichte nicht blos von Freunden und Bekannten, ſondern auch in den kritiſchen Blättern recht günſtig beurtheilt, und die „monatliche Revüe" ſowie „Gentleman's Magazin", in England faſt die verbreitetſten und geachtetſten Zeitſchriften, ſprachen es geradezu aus, daß man von dem Verfaſſer künftig Großes zu erwarten habe. Solche Urtheile, ſowie mehrfache von angeſehenen Schriftſtellern ihm zukommende lobende Briefe ſchmeichelten dem jungen eitlen

Dichter gar ſehr, und er ſpricht dies in Briefen an ſeine Bekannten mit unverhohlener Freude aus*).

Die Freude über ſolche Anerkennung ſollte indeſſen nicht lange ungetrübt bleiben; denn bald kam ihm das Gerücht zu Ohren, es habe ein Mitarbeiter an der, unter Jeffrey's Leitung ſtehenden, berühmten und gefürchteten Edinburgher Revüe ein Exemplar der Mußeſtunden in die Hände bekommen und es werde demnächſt eine vernichtende Kritik über dieſelben ergehen.

Wirklich ließ das Verdammungsurtheil der ſchottiſchen Bücherinquiſition nicht lange auf ſich warten. Im Januarheft von 1808 der Edinburgher Revüe erſchien eine Recenſion, welche für das ganze Leben und namentlich für die poetiſche Entwickelung Lord Byron's von ſolchem Einfluß und ſolcher Bedeutung geworden iſt, daß wir die Hauptſtellen derſelben hieherſetzen müſſen. Sie lauten:

„Die Dichtungen des jungen Lords gehören zu der

*) Dies geſchah namentlich, als ein entfernter Verwandter des jungen Lords, Mr. Robert Charles Dallas, ihm eine ausführliche größtentheils belobende Kritik zugehen ließ. Dallas war ſelbſt Verfaſſer von Gedichten und von einem damals viel geleſenen Roman: Percival. Ein vertrauter Umgang mit Byron war die Folge jener Kritik, und wir verdanken ihm ſehr ſchätzenswerthe und zuverläſſige Berichte über die Zeit von 1808—1814, während welcher der Verkehr zwiſchen beiden ſtattfand.

Sorte, von der man ſagt, daß weder Götter noch Menſchen dergleichen geſtatten. In der That haben wir ſelten Verſe geſehen, auf welche dies ſo durchaus und in jeder Beziehung paßte. Seine Ergießungen breiten ſich über eine wüſte Fläche aus, ohne ſich jemals darüber zu erheben oder weiter in die Tiefe zu gehen, und machen auf dieſe Weiſe den Eindruck eines ſtehenden Sumpfes. Als Milderungsgrund für ſein Vergehen legt der hochgeborne Verfaſſer beſonderes Gewicht auf ſeine Minderjährigkeit. Dieſe Minderjährigkeit prangt auf dem Titelblatt, ſogar auf dem Deckel. Sie paradirt hinter dem Namen des Dichters und bildet gleichſam einen Theil ſeines Styls. Auch die Vorrede legt großes Gewicht darauf und den einzelnen Gedichten iſt das Datum der Abfaſſung beigefügt, damit man das Alter des Verfaſſers berechnen könne. Nun verordnen aber die Geſetze ganz klar, daß Minderjährigkeit nur ein Einwand iſt, deſſen der Verklagte ſich bedienen kann, aber einen Anſpruch des Klägers zu verſtärken iſt ſie nicht geeignet. Wäre Lord Byron verurtheilt worden, eine gewiſſe Quantität Poeſie abzuliefern, und hätte er ſtatt derſelben den Inhalt dieſes Bändchens vorgelegt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Gerichtshof die Entſchuldigung der Minderjährigkeit gelten laſſen würde. Allein jetzt, wo er von freien Stücken ſeine Waare zu

Markte bringt, kann er auf Grund der Minorennität von uns nicht den Preis in Lobeserhebungen ausbezahlt verlangen, wenn die Sachen nicht verkäuflich ſind. Vielleicht aber redet er von ſeiner Jugend gar nicht, um unſer Urtheil zu mildern, ſondern um uns in Erſtaunen zu ſetzen, daß ein ſo junger Menſch ſo ſchöne Gedichte gemacht habe. Vielleicht will er uns zurufen: Seht, ſo kann ein Minderjähriger ſchreiben! Dies Gedicht hat wahrhaftig ein Jüngling von achtzehn Jahren verfaßt, und dies einer von ſechszehn Jahren! Aber weit entfernt davon, uns darüber zu wundern, daß ein junger Menſch ſehr mittelmäßige Verſe macht, glauben wir vielmehr, daß von zehn gut unterrichteten Jungen in England neun Verſe machen und daß der zehnte beſſere Gedichte macht, als Lord Byron. Aber nicht blos auf ſeine Jugend, auch auf ſeinen Rang beruft ſich der junge Edelmann und erinnert uns daran, daß Dr. Johnſon geſagt hat: Wenn ein Pair des Reiches als Schriftſteller auftritt, ſo hat er einen Anſpruch darauf, daß ſeine Werke gehörig gewürdigt werden. Dies gerade veranlaßt uns, ihm den Rath zu ertheilen, daß er ungeſäumt das Dichten aufgebe, und ſeine bedeutenden Anlagen und die großen Vortheile, die ſeine Stellung ihm bietet, beſſer benutze. Wir müſſen ihm zu bedenken geben, daß der Umſtand, daß die letzten Silben ſich reimen und daß

man, was er nicht einmal immer gethan hat, die Versfüße an den Fingern richtig abzählt, noch nicht die Gesammtheit deſſen iſt, was von einem Dichter gefordert wird. Ein klein wenig Phantaſie gehört auch dazu, und ein Gedicht, welches heutzutage Anſpruch darauf macht, geleſen zu werden, muß zum Mindeſten einen Gedanken enthalten, der einigermaßen von den Ideen älterer Dichter verſchieden oder wenigſtens anders ausgedrückt iſt."

Es werden ſodann einige der ſchwächſten Stellen der Sammlung ausgezogen, und die Verſicherung hinzugefügt, daß die Sammlung etwas beſſeres nicht enthalte. Die Ueberſetzungen kommen nicht beſſer fort und zum Schluß heißt es dann:

„Welches Urtheil man aber auch über dieſe Gedichte des edlen Minderjährigen fällen mag, ſo müſſen wir ſie wohl nehmen, wie wir ſie finden, und damit zufrieden ſein; denn ſie ſind die letzten, die wir je von ihm zu ſehen bekommen werden. Er iſt, wie er ſagt, nur ein Eindringling in den Hainen des Parnaſſus; er hat nie, wie die eigentlichen Dichter, in einer Dachkammer gewohnt und erwartet auch keinen Vortheil von der Veröffentlichung ſeiner Werke. Drum laßt uns nehmen, was er uns giebt, und ſeien wir dankbar. Welches Recht haben wir armen Teufel, wähleriſch zu ſein?

Wir ſind noch gut fortgekommen, daß wir von einem ſo vornehmen jungen Herrn, der nicht in einer Dachkammer wohnt, ſondern Beherrſcher von Newſtead Abbey iſt, ſoviel erhalten haben. Nochmals, ſeien wir dankbar, und wie der brave Sancho Panſa ſagt, Gott ſegne den Geber. Wir wollen dem geſchenkten Gaul nicht in's Maul ſehen." Wie es bei allen ſolchen Gelegenheiten geht, waren die Beſſergeſinnten allerdings unwillig über eine ſo abſichtlich zugefügte giftige Kränkung eines jungen Mannes, von dem man nicht viel Böſes wußte, und der ohne eine übergroße Anmaßung ein Bändchen Gedichte hatte drucken laſſen. Jedoch die meiſten Menſchen empfanden eine Schadenfreude darüber, daß ein Lord ſo ſchlecht weggekommen ſei, und gaben ſich nicht die Mühe zu prüfen, wie gerecht oder ungerecht das gefällte Urtheil ſei.

Der junge Dichter erfuhr von dem bevorſtehenden Angriffe, ſchon ehe derſelbe erfolgte. Am 26. Februar 1808 ſchreibt er an ſeinen Freund Becher: „Es freut mich, daß Du Deine Vorliebe für meine Gedichte noch beibehalten haſt. Auch das Publikum läßt mir einiges Lob zukommen. Ich bin jetzt eine Perſon von ſolcher Wichtigkeit geworden, daß für die nächſte Nummer der Edinburgher Revüe ein überaus heftiger Angriff gegen mich vorbereitet wird. Ich weiß dies von einem Freunde,

der den Probeabdruck der Kritik geſehen hat. Du weißt, daß es im Syſtem der Edinburgher Herren liegt, Alles anzugreifen. Sie loben keinen Menſchen, und weder Publikum noch Verfaſſer erwarten Lob von ihnen zu hören. Da ſie aber ſagen, daß ſie überhaupt nur mit ſolchen Werken ſich befaſſen, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums verdienen, ſo iſt es ſchon immer etwas werth, wenn ſie Notiz von uns nehmen. Du wirſt das Ding ja ſehen, ſobald es erſcheint, es ſoll von der unbarmherzigſten Art ſein. Doch ich bin darauf gefaßt. Sage nur meiner Mutter, ſie ſoll nicht dadurch außer Faſſung kommen, und ſich auf den allerfeindſeligſten Angriff vorbereiten. Schaden wird es hoffentlich nicht, und ſie ſoll nur ihre Gemüthsruhe bewahren. Sie ſchwächen ihre eigene Macht, indem ſie dieſelbe aller Welt gegenüber mißbrauchen, und keinen Menſchen loben, ausgenommen die Anhänger von Lord Hollard u. Comp. Mit Southey, Moore, Lauderdale, Strangford und Paine Knight in Gemeinſchaft mißhandelt zu werden, kann man ſich ſchon gefallen laſſen u. ſ. w.“

Und am 28. März ſchreibt er demſelben Freunde: — — „Natürlich haſt Du die Edinburgher Revüe geleſen. Es thut mir ſehr leid, daß meine Mutter darüber ſo außerordentlich betrübt iſt. Was mich betrifft, ſo haben „dieſe papiernen Kugeln des Gehirns“ mich

nur gelehrt, im Feuer zu ſtehen, und da ich im Uebrigen noch Glück genug gehabt habe, ſo hat es weder meine Ruhe noch meinen Appetit geſtört. An dem Tage, wo ich die Recenſion erhielt, trank ich nach Tiſche allein drei Flaſchen Rothwein. Die Edinburgher haben übrigens ihre Sache nicht einmal gut gemacht, ſo ſagen wenigſtens die literati. Ich glaube, ich ſelbſt hätte eine viel witzigere Kritik über mich ſelbſt ſchreiben können, als noch irgendwo erſchienen iſt. — —“

Die philoſophiſche Ruhe, welche er in dieſem Briefe affectirt, entſprach übrigens keineswegs ſeinen wirklichen Gefühlen, und die Wirkung, welche der höhniſche Tadel auf ihn machte, ſagt Moore, kann nur der begreifen, welcher überhaupt weiß, was ein Dichter bei ſolchem Anlaß empfindet, und der eine Vorſtellung von der Reizbarkeit hat, welche in Byrons ganzer Gemüthsbeſchaffenheit lag, und die ihn für ſolche Angriffe noch zehn Mal empfindlicher machen mußte, als jeden anderen Menſchen. Schon die übergroße Freude, mit welcher er jedes Lob, das ihm in einer der kleinen Zeitſchriften oder in den Privatbriefen der Freunde geſpendet wurde, ſeiner Mutter und den Bekannten mittheilte, läßt uns ſchließen, wie tief es ihn verletzen mußte, daß gerade das angeſehenſte aller kritiſchen Organe ihn ſo ſchlecht behandelte. Einer ſeiner Freunde, welcher in dem Augenblicke zu ihm kam,

als er gerade das Blatt zum erſten Male geleſen hatte, fand ihn in ſolcher Aufregung, und mit einem ſolchen Ausdruck von Trotz und Wuth in ſeinen Zügen, daß er fragte, ob Byron eine Ausforderung erhalten habe. Der Ausdruck ſeiner ſchönen Züge, in welchen ſich der ganze Ingrimm ausſprach, deſſen nur Er fähig war, hätte für einen Maler oder Bildhauer eine treffliche Studie abgegeben. Sein Stolz war auf's Tiefſte verletzt, und ſein Ehrgeiz niedergeſchmettert. Aber nur wenige Minuten lang dauerte das Gefühl der Demüthigung. Der Wunſch nach Rache trat ſofort an die Stelle, und das Bewußtſein, ſich auf's Glänzendſte rächen zu können, gab ihm alsbald ſeine volle Zuverſicht wieder. Mehr als zehn Jahre ſpäter ſchreibt er: „Ich erinnere mich noch ſehr wohl des Eindrucks, den die Edinburgher Kritik auf mich machte; es war Wuth, und der Vorſatz dagegen anzukämpfen, und mich zu rächen, aber keineswegs Niedergeſchlagenheit oder Verzweiflung. Eine unbarmherzige Kritik iſt Gift für einen angehenden Autor, und der Angriff gegen mich (der die engliſchen Barden ꝛc. zur Folge hatte) warf mich nieder, aber ich richtete mich bald wieder auf. Dieſe Kritik war ein Meiſterſtück von gemeinem Witz und ein Gewebe von poſſenreißeriſchen Schmähungen. Ich erinnere mich, daß es eine Menge Gewäſch enthielt, daß man dankbar ſein müſſe, für das, was man bekäme, daß

man einem geſchenkten Gaul nicht in's Maul ſehen dürfe, und dergleichen Stallknechtsredensarten. Aber weit entfernt davon, mich dadurch vom Schreiben abhalten zu laſſen, dachte ich auf nichts, als wie ich ihre Rabenprophezeiungen zu Schanden machen, wollte, und trotz ihres Gekrächzes beſchloß ich, daß es nicht das letzte Mal geweſen ſein ſollte, wo ſie von mir hörten." Schon einige Zeit vorher hatte er den Plan zu einem ſatyriſchen Gedichte entworfen, welches den Zweck haben ſollte, dem Publikum zu beweiſen, daß die Tagesliteratur und die Dichter, welche damals in Anſehen ſtanden, mit wenigen Ausnahmen, die hohe Stellung nicht verdienten, welche man ihnen einräumte, und daß ſie auf Abwegen von dem eigentlich klaſſiſchen Geſchmack begriffen ſeien.

Der Zorn über die ungerechte Behandlung, welche er erfahren, wurde nun die Quelle eines feurigen Stromes von Rachebegeiſterung, mit welchem er an die Vollendung der Satyre ging. Wie ein junger Herkules wollte er die Schlangen erdrücken, die einen Augenblick lang ihn zu erſticken gedroht hatten, und mit unausgeſetzter Ausdauer, und mit grimmigem Fleiße machte er ſich an dieſe Arbeit, auf die er wahrſcheinlich mehr wirkliche Mühe verwendet hat, als auf irgend eine ſeiner folgenden Arbeiten. Der berühmte Amerikaner Ticknor, Verfaſſer der ſpaniſchen Literaturgeſchichte, erzählt, daß

Lord Byron, mit dem er im Juni 1815 bekannt wurde, ihm mitgetheilt habe, daß er die Satyre während eines Monats niedergeſchrieben, und daß er in dieſer ganzen Zeit das Licht des Tages nicht geſehen habe, da er (es war im Winter von 1807 zu 1808) ſtets nach Sonnenuntergang erſt aufgeſtanden, die Nächte hindurch bis zum Anbruch des Morgens gearbeitet, und dann erſt ſich niedergelegt habe. Dieſe Satyre, welche ſpäter unter dem Namen Engliſche Barden und Schottiſche Recenſenten ſo berühmt geworden iſt, und für ſein ganzes Leben von größtem Einfluß werden ſollte, werden wir noch Gelegenheit haben, ausführlicher zu beſprechen. Er verfaßte dieſelbe in Newſtead Abbey, wohin er in der erſten Hälfte des Jahres 1808 überſiedelte. Lord Ruthyn, welcher die Abtei gemiethet hatte, verließ dieſelbe im April, und man kann ſich denken, daß der junge Lord vor Begierde brannte, das Schloß ſeiner Ahnen zu beziehen. Daſſelbe befand ſich jedoch in ſo gänzlichem Verfall, daß es einiger dringenden Reparaturen bedurfte, bevor er daran denken konnte, ſeine Mutter darin aufzunehmen. Er ſelbſt aber bezog eins der wenigen bewohnbaren Zimmer, und richtete ſich mit dem alten Kellermeiſter Murray und einer ebenſo alten häßlichen Magd ein, ſo gut es gehen wollte. Reiten, Schwimmen, Boxen und Theaterſpielen mit einigen Schul- und Univerſitätsge-

noſſen, welche ausſchließlich ſeinen Umgang bildeten, füllten die Stunden aus, wo er nicht an ſeiner Satyre arbeitete, oder ſich in ſtummem Brüten dem Verdruſſe über ſein verflogenes Liebesglück oder ſeine vereinſamte Stellung, und die beſchränkten Vermögensumſtände überließ, welche ihm nicht geſtatteten, ſeinem Rang gemäß als großer Herr zu leben. Das war eine treffliche Stimmung für einen jungen Satyriker, der die Kräfte ſeiner Seele mit aller Energie, die in ihm war, zuſammennehmen wollte, um ſeine Feinde mit Einem großen Schlage niederzuſchmettern. Zugleich trug er ſich bereits mit dem Gedanken, nach Vollendung ſeiner Arbeit weite Reiſen zu unternehmen und die Welt zu ſehen, zu welchem Vorſatz auch wohl die ſtets fortgehenden Streitigkeiten und Verſöhnungen mit der Mutter das Ihrige beigetragen haben mögen. Zwei Briefe an Mrs. Byron werden dies erläutern.

Den 7. Oct. 1808 ſchreibt er mit der für einen Sohn immerhin eigenthümlichen Anrede: „Verehrte Frau“ beginnend: „Ich kann noch keine Gäſte bei mir aufnehmen, weder Hanſon, meinen Geſchäftsführer, noch ſonſt Jemand. Wenn Du mich mit Jean Jacques Rouſſeau vergleichſt, ſo wüßte ich doch nicht, daß ich ihm ähnlich wäre. Auch iſt es mein Ehrgeiz gar nicht dieſem berühmten Tollhäusler zu gleichen, nur ſoviel weiß ich,

daß ich meiner eignen Neigung leben will und ſo einſam wie möglich. Sobald meine Zimmer in Bereitſchaft ſind, ſoll es mich freuen, Dich hier zu ſehen. Augenblicklich würde das aber nur große Unbequemlichkeit für uns beide zur Folge haben. Es kann Dir nur recht ſein, wenn ich meine Zimmer in Stand ſetzen laſſe, ungeachtet ich im März oder ſpäteſtens im Mai nach Perſien abzureiſen gedenke, da Du während meiner Abweſenheit Newſtead bewohnen ſollſt. Stößt mir etwas zu, ſo habe ich bereits dafür geſorgt, daß am Tage meiner Mündigkeit mein Teſtament aufgenommen wird. Du erhältſt den lebenslänglichen Beſitz des Schloſſes und ſeiner Dependenzen und ein hinlängliches Einkommen außerdem. So ſind alſo die Einrichtungen, die ich treffe, nicht durchaus egoiſtiſcher Natur." — —

Am 2. November ſchreibt er dann ferner:

„Liebe Mutter. Wenn es Dir recht iſt, wollen wir der Dinge, auf die Du anſpielſt, uns nicht weiter erinnern. Ich wenigſtens habe gar keine Neigung, daran zu denken. Sobald meine Wohnung in Ordnung iſt, wird es mich glücklich machen, Dich zu ſehen. Du weißt, daß ich ſtets aufrichtig bin, und wirſt mich alſo nicht im Verdachte haben, daß ich Ausflüchte mache. Ich treffe alle Einrichtungen mehr für Dich, als für mich ſelbſt, und ich werde Dich in mein Haus einführen, ehe

ich nach Indien reiſe, was, wenn nicht beſondere Hinderniſſe dazwiſchen kommen, im März geſchehen ſoll. Jetzt bin ich mit dem grünen Salon beſchäftigt, aus dem rothen und aus den obern Zimmern ſollen Schlafgemächer hergeſtellt werden. Ich hoffe, daß das Alles bald in Ordnung kommt. Es wäre mir lieb, wenn Du Major Watſon, der in Indien geweſen iſt, wegen der nothwendigen Reiſeausrüſtung befragen wollteſt. Auch habe ich wegen ſonſtiger Belehrung bereits durch einen Freund an den Profeſſor der arabiſchen Sprache in Cambridge ſchreiben laſſen. Empfehlungsbriefe an unſere Conſuln und Geſandten, und auch an die Gouverneure von Madras und Calcutta kann ich durch das Miniſterium erhalten. Für meine Vermögens- und Teſtaments-Angelegenheiten werde ich Curatoren beſtellen, zu denen auch Du gehören ſollſt.

Du wirſt einräumen müſſen, daß meine Pläne nicht unvernünftig ſind. Jeder Menſch ſollte einmal auf Reiſen gehen, und reiſe ich jetzt nicht, ſo geſchieht es vielleicht niemals. Verbindungen, die mich an die Heimath feſſelten, habe ich nicht, keine Frau, keine Schweſter oder Bruder, die ich unverſorgt zurückließe. Für Dich werde ich ſorgen, und nach meiner Rückkehr wende ich mich vielleicht der ſtaatsmänniſchen Laufbahn zu. Einige Jahre im Auslande zugebracht, werden dann nicht ſcha-

den. Wer nur ſein eignes Vaterland geſehen hat, der kann die Menſchen niemals aus einem höheren und allgemeineren Geſichtspunkte beurtheilen, denn das lernt man durch Erfahrung und nicht aus Büchern. Nichts iſt ſo belehrend, wie die ſinnliche Anſchauung der Gegenſtände ſelbſt." — —

Den freundloſen jungen Dichter traf in dieſer Zeit ein Verluſt, den er wirklich ſchwer empfunden zu haben ſcheint. Wie alle einſam lebenden Menſchen ſich an Thiere gewöhnen, und der treue Hund gar oft die Liebkoſungen empfangen muß, welche der Kinderloſe keinem andern Gegenſtande der Liebe zuwenden kann, ſo hatte Byron ſchon frühe dieſe Zärtlichkeit für Hausthiere, und namentlich war der Newfoundländer Boatswain ſein Günſtling. Das arme Thier wurde von Tollwuth befallen und der Dichter erkannte die Natur der Krankheit ſo wenig, daß er dem Hunde oft mit eigner Hand den Schaum vom Maule wiſchte. An ſeinen Freund Hodgſon, den geiſtreichen Ueberſetzer Juvenal's, ſchreibt er hierüber: „Boatswain iſt todt. Er endete in einem Zuſtande der Tollheit am 18. November, nachdem er viel ausgeſtanden. Er blieb bis zuletzt das alte gutmüthige Thier, und hat Keinen verletzt, der ihm nahe kam. Mir bleibt nun Niemand mehr, als der alte Murray!"

Im Garten der Abtei errichtete er ihm ein Monu-

ment, auf welchem die Verſe verzeichnet ſtehen, die ſich unter den vermiſchten Gedichten finden, und die mit folgenden Worten enden:

Treu war von allen Freunden er allein,
Den man begrub hier unter dieſem Stein.

Ueber dem Gedichte ſtehen folgende Zeilen:

An dieſer Stätte
Ruhen die Ueberreſte von Einem,
Der da ſchön war, ohne Eitelkeit,
Stark ohne Uebermuth,
Muthig ohne Wildheit,
Der alle Tugenden des Menſchen beſaß, ohne ſeine Laſter.
Dies Lob wäre ſinnloſe Schmeichelei,
Gälte es menſchlicher Aſche.

Aber es iſt nur ein gerechter Zoll der Anerkennung für
Boatswain.

Ein Hund, geboren in Newfoundland im Mai 1803,
Geſtorben zu Newſtead Abbey den 18. November 1808.

Noch heute iſt dieſes ſeltſam melancholiſche Denkmal ein von den Verehrern des Dichters vielfach beſuchter Ort.

Der Verluſt des treuen Thieres war übrigens nicht der einzige Umſtand, welcher dazu beitrug, die Stimmung, in welcher er ſeine Satyre nun zu Ende führte, noch menſchenfeindlicher und erbitterter zu machen.

Am 22. Januar 1809 wurde er einundzwanzig Jahre alt, und nach engliſchen Geſetzen großjährig. Ein ſolcher Tag pflegt in den Häuſern der Grundbeſitzer, und noch vielmehr der Lords als ein höchſter Feſttag begangen zu werden. Diener und Gutsangehörige werden auf's Herrlichſte bewirthet, man ſchlägt Zelte auf, ſtellt Wettkämpfe und Spiele aller Art an, und beſchenkt die Armen auf's Reichlichſte. Tänze, Illuminationen, Böller und Freudenfeuer machen die Nacht zum Tage, und es fehlt keine der Anſtalten, mit denen man bei uns zu Lande die Ankunft hoher, höchſter und allerhöchſter Herrſchaften bewillkommt. Nun aber waren die Mittel des jungen Lords gerade damals ſo beſchränkt, daß er ſich nur gegen wucherliche Zinſen das Geld verſchaffen konnte, um den landesüblichen ganzen Ochſen am Spieße zu braten und einen ländlichen Ball veranſtalten zu können. Er war in ſeinem Hauſe allein, mit wenigen Schulfreunden. Keine Wagenreihe von Lords und Baronets hielt vor der Pforte des Schloſſes, und vor Allem, keine freundliche Wirthin nahm des Hauſes Ehre wahr. Mit ſchwerem Herzen beging er das Feſt, und ſah mit trotziger Ironie den ſpärlichen Veranſtaltungen zu.

Noch im Jahre 1822 ſchreibt er einem Freunde: „Ich ſelbſt ließ mir an dem Tage, wo ich mündig wurde,

mein Leibgericht auftiſchen, Schinken und Eier, und eine Flaſche ſtarkes Bier. So ſehr ich das alles liebe, kann ich es doch nicht vertragen, und nur alle vier oder fünf Jahre einmal, bei hohen Feſten, geſtatte ich es mir."

Sechstes Kapitel.

Eintritt in's Parlament. Die Satyre.

Sobald er ſich losmachen konnte, eilte er nun nach London, theils um durch Dallas Vermittlung die Herausgabe der Satyre zu beſorgen, theils um ſeinen Sitz als Pair des Reichs im Oberhauſe einzunehmen, und beide anſcheinend ſo weit auseinanderliegenden Geſchäfte, ſollten in eine ſeltſame Beziehung zu einander treten.

Byron war, wie wir ſahen, mit dem Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen faſt außer aller Verbindung. Sein Vormund Lord Carliſle, ſelbſt ein Poet, und Verfaſſer vieler Gedichte und Trauerſpiele, hatte, wie wir wiſſen, mit ſeinem Mündel niemals in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, und denſelben noch neuerdings durch die kühle Art beleidigt, mit der er die Widmung der Mußeſtunden entgegen genommen hatte. Dennoch

glaubte der junge Lord, daß es des Vormunds Sache sei, ihm bei seiner Einführung in's Parlament als älterer Beschützer zur Seite zu stehen, und ihn auf seinem Wege dahin zu begleiten. Er zeigte deshalb seinem Vormunde und Verwandten die Absicht an, den ihm gebührenden Sitz im Hause der Lords einzunehmen, und erwartete, daß derselbe sich anbieten würde, ihm bei dieser Gelegenheit zur Seite zu stehen. Lord Carlisle begnügte sich aber, in höflich ablehnender Weise seinen bisherigen Mündel lediglich mit den nöthigen Formalitäten für solche Gelegenheiten bekannt zu machen. Dies verletzte denselben auf's Tiefste, und in seiner Wuth strich er eine, den Vormund als Dichter belobende Zeile seiner Satyre, und verwandelte dieselbe in eine Schmähung, indem er seinen Gesang „ein schlagflüssiges Gepipe" nennt*).

Nachdem alle nöthigen Förmlichkeiten beobachtet, und namentlich einige fehlende Legitimationspapiere beschafft worden waren, stand der Einführung Byron's in's Parlament weiter nichts entgegen. Dieselbe erfolgte am 13. März und berichtet Dallas, als Augenzeuge,

*) Als man ihm später bemerkte, daß hierin eine Anspielung auf das Nervenleiden des Lords gefunden worden sei, rief er äußerst bestürzt aus: „Gott sei Dank, daß ich davon nichts gewußt habe. Wahrlich, ich bin der letzte, der über körperliche Gebrechen spotten würde!"

darüber Folgendes: „Ich ging an dieſem Tage gerade durch die St. Jamesſtraße, und da ich Byron's Equipage vor ſeiner Thüre halten ſah, ſprach ich bei ihm vor. Er ſah ungewöhnlich bleich und erregt aus, und ſagte zu mir: „Ich freue mich, daß Sie gerade jetzt kommen. Ich bin im Begriff, meinen Sitz im Oberhauſe einzunehmen. Vielleicht begleiten Sie mich.“

„Ich erklärte mich dazu bereit, und mußte mich zuſammennehmen, um ihn meine Empfindungen nicht errathen zu laſſen. Wie ſchmerzlich war es, dieſen Jüngling zu ſehen, der durch Geburt, Glück und Talente ſo hoch im Leben ſtand, und doch ſo unbefreundet und vereinſamt, daß in dem hohen Rathe, dem er angehörte, auch nicht Einer ſich fand, an den er ſich wenden konnte, und der ihm auf eine ſeinem Stande angemeſſene Art das Geleite gebe. Ich ſah, daß er das Bewußtſein ſeiner Lage hatte, und herzlich nahm ich Theil an ſeinem Unwillen. War dieſe Vernachläſſigung eine Folge des ungeſelligen und fehlerhaften Charakters, den er ſelbſt ſich zuſchrieb, und den auch Andere bei ihm zu finden glaubten, ſo entſteht die Frage, wie kam er dazu, ſo zu werden, da doch ſeine natürlichen Anlagen ganz anderer Art waren. Hätte man ihn nicht zu frühe ſich ſelbſt und ſchlechter Geſellſchaft überlaſſen, wie anders wäre er geworden, und wie hätte man ſeinen natürlichen

Fehlern entgegenwirken können! Hätte seine Minderjährigkeit nicht dazu benutzt werden sollen, ihn für die Stellung vorzubereiten, welche er einzunehmen berufen war? Hätte man ihn nicht vor Geschäftemachern und Wucherern bewahren können, und hätte man seinen empfänglichen Geist nicht vor den Eindrücken der Freigeisterei und Sophistik schützen sollen? Nicht daß er irrte, ist zu verwundern, sondern daß die Strahlen seines Genius es vermochten, alle diese Wolken zu durchbrechen.

„Wir sprachen an jenem Morgen dann natürlich von der Satyre, die ich für ihn drucken ließ, und von der die letzten Bogen bereits unter der Presse waren, und dann begleitete ich Lord Byron bis in's Parlamentsgebäude. Er wurde zunächst in ein Vorzimmer geleitet, wo er mit einigen dienstthuenden Beamten den Gebührenpunkt zu berichtigen hatte. Einer derselben benachrichtigte den Lord-Kanzler von seiner Ankunft, und kehrte dann bald zurück, ihn abzuholen. Nur wenige Mitglieder waren im Hause anwesend.

„Lord Eldon besorgte einige gewöhnliche Geschäfte. Als Lord Byron eintrat, schien er mir noch bleicher als vorher zu werden, und seine Züge trugen den Ausdruck verbissener Kränkung und Unwillens. Er schritt am Wollsacke vorbei, ohne sich umzusehen, bis zu dem Tische, wo der Beamte stand, der ihm den Eid abnahm. Nach-

dem dieſe Förmlichkeit zu Ende war, verließ der Kanzler ſeinen Sitz, ging ihm lächelnd entgegen, und mit Herzlichkeit ihm die Hand entgegenſtreckend, ſchien er ihm einige ſchmeichelhafte Worte zu ſagen. Auf Byron machte dies aber keinen Eindruck. Mit einer ſteifen Verbeugung berührte er die dargebotene Hand kaum mit den Spitzen ſeiner Finger. Dies anzuſehen war mir ſehr ſchmerzlich, da der Kanzler ein braver, talentvoller Mann iſt. Natürlich begab ſich Lord Eldon, als er ſein Entgegenkommen auf dieſe Weiſe verſchmäht ſah, ohne etwas Weiteres zu äußern, auf ſeinen Sitz zurück, während Lord Byron ſich nachläſſig auf eine der leeren Bänke links vom Throne niederließ, wo die Oppoſition ihre Plätze hat. Nach einigen Minuten ſtand er wieder auf, und kehrte zu mir zurück. Als ich ihm mein Erſtaunen über ſein Benehmen gegen Lord Eldon ausdrückte, erwiderte er: „Hätte ich ihm herzlich die Hand geſchüttelt, ſo würde er mich zu ſeiner Partei gezählt haben, aber ich will mit keinem von ihnen etwas zu thun haben, und nun ich meinen Sitz eingenommen, will ich außer Landes gehen.“ Wir kehrten darauf in ſeine Wohnung zurück, aber noch lange blieb er ernſt und trübe geſtimmt.“

Der Druck der Satyre war nun beinahe vollendet. Aber ehe wir auf dieſes Werk ausführlicher zurückkom-

men, wird es angemeſſen ſein, von des Dichters äußeren Verhältniſſen in dieſer Zeit zu ſprechen.

Wir haben geſehen, daß er für einen armen Lord galt, und daß er ſich ſtets in Geldverlegenheiten befand und, wenn irgend eine außerordentliche Ausgabe zu machen war, ſeine Zuflucht zu Wucherern nehmen mußte.

Um dieſe Dinge richtig zu würdigen, darf man nicht vergeſſen, daß der Engländer von einem Pair des Reiches erwartet und vorausſetzt, daß derſelbe im Stande ſei, ſein Leben auf einen ſolchen Fuß einzurichten, daß wir nach unſern Begriffen nicht ſowohl von einem Haushalte, als von einem kleinen Hofſtaate reden würden. Zahlreiche Dienerſchaft mit und ohne Livree, Haushofmeiſter, Kellermeiſter, Tafeldecker, Lakaien, Kutſcher, Stallmeiſter und Pferdeknechte verrichten die Arbeiten in Haus und Hof und in den Ställen. Gärtner mit zahlreichen Gehilfen beſorgen den Park und die Gewächshäuſer und Blumengärten. Bibliotheken und Sammlungen aller Art, wie ſie bei den großen Familien oft ſeit Jahrhunderten ſich vererbt haben und angewachſen ſind, werden von eignen Beamten beſorgt, und der ganze Zuſchnitt iſt etwa der, wie bei unſeren mediatiſirten Fürſten.

Ein ſolcher Hausſtand kann nun mit mehr oder

weniger Pracht und Aufwand geführt werden; aber nach engliſchen Geldverhältniſſen dürfte die geringſte Summe, mit der eine Familie von hohem Stande in ſolcher Art leben kann, etwa 5—6000 Ls. ſein, wobei noch vorausgeſetzt wird, daß ſie hauptſächlich auf den Gütern verweilt, und nur während weniger Wochen, und auch nicht einmal in jedem Jahre ſich in der Hauptſtadt aufhält. Nun waren die ererbten Güter Lord Byron's an und für ſich groß und einträglich genug, um ſolchen Anforderungen zu entſprechen. Newſtead hat er ſelbſt ſpäter für 140,000 Ls., alſo faſt für eine Million Thaler, verkauft, und die Rochdale'ſchen Beſitzungen mögen etwa halb ſoviel werth geweſen ſein. Allein dieſe Liegenſchaften waren zur Zeit der beiden Beſitzvorgänger ſo ſehr verſchuldet worden, daß Newſtead kaum 1500 Ls., d. h. etwas über zehntauſend Thaler Reinertrag abwarf, ein Einkommen, welches auch in England für einen einzelnen Mann genügt, um bei einfachen Gewohnheiten ſehr behaglich zu leben, ſich Pferde und Wagen zu halten, und ſeine Freunde nach Gefallen ohne Luxus zu bewirthen. Allein ein Lord mit ſolchen Revenüen mußte eine Stellung einnehmen, wie etwa bei uns ein Fürſt mit einem Einkommen von dreitauſend Thalern, was natürlich den Anſprüchen, welche von allen Seiten an einen ſolchen Herrn gemacht werden, nicht entſpricht. Die Rochdale'ſchen

Güter befanden ſich überdies in fremden Händen, allerdings zu ungerechtfertigtem Beſitz, ſo daß ſie von der Vormundſchaft vindicirt werden konnten, und auch wirklich vindicirt wurden, allein vorläufig mit Koſten und Hypotheken ſo ſehr belaſtet, daß erſt eine mehrjährige ordentliche Wirthſchaft ſie wieder ertragsfähig machen mußte. Hätte Byron übrigens, was er gar wohl im Stande war, ſich innerhalb ſeines Einkommens gehalten, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, ſich durch neue Schulden, die er machte, den Wucherern in die Hände zu geben. Aber ungewohnt, wie er war, ſeine augenblicklichen Launen zu beherrſchen, gab er jedem Einfalle nach, und verthat auch große Summen für ſeine oft wechſelnden jeweiligen Geliebten, die er damals meiſt aus den niederen Ständen wählte, und denen gegenüber die Unmöglichkeit, ein feſtes Nein zu ſagen, beſonders verderblich wurde. Bei alledem fühlte er ſich als großer Herr, und erſt ſpät entſchloß er ſich dazu, für ſeine Gedichte ein Honorar ſich zahlen zu laſſen, weil er dies mit ſeiner Geburt und Stellung unverträglich fand. Auch das unbehagliche Gefühl, einen Andern in Noth und Verlegenheit zu wiſſen, wirkte ſo mächtig auf ſein urſprünglich weiches Gemüth, daß er in ſolchen Fällen mit Geben und Verſprechungen oft über ſein Vermögen hinausging und ſich immer tiefer in Schulden ſtürzte. Ver-

sönlich ließ er sich dabei aber nichts abgehen, und auch die Reisepläne, mit denen er sich damals beschäftigte, waren keineswegs in einem sehr bescheidenen Maßstabe angelegt. Daß später seine Geldverhältnisse sich ordneten, und daß er namentlich seit dem Tode seiner Schwiegermutter in vollkommen standesgemäßen Umständen in Italien und in der Schweiz zu leben vermochte, werden wir sehen. Ja, es waren nach continentalem Maßstabe seine Mittel alsdann nicht nur reichlich, sondern fast fürstlich.

Wir kehren jetzt zur Betrachtung des Gedichtes zurück, welches am 15. März 1809 unter dem Titel „englische Barden und schottische Recensenten" dem Publikum übergeben wurde.

Während des Abdruckes dieses Werkes zeigte sich eine Eigenthümlichkeit des Dichters, die er bis an's Ende bei allen seinen Gedichten beibehalten hat. Das Bewußtsein, daß der Augenblick herannahe, wo die Schöpfungen seiner Phantasie durch den Druck gleichsam für alle Zeiten befestigt und unabänderlich werden sollten, erfüllte ihn mit einer hastigen Aufregung. Er änderte und besserte mit überraschender Schnelligkeit, schob Verse ein und ließ andere fort, tauschte ein lobendes Beiwort gegen ein tadelndes aus und umgekehrt. An dem Beispiel des Lord Carlisle haben wir bereits etwas derglei-

chen geſehen. Aehnlich erging es aber auch einer Reihe von andern Perſonen. So war der würdige Sir William Gell, in ſpäteren Jahren vertrauter Freund und Reiſegefährte Walter Scott's, und ein um die Ortsbeſtimmung der alten griechiſchen Geographie nicht unverdienter Gelehrter, in der Handſchrift ſehr deſpectirlich behandelt worden. „Topographie," heißt es daſelbſt, „überlaſſen wir dem Narren Gell." Als er aber während des Druckes dieſen Gelehrten zufällig von Perſon kennen lernte und von ſeiner Liebenswürdigkeit eingenommen ward, ſo verfuhr er wie Rubens, der durch einen einzigen Pinſelſtrich einen weinenden Engel in einen lachenden verwandelte, und der Vers lautete nunmehr: „Topographie überlaſſen wir dem muſterhaften Gelehrten Gell", bis in der fünften Ausgabe ſtatt „muſterhaft" wieder der „ſchnellſchreibende" geſetzt wurde.

Leſen wir nun die Satyre, wie ſie uns vorliegt, ſo erhalten wir zuerſt den Eindruck, daß hier ein junger Menſch ſeinem ungezügelten Uebermuthe völlig freien Lauf läßt; daß er um ſich ſchlägt und Freunde und Feinde gleich unbarmherzig trifft. Was mit der Edinburgh Review nur im entfernteſten Zuſammenhange ſteht, wird mit vernichtendem Spotte übergoſſen; aber auch die geſammte Tagesliteratur, welche damals Mode war, kommt nicht beſſer fort.

In jener Zeit ſtand Walter Scott auf der Höhe ſeines Dichterruhms. Das Lied des letzten Minſtrel und Marmion waren erſchienen und galten für die ſchönſten Gedichte in engliſcher Sprache. Seit hundert Jahren hatte kein Autor das Publikum ſo ganz und ſchnell für ſich zu gewinnen vermocht. Und nun tritt ein zwanzigjähriger Jüngling auf, von dem man bisher nur wußte, daß er ein Bändchen Schulgedichte veröffentlicht, und ſich durch lockeres Leben keinen ſonderlichen Leumund erworben hatte, und greift dieſe Werke mit ſolcher Kühnheit, ſolchem Scharfſinn und ſo witziger Laune an, daß ſelbſt der eifrigſte Verehrer Walter Scott's ſich eines Lächelns nicht erwehren kann. Und die ſatyriſchen Verſe waren noch ſehr glimpflich im Vergleich mit den Noten, die der junge Dichter darunter ſetzte. Vom letzten Minſtrel z. B. heißt es: „Nie war ein Plan ſo unzuſammenhängend und abgeſchmackt, wie der, welcher dieſer Production zu Grunde gelegt iſt. Gleich der Eingang, wo Ebbe und Fluth mit einander ſprechen, iſt eine Nachahmung des Dialogs zwiſchen Donner und Blitz von Baye. Dann kommt der liebenswürdige William Deloraine, ein „kühner Gränzreiter", d. h. eine glückliche Miſchung von Wilddieb, Räuber und gemeinem Spitzbuben, der nicht leſen kann, und wär' es ſeine eigene Galgenrede, wie er ſehr zart ſich ausdrückt.

„Der Lebenslauf Gilpin Horner's und der wunderbare Schnellläufer von einem Pagen, der ohne Siebenmeilenſtiefel zweimal ſo ſchnell rannte, als ſeines Herrn Pferd, ſind Meiſterſtücke zur Erhöhung des guten Geſchmacks. Als Epiſode wird eine unſichtbare, aber deſto fühlbarere Ohrfeige behandelt, und Roß und Mann reiten in das Thor unter der ſehr paſſenden Verkleidung als Heuwagen. Marmion, der Held des zweiten Gedichts, iſt wieder Deloraine, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er leſen kann. Das Gedicht wurde gegen Vorausbezahlung für die ſehr ehrſamen Buchhändler Herren Longman u. Co. verfertigt. Will Herr Scott für Lohn ſchreiben, ſo möge er ſich immerhin für ſeinen Brotherrn anſtrengen, aber er ſoll das bedeutende Talent, welches er unſtreitig beſitzt, nicht dazu vergeuden, um Nachahmungen alter Bänkelſänger-Lieder zu machen.“

Man kann ſich leicht denken, daß, wenn der damals als Dichterfürſt allgemein anerkannte Scott auf dieſe Weiſe behandelt wird, die andern noch viel ſchlechter fortkommen. Southey, Wordsworth, Coleridge und wie ſie alle heißen, ſelbſt Thomas Moore, keiner kommt ungehechelt oder ungegeißelt davon, nur Rogers, Campbell und Gifford finden Gnade. „Ich gedachte,“ ſagt er, „nur der Lehre meines Fechtmeiſters: Wer nicht mit

dir iſt, der iſt wider dich! Hau' um dich rechts und links! — und ſo that ich denn auch."

Die Schaale des bitterſten Zornes wird natürlich auf die Häupter der Edinburgher ausgegoſſen, beſonders über Jeffrey, den er für den Verfaſſer der Kritik hielt. Dieſen vergleicht er mit dem berüchtigten, und in England bis auf den heutigen Tag faſt wie Judas Iſchariot verabſcheuten Blutrichter Jeffrey, und neckt ihn und Moore mit der Erinnerung an ein ziemlich komiſch abgelaufenes Duell zwiſchen Beiden. Nicht vergeſſen wird auch Lord Holland, der große Patron und Mäcenas der Poeten, die ſich an ſeinem Wein begeiſtern. Die Schatten der verſtorbenen großen Dichter werden heraufbeſchworen, ſie ſollen den ſchlechten Nachwuchs von der Erde vertilgen, und ſo kommt eine große Zahl von Namen nach einander an die Reihe, um mit wunderbarer Abwechſelung zwiſchen directer Verdammung, ironiſchem Lobe, und allen Strafmitteln des Spottes, der Verhöhnung und der Mißachtung behandelt zu werden. Drama, Oper und Ballet werden ebenſowenig geſchont, die Unſittlichkeit auf der Bühne und hinter den Couliſſen wird in Juvenal's Manier gebrandmarkt, und ſogar die in Deutſchland noch im beſten Andenken ſtehende Catalani und ihre Pantalons müſſen herhalten. Hiebei mochte ihm denn wohl der Spruch der heiligen Schrift beifallen, daß man

die Splitter in des andern Auge nicht eher bekritteln ſoll, bis man den Balken aus dem eignen gezogen hat. Ein ſolches Bewußtſein überkam denn auch den jungen Dichter in ergreifender Weiſe, und er bekennt, wie wenig er ſelbſt, vom moraliſchen Geſichtspunkte aus, ſich zum Richter über fremde Thorheiten berufen fühle. Wir haben den Anfang der betreffenden Stelle bereits im vierten Kapitel mitgetheilt. Der Schluß derſelben lautet alsdann wie folgt:

Hier ruft nun wohl ein ſtrenger Freund mir zu:
„Du ſtrafſt die andern, biſt denn beſſer Du?“
Und die Genoſſen meiner Thorheit ſtehen
Erſtaunt, als Sittenrichter mich zu ſehen.
Was thut's! Stimmt einſt ein tugendhafter Mann,
Gifford vielleicht, den Ruf zur Beſſ'rung an,
Dann ſchweig' ich gern und grüße ſeinen Sang
Voll Freuden aus des Herzens tiefſtem Drang:
Sollt' ich auch ſelbſt das Strafurtheil empfangen,
Das derer harrt, die ſich, gleich mir, vergangen.

War nun ſchon der Umſtand, daß ein junger Poet von zwanzig Jahren ſich erkühnte, faſt alle ſeine Zeitgenoſſen, die ſich des höchſten Dichterruhmes bei der Mitwelt erfreuten, für albern und geſchmacklos, und ihren Ruhm für eine Laune der Mode zu erklären, eine in ihrer Art einzige Erſcheinung, die auf den erſten Anblick den Eindruck höchſter Kühnheit, ja höchſter Frechheit bei dem Leſer hervorbringen muß, ſo wird eine ſolche Verwegenheit noch

viel wunderbarer und unbegreiflicher, wenn man einen vorausſchauenden Blick auf das wirft, was nachher geſchah! —

Der Jüngling ſchleudert ſeine Satyre in die Welt, geht zwei Jahre lang in die Fremde, und heimgekehrt veröffentlicht er ſeine Reiſeeindrücke, die er zu einem Gedichte geformt, in einem Hefte von kaum hundert Seiten; und ſofort und ohne Widerſpruch erkennen alle Diejenigen, welche er auf's Erbarmungsloſeſte angegriffen hatte, in ihm ihren Meiſter. Walter Scott entſagt, ſeit dem Erſcheinen der beiden erſten Geſänge von Childe Harold, der gebundenen Schreibart, und wendet ſich dem Romane zu, und ſchon 1829 ſpricht die Kritik es offen aus, daß Southey's dicke Bände faſt Makulatur geworden, daß Wordsworth und Crabbe dem Geſichtskreis der Leſer entſchwinden, und daß von Moore faſt nur die in Muſik geſetzten Verſe noch im Publikum gekannt ſind*).

Die erſte Ausgabe der Satyre war ohne Byron's Namen erſchienen. Das Incognito wurde aber ſehr ſchlecht gewahrt. Schon am 17. April ſchreibt ihm Dallas:

„Die Satyre hat reißenden Abſatz, und der Verleger glaubt, daß die Auflage nächſtens erſchöpft ſein wird.

*) Edinburgh Review 1829. Artikel Mrs. Hemans.

Was ich darüber mitzutheilen habe, wird Ihnen hoffentlich Freude machen. Erſtens ſind Sie, unſerer Vorſicht ungeachtet, ſchon ziemlich allgemein als Verfaſſer bekannt. Ich hatte davon geſtern einen Beweis, als ich mich in der königlichen Hofbuchhandlung befand. Der Inhaber derſelben nannte Sie, als ich nach dem Verfaſſer fragte, und als ich wiſſen wollte, woher er dies glaube, erwiederte er, daß geſtern eine vornehme Dame ohne weiteres Lord Byron's Satyre von ihm gefordert habe. Zugleich erzählte er, daß Gifford das Gedicht geleſen und höchlich gerühmt habe; das ſei auch die allgemeine Stimme, nicht nur unter ſeinen Kunden, ſondern ebenſo bei denen der andern Buchhändler. In Philipp's Leſezimmer wurde es laut vorgetragen, zu einſtimmigem Beifall aller Anweſenden. Auch viele Zeitſchriften, unter andern der Antijakobiner und Gentlemans Magazin, haben bereits für den Verfaſſer in die Ruhmestrompete geſtoßen. Die übrigen werden es im nächſten Monat beſprechen, und je nach den Beziehungen, in denen ſie zu den angegriffenen Perſonen ſtehen, natürlich mitunter hart genug behandeln."

Unter dieſen Umſtänden wäre es zwecklos geweſen, auch bei der zweiten nunmehr nöthig gewordenen Ausgabe, den Namen des Verfaſſers nicht zu nennen. Die Arbeiten, welche für den neuen, mannigfach geänderten,

und um faſt hundert Zeilen vermehrten Abdruck nöthig wurden, führten Lord Byron bald wieder von Newſtead, wohin er ſich zurückgezogen hatte, nach London zurück, und um die Mitte des Mai konnte die Handſchrift dem Drucker übergeben werden. Mancherlei Aenderungen hatte das Gedicht erfahren, und die Zahl der Schriftſteller, welche Lob und Tadel empfingen, war nicht unerheblich vermehrt worden. Eine Nachſchrift, welche Byron hinzugefügt, in den ſpäteren Ausgaben aber weislich wieder fortgelaſſen hat, kann als Verbeſſerung nicht betrachtet werden, ſie enthält eine ziemlich großſprecheriſche Herausforderung an Alle, die ſich verletzt glauben ſollten, und er ſpricht ſeine Verwunderung darüber aus, daß das Zeitalter ſo zahm geworden ſei, indem er noch nicht einmal Gelegenheit gehabt habe, mit einem der angegriffenen Dichter ſich zu ſchlagen.

Dallas ſuchte ihn auf's Dringendſte, aber vergebens zu bewegen, dies Nachwort zu unterdrücken. Der junge Dichter hatte alle ſeine Gedanken bereits auf die Reiſe gerichtet, und trieb zur größten Eile an, weil er die Abdrücke noch zu ſehen wünſchte, bevor er England verließ. Die Angriffe, an denen es nicht fehlte, und welche namentlich in den kleinen Journalen mit großer Heftigkeit geführt wurden, machten den Wunſch, ihnen aus dem Wege zu gehen, immer dringender, zumal die

Angreifer, nach engliſcher Manier, ſich nicht damit begnügten, den Schriftſteller zu tadeln, ſondern dem Menſchen und ſeinen menſchlichen Schwächen in der gröbſten Weiſe zu Leibe gingen.

Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Lord Byron's Satyre ſeinen Namen in weiten Kreiſen bekannt machte, und natürlich war man geneigt, von einem jungen Manne, welcher auf ſo ſchonungsloſe Art Freund und Feind verletzte, das Schlimmſte zu denken. Man forſchte ſeinem Privatleben nach, und da fand ſich denn nur zu viel Anlaß zu den bitterſten Schmähungen.

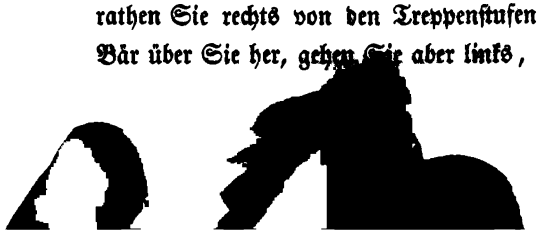
Seine einſiedleriſche, von den Standesgenoſſen geſchiedene, und nur von wenigen, ziemlich leichtfertigen Altersgenoſſen getheilte Lebensweiſe, die ſeltſame Eintheilung ſeiner Tage und Nächte, ſeine athletiſchen und gymnaſtiſchen Uebungen, ſeine Launenhaftigkeit, ſein Stolz und ſeine Eitelkeit gaben nur zu vielen Anlaß, um unter gehäſſiger Verdrehung und Vergrößerung der Wahrheit, ein Zerrbild des Dichters aufzuſtellen, und die geſchmähten kleinen Poeten ließen es daran nicht fehlen. Der Newſtead'ſche Haushalt bot dazu reichlichen Stoff.

Leider fehlt es uns an authentiſchen Berichten über dieſe häuslichen Verhältniſſe faſt ganz, und die einzige ausführliche Nachricht verdanken wir dem früh verſtorbenen geiſtreichen Skinner Matthews. Da dieſelbe aber

in einem, an eine Dame gerichteten Briefe enthalten iſt, ſo muß man annehmen, daß die Farben ſo mild wie möglich aufgetragen ſind. Dieſer am 22. Mai 1809 geſchriebene Brief lautet: „Ich muß Ihnen zuerſt einige Nachrichten von dem ſeltſamen Orte geben, den ich unlängſt verließ. Newſtead Abbey liegt 136 (engliſche) Meilen von London, 4 Meilen diesſeits Mansfield. Es iſt ein ſo ſchönes Stück Alterthum, daß ſich Abbildungen davon ſicherlich in Kupferwerken befinden. Die Vorfahren des jetzigen Beſitzers erhielten das Lehen zur Zeit der Auflöſung der Klöſter, das Gebäude ſelbſt iſt aber älter. Obgleich arg in Verfall, iſt die Abtei doch noch vollſtändig wie zur Zeit ihrer Gründung vorhanden. Zwei Kloſterflügel mit einer Menge von Zellen und andern Räumlichkeiten, ſind zwar nicht bewohnbar, könnten aber leicht bewohnbar gemacht werden, und viele der urſprünglichen Gemächer, z. B. die große ſteinerne Halle ſind noch im Gebrauche. Von der Kirche der Abtei iſt nur die eine Seite ſtehen geblieben. Die Küchengebäude mit einer großen Menge von Wirthſchaftsgelaſſen, ſind Ruinen. Die Abtei iſt mit dem der neueren Zeit angehörigen Wohnhauſe, durch einen im edlen Styl erbauten, 70 Fuß langen und 20 Fuß breiten Saal verbunden. Aber mit Ausnahme der wenigen Zimmer, welche der jetzige Lord hat einrichten laſſen, zeigt Alles

Spuren der Vernachläſſigung und des Verfalles. Haus und Garten ſind ringsum durch eine Mauer mit Zinnen eingefaßt. An der Vorderſeite befindet ſich ein großer See, an den Ufern mit Thürmen umgeben, deren höchſter auf einem Hügel erbaut iſt. Stellen Sie ſich alles dies in Mitten eines öden kahlen Hügellandes vor, wo man meilenweit außer ein Paar Gebüſchen, keinen Baum erblickt, ſo haben Sie ein Bild von Newſtead. Der vorige Lord lebte mit ſeinem Sohne, dem er die Herrſchaft nicht entziehen durfte, in Todfeindſchaft, und that deshalb Alles um ſeinem Erben die Güter in möglichſt ſchlechtem und verwüſtetem Zuſtande zu hinterlaſſen. Er ließ die Gebäude verfallen, und ſchlug meilenweite Waldſtrecken vollſtändig nieder. Der Sohn ſtarb aber vor dem Vater, und ſo hatte dieſer alle ſeine Wuth vergebens verſchwendet.

Wenn Ihnen nun der Ort nach dieſer Beſchreibung ſeltſam genug vorkommen wird, ſo ſind die Bewohner deſſelben nicht minder ſeltſam. Steigen wir denn die Haupttreppe hinan, damit ich Sie dem Lord und ſeinen Gäſten vorſtelle. Aber haben Sie ja acht auf Ihre Schritte, und betreten Sie dieſen Weg nur bei hellem Tage, und auch alsdann mit der äußerſten Vorſicht, denn das geringſte Verſehen iſt lebensgefährlich. Gerathen Sie rechts von den Treppenſtufen, ſo fällt ein Bär über Sie her, gehen Sie aber links, ſo iſt das faſt



noch ſchlimmer, Sie rennen einem Wolf in den Rachen. Auch wenn Sie die Pforte endlich erreicht haben, iſt die Gefahr keineswegs vorüber. Die Thür iſt ſchlecht und der Ausbeſſerung bedürftig, und die Geſellſchaft iſt wahrſcheinlich damit beſchäftigt, dieſelbe als Scheibe für ihr Piſtolenſchießen zu benützen, und wenn Sie Ihre Ankunft nicht durch lautes Rufen vernehmlich kund geben, ſo ſind Sie dem Bären und dem Wolfe nur entronnen, um von den Kugeln der luſtigen Mönche von Newſtead niedergeſtreckt zu werden.

Unſere Geſellſchaft beſtand aus Lord Byron und vier anderen jungen Leuten, und zuweilen kam ein Geiſtlicher aus der Nachbarſchaft. Was unſere Lebensweiſe betrifft, ſo war die Tagesordnung gewöhnlich folgende: Für das Frühſtück war keine Stunde feſtgeſetzt, ſondern jeder folgte darin ſeinem Belieben. Es blieb alles auf dem Tiſche ſtehen, bis die ganze Geſellſchaft dejeunirt hatte. Hätte aber Jemand den Einfall gehabt, zu einer ſo frühen Stunde, wie um zehn, zu frühſtücken, ſo würde er noch keinen dienſtbaren Geiſt außer dem Bette gefunden haben. Im Durchſchnitt wurde um Ein Uhr aufgeſtanden. Ich, der ich mich gewöhnlich zwiſchen 11—12 erhob, war immer der Erſte, und galt für ein Wunder im Frühaufſtehen. Es wurde oft zwei Uhr, bevor die Frühſtücksgeſellſchaft auseinander ging. Die

Morgenunterhaltung bestand alsdann in Lesen, Fechten, Boxen oder Federballspielen in der großen Halle, und Pistolenschießen im Hausflur. Dann ward spazieren gegangen, geritten, Ball geschlagen, auf dem See gefahren, mit dem Bären gespielt, oder mit dem Wolfe herumgezerrt. Die Hauptmahlzeit wurde zwischen sieben bis acht eingenommen, und der Abend dann bis zwei, auch drei Uhr Morgens ausgedehnt. Worin die Abendunterhaltungen bestanden, mögen Sie sich selbst vorstellen. Ich darf die Sitte nicht vergessen, nach Tische, sobald das Tafeltuch abgehoben war, einen Menschenschädel*) mit Burgunder gefüllt, die Runde machen zu lassen. Hatten wir nun an herrlicher Kost und den feinsten Weinen uns gelabt, so gingen wir in ein anderes Zimmer zum Thee, wo jeder nach seinem Belieben las oder sich unterhielt. Zuletzt wurde Butterbrod und kalte Küche gereicht, und

*) Dieser Schädel ist später in Besitz des Käufers von Newstead, Obrist Wildman übergegangen. Lord Byron erzählt von dem seltsamen Trinkgeräth Folgendes: „Der Gärtner grub einst diesen Schädel aus, der wahrscheinlich einem der Mönche gehört hatte. Da er von riesigem Maße, und vollkommen wohlerhalten war, so ließ ich ihn in einem Anfall von Laune in Silber fassen, und zu einem Trinkgeschirr verarbeiten. Er wurde spiegelblank, und hatte die Farbe des Schildpatts.“ Die Inschrift, welche Byron auf den Schädel setzen ließ, ist ohne besonderes poetisches Verdienst, und findet sich im letzten Bande der vermischten Gedichte.

man ging zu Bette. Eine Sammlung von Mönchsanzügen, die der Lord hat machen laſſen, mit Kreuzen, Roſenkränzen, Tonſuren, und Allem, was dazu gehört, diente dazu, uns zu verkleiden, wo die Geſellſchaft ſich dann ſeltſam genug ausnahm.

Zu meinem größten Bedauern befand ich mich während eines großen Theils meines dortigen Aufenthaltes ſehr unwohl, und der gedankenloſe Lärm der Geſunden um mich her quälte mich dabei faſt noch mehr als meine Krankheit.

Hiermit ſchließe ich meinen Bericht. Lord Byron reiſt bald mit einem gemeinſchaftlichen Freunde von uns nach Conſtantinopel. Sie haben mich aufgefordert, ſie zu begleiten, aber das muß noch überlegt werden."

Wenn nun ſchon dieſer Bericht eines Freundes, der Erzählung von dem Beſuche eines Narrenhauſes nicht ganz unähnlich iſt, ſo kann man ſich vorſtellen, daß die Gerüchte, welche über Byron's Lebensweiſe im Publikum umliefen, von der allerausſchweifendſten Art waren. Er ſelbſt hat ſpäter hiezu beigetragen, indem er das Schloß des Ritter Harold, welches allgemein für Newſtead gehalten ward, wie einen wahren Sündenpfuhl darſtellte:

Der Ritter flieht aus ſeiner Väter Schloß,
Es war ein großer, altehrwürd'ger Bau,
So alt, daß kaum die Mauern feſt noch ſtehn.
Und doch ſpricht Kraft aus jedem Säulengang.
Ein Kloſter einſt, doch jetzo tief entweiht.
Wo blinder Aberglauben ſonſt geherrſcht,
Tanzt heut der lockern Dirnen bunte Schaar.
Und wenn die Mönche trieben, was man ſich erzählt,
Sie könnten glauben, ihre Zeit ſei wieder da.

Es war ein Unglück für ihn, daß in einem Alter, wo ſonſt junge Leute ihre dummen Streiche machen, ohne daß Jemand anders als der Vater oder der Vormund Notiz davon nehmen, die Augen der Welt bereits anfingen, ſich auf Lord Byron zu richten, und die Zeitungen mit ſeinem Privatleben ſich beſchäftigten, und Dinge in die Oeffentlichkeit brachten, und noch dazu entſtellt und vergrößert, die ſonſt im Verborgenen bleiben. Denn wenn auch die Jugendthorheiten des Dichters eine romantiſchere und ausſchweifendere Form annahmen, als wohl ſonſt gewöhnlich iſt, ſo war er doch nicht ſchuldiger und verderbter, als tauſend Jünglinge ſeines Standes, die nachher ſehr brauchbare und geſetzte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft werden. Die Ausſchweifungen im Umgange mit den Frauen hat er mit einem großen Theile aller wirklich genialen Menſchen gemein, wenn auch ihre Schwächen nicht von Jugend auf in den Zeitungen ausposaunt wurden. Freilich aber hat auch keiner

von ihnen ſich ſchon ſo frühe eine ſolche Anzahl von erbitterten Feinden unter den Schriftſtellern gemacht, wie Byron durch ſeine Satyre es gethan.

Die zweite Ausgabe dieſes Gedichts wurde Ende Mai dem Publikum übergeben, und machte den Verfaſſer in immer weiteren Kreiſen bekannt, dieſer konnte jedoch einen ſolchen Zuwachs ſeines Ruhmes nicht wahrnehmen, da er ſeine Abreiſe von England ſo viel wie möglich beſchleunigte. Alles Widerwärtige, was in ſeinen Verhältniſſen lag, laſtete gerade damals recht ſchwer auf ſeinem Herzen, und der junge, hochbegabte Mann fühlte ſich wirklich unglücklich. Das Bewußtſein der Vereinſamung, welches ihn quälte, zeigte ſich auch in dem romantiſchen Plane, den er faßte, noch vor ſeiner Abreiſe ſich die Bildniſſe ſeiner liebſten Schulfreunde zu verſchaffen. Dies war vor fünfzig Jahren etwas umſtändlicher, als heutzutage, und er ſchreibt über dieſe Angelegenheit an Harneff, der zur Zahl dieſer Freunde gehörte:

„Meine Abreiſe ſteht nahe bevor, und ich ſammle mir jetzt die Portraits meiner beſten Schulfreunde. Einige habe ich bereits, aber ohne Dein Bild wäre die Sammlung unvollſtändig. Ich habe einen der erſten Miniaturmaler zu dieſem Zwecke engagirt, natürlich auf meine Koſten, indem ich durchaus nicht wünſche, daß andere Leute meine Launen bezahlen ſollen. Es iſt zwar

unzart, dies zu erwähnen, aber da einer meiner Freunde ſich zu ſitzen weigerte, weil er glaubte, daß er die Koſten zu tragen habe, ſo bin ich genöthigt, dieſen Punkt zu erwähnen. Ich komme nächſtens zu Dir, und führe Dich zu dem Künſtler. Er wird Dich eine Woche lang quälen, aber Du mußt das mir zu Liebe entſchuldigen, weil das Bild künftig vielleicht die einzige Spur unſerer Freundſchaft und Bekanntſchaft bildet, die mir übrig bleibt. Erſcheint dies auch jetzt thöricht, ſo ſind doch wahrſcheinlich in wenigen Jahren gar Manche von uns ſchon todt, oder durch unabänderliche Ereigniſſe von einander getrennt, und dann iſt es eine Art von Genugthuung, bei Betrachtung der Bildniſſe der Lebenden uns daran zu erinnern, wie wir ſelbſt in jener Zeit waren; und wenn wir die Ebenbilder der Todten betrachten, ſo haben wir Alles vor uns, was von ſoviel Verſtand, Gefühl und von dem ganzen Schwarm der Leidenſchaften übrig geblieben iſt. Doch das iſt alles langweilig genug, drum gute Nacht, ſo endet das Kapitel, oder vielmehr meine Predigt. — —“

Noch einen andern Drang des Herzens mußte er erfüllen, bevor er ſich, ohne zu wiſſen, wie bald er zurückkehren würde, in die Fremde begab.

Dr. Butler, der Lehrer, den er in Harrow ſo oft gekränkt, und den er unter dem Namen Pompoſus in einem

ſeiner Jugendgedichte lächerlich gemacht hatte, ſollte nicht mit Uebelwollen des Abweſenden gedenken. Der junge Lord begab ſich deshalb eigens nach Harrow, bat den Lehrer um Verzeihung, und erhielt von demſelben als Verſöhnungszeichen eine goldene Schreibfeder zum Geſchenk.

Siebentes Kapitel.

Reiſe nach dem Orient.

Die Vorbereitungen zur Reiſe wurden nun mit Eifer betrieben. Der Kammerdiener Fletcher, zwei andere Diener, und der Page Robert Ruſhton, eines Pächters Sohn aus Newſtead, bildeten das Gefolge.

Der Gefährte ſeiner Wanderungen war John Cam Hobhouſe, älteſter Sohn aus einer alten Baronetsfamilie. Er kam ſpäter in's Parlament, und iſt im Jahre 1851 als Lord Broughton zur Pairswürde erhoben worden. Er hat während der Reiſe genaue Tagebücher geführt, und dieſelben 1812 veröffentlicht, von denen bereits mehrere Ausgaben erſchienen ſind.

Hobhouſe war ein unterrichteter junger Mann von einer ſeltenen Gabe der Unterhaltung, und wegen ſeiner witzigen Einfälle bekannt und beliebt. Er hatte zu dem engeren Umgangskreiſe Byron's gehört, und liebte denſelben, ſoweit es überhaupt in ſeiner Natur lag Jemanden zu lieben. Von der Mutter und den übrigen Freunden nahm der junge Dichter ſchriftlich Abſchied. Zwei dieſer Briefe ſollen hier folgen.

Seiner Mutter ſchreibt er von Falmouth am 22. Juni 1809:

„Liebe Mutter, bevor dies in Deine Hände gelangt, bin ich wahrſcheinlich ſchon unterweges. Fletcher hat ſo ſehr gebeten, daß ich ihn noch in Dienſt behalten habe. Thut er unterweges nicht gut, ſo ſchicke ich ihn mittelſt eines Transportſchiffes zurück. Ich habe einen deutſchen Bedienten angenommen, den mir Dr. Butler dringend empfohlen hat, und der bereits in Perſien geweſen iſt. Dieſer, und Robert und William bilden mein ganzes Gefolge. Empfehlungsbriefe habe ich genug. Von den verſchiedenen Hafenplätzen aus, wo wir anlegen, werde ich Dir ſchreiben, doch darfſt Du Dich nicht ängſtigen, wenn die Briefe nicht regelmäßig ankommen. Der Continent befindet ſich jetzt in einer recht hübſchen Lage. In Paris ſind Unruhen ausgebrochen, die

Oeſterreicher ſchlagen Buonaparte und die Tyroler erheben ſich.

Ein Oelbild von mir wird nächſtens in Newſtead eintreffen. Ich wünſchte, die Miß Pigot's hätten was Beſſeres zu thun, als mein Miniaturporträt in Nottingham copiren zu laſſen. Da es aber einmal geſchehen iſt, mögen ſie nun auch die Bilder meiner Freunde copiren, an denen mir mehr liegt, als an meinem eignen. Was meine Geldangelegenheiten betrifft, ſo bin ich, mit einem Worte, ruinirt, wenigſtens ſo lange, bis Rochdale verkauft iſt. Geht das nicht glücklich ab, ſo trete ich in öſtreichiſche oder ruſſiſche Dienſte, vielleicht in türkiſche, wenn es mir dort gefällt. Die Welt ſteht mir offen. Ich verlaſſe England ohne Bedauern, und wünſche nichts daſelbſt wiederzuſehen, ausgenommen Dich und Newſtead.

P. S. Bitte, ſage Herrn Ruſhton, daß ſein Sohn ſich gut beträgt. Auch dem alten Murray geht es gut. Er befindet ſich munterer als jemals. In einem Monat iſt er wieder in Newſtead. Daß ich ihn zurücklaſſen muß, gehört zu den wenigen Dingen, die ich bedaure; denn bei ſeinem hohen Alter iſt es leicht möglich, daß ich ihn nicht wiederſehe. Robert geht mit mir. Ich liebe ihn, weil er gleich mir ſelbſt ein freundloſes Geſchöpf iſt."

Der folgende Brief an Hodgſon iſt vom 25. Juni aus Falmouth datirt. An dieſen Freund ſchreibt er:

„Lieber Hodgſon!

Bevor dies in Deine Hände kommt, ſegeln wir im Liſſaboner Paketboote ab. Zwei Officiersdamen, drei Kinder, zwei Kammerjungfern, einige Subalternſoldaten, drei portugieſiſche Herren mit Bedienung, neunzehn Seelen in Allem, geführt von dem edlen Capitain Kitt, ein tapfrer Führer, wie je einer ein Fäßchen echten Cognak geſchmuggelt hat. Wir gehen zuerſt nach Liſſabon, dann nach Gibraltar, Malta, Conſtantinopel „und ſo weiter", wie Herr Urian ſagte, als er auf Reiſen ging. Die Hafenſtadt Falmouth liegt, wie Du Dir vielleicht ſelbſt vorſtellen kannſt, nicht ſehr weit von der See. Befeſtigt iſt ſie auf der Waſſerſeite durch zwei Werke, St. Maws und Pendennis, die ſo vortrefflich angelegt ſind, daß ſie jedermann im Wege ſtehen, außer dem Feinde. Commandant von St. Maws iſt ein rüſtiger Herr von achtzig Jahren, ein Wittwer. Er hat die ausſchließliche Verfügung über ſechs höchſt unfügſame Kanonen, die vortrefflich dazu geeignet ſind, die übrigen Feſtungswerke in den Grund zu ſchießen. Ein Thurm von gleicher Stärke ſteht auf der andern Seite des Canals. St. Maws haben wir beſichtigt, Pendennis ließ man uns aber nicht ſehen, außer von Weitem, weil Hobhouſe und ich bereits im Verdacht ſtehen, St. Maws durch einen Handſtreich genommen zu haben.

Die Stadt enthält viel Quäker und geſalzene Fiſche. Die Auſtern ſchmecken nach Kupfer, wie es der Bergwerkscharakter dieſer Gegend mit ſich bringt. Die Weiber läßt der wohledle Magiſtrat, wenn ſie geſtohlen haben, auf öffentlicher Straße durchpeitſchen, eine Unannehmlichkeit, welche geſtern früh ein Mitglied des ſchönen Geſchlechts zu erdulden hatte. Sie war höchſt widerſpänſtig in ihrem Benehmen, und fluchte auf den Bürgermeiſter. — Wann ich das nächſte Mal ſchreiben kann, das hängt von unſerem ſeekundigen Capitain Kitt und von den „ungeſtümen Winden ab, die (diesmal nicht) in ſolcher Jahrszeit blaſen.“ Ich verlaſſe England ohne Bedauern und werde ohne Freude wiederkehren. Ich bin wie Adam, der erſte Verbrecher, der zur Transportation verurtheilt wurde; aber ich habe keine Eva, und der Apfel, den ich gegeſſen, war ſo ſauer wie eine Schlehe, und ſo endet das erſte Kapitel.

Lebe wohl!“

Dieſem Briefe iſt das unvergleichliche kleine Gedicht an das Paketboot beigefügt. Unüberſetzlich wie faſt alle Byron'ſchen Gedichte, giebt daſſelbe in noch höherem Grade, als viele andere, Zeugniß von ſeiner Gabe, die alltäglichſten Anſchauungen und Begebenheiten poetiſch aufzufaſſen und darzuſtellen. Man wird fühlbar mit hineingeriſſen in den Trouble, der von der

Abfahrt eines größeren Schiffes untrennbar iſt. Das Gedränge der Paſſagiere, die Menge des herbeigeſchleppten Gepäcks, die Unbehaglichkeit der Reiſenden in ihren engen Kajüten, die Angſt und das Uebelbefinden der Damen, das Flattern der Segel, das Wehen des Windes, die Verwirrung auf dem Verdecke, — alles macht man unmittelbar mit durch, gehoben von der ſprudelnden Laune des Darſtellers, der ſich an der fremden Unbehaglichkeit und ſeiner eigenen ergötzt.

Ohne beſondere Abenteuer gelangten die Reiſenden nach Liſſabon. Eine dreifache Schilderung dieſer Stadt und ihrer Umgegend, und der Eindrücke, die der Dichter dort empfing, iſt uns aufbewahrt in den Briefen an ſeine Mutter, an Hodgſon, und in den unſterblichen Stanzen im erſten Geſange von Childe Harold. Wie der Wanderer den Rheinfall durch farbige Gläſer erblickt, und die blaue Scheibe ihm den Eindruck des winterlichen Mondſcheins, die gelbe den der heißen Mittagsſonne, und die rothe die Abendbeleuchtung vergegenwärtigt, ſo war des Dichters Geiſt von ſelbſt ein ſo bunt wechſelnder Farbenſpiegel, daß derſelbe Gegenſtand ſich ihm bald in erhabenem, bald in lächerlichem Lichte zeigte, bald wieder in der klaren Beleuchtung des reflektirenden Verſtandes. — Die herrlichen Verſe zeigen uns den prachtvollen Königsſitz, ſich ſpiegelnd auf der ſchwankenden Welle, im

Gegenſatz zu dem betrübenden Anblick einer dummſtolzen und ſchmutzigen Bevölkerung, und der Dichter fragt, warum Natur ihre Reize für ſolche Menſchen vergeudet? Schöner kann eine Landſchaft nicht gemalt werden, als in der neunzehnten Strophe dieſes Geſanges.

An Hodgſon ſchreibt er unter dem 16. Juli 1809:

„Ich fühle mich hier ſehr wohl, weil ich Orangen liebe und ſchlechtes Latein mit den Mönchen rede, die mich verſtehen, weil ſie ebenſo ſchlecht ſprechen. Ich gehe in Geſellſchaft mit meinen Taſchenpiſtolen, ſchwimme quer durch den Tajo ohne auszuruhen, reite auf Eſeln und Maulthieren, fluche auf Portugieſiſch, und habe an den Folgen des Klima's und an den Stechfliegen zu leiden. Aber was ſchadet das? Comfort iſt nicht für Vergnügungsreiſende! Sind die Portugieſen hartnäckig, ſo ſage ich: „Corracho!“ das iſt hier der vornehme Fluch und erſetzt unſer „Goddam!“ Aergert mich mein Nachbar, ſo nenne ich ihn „Ambra di merdo“. Mit dieſen beiden Redensarten und einer dritten, „Arra bouro“, d. h. ſchafft mir einen Eſel, mache ich mich allgemein verſtändlich und gelte für einen großen Herrn und Sprachkenner. Wie luſtig lebt der Reiſende, dem es nicht an Speiſe und Kleidern fehlt! Aber in vollem Ernſt, jedes Ding iſt beſſer als England, und ich bin bis jetzt von meiner Pilgerſchaft unendlich

befriedigt. — — Schicke mir Nachrichten, ſchreibe mir von Todesfällen, von Banqueroutten und Capitalverbrechen, und von Unglücksfällen unſerer lieben Freunde. Laß mich auch von Schriftſtellerangelegenheiten hören und von Streitigkeiten und Kritiken, all' das wird willkommen ſein ꝛc."

Ganz beſonders entzückt war Byron von dem Dorfe Cintra, nicht weit von Liſſabon gelegen. Hierüber ſchreibt er an ſeine Mutter:

„Cintra iſt in jeder Beziehung vielleicht der entzückendſte Ort in Europa. Es enthält Schönheiten von jeder Art, wie Kunſt oder Natur ſie hervorbringen kann. Paläſte und Gärten erheben ſich zwiſchen Felſen, Waſſerfällen und Abgründen. Klöſter auf ſchwindelnden Höhen, ein ferner Blick über das Meer und den Tajo. Es findet ſich auf dieſem einen Punkte die ganze Wildheit der weſtlichen Hochlande mit dem lieblichen Grün des ſüdlichen Frankreich zuſammen. Nicht gar weit davon liegt der Palaſt von Mafra, der Stolz Portugals, wie er in Hinſicht auf Pracht und Zierlichkeit der Stolz jedes anderen Landes ſein würde. Mit dem Palaſt iſt ein Kloſter zuſammengebaut. Die Mönche, welche große Einkünfte beſitzen, ſind recht höflich und verſtehen Latein, ſo daß wir eine lange Unterhaltung hatten. Sie

beſitzen eine große Bibliothek und fragten mich, ob die Engländer in ihrem Lande auch Bücher hätten.“

Nach kurzem Aufenthalte ging die Reiſe von Liſſabon aus zu Pferde nach Sevilla und Cadix weiter. Das Gepäck hatte man mit einem Theil der Dienerſchaft zur See nach Gibraltar vorangeſchickt. Sevilla gefiel dem Dichter ſehr wohl und fiel ihm hier das freie Benehmen der ſpaniſchen Damen auf, worüber er ſeiner Mutter folgendermaßen berichtet:

„Wir wohnten in dem Hauſe zweier unverheiratheten ſpaniſchen Damen, welche ſechs Häuſer in Sevilla beſitzen, und mir eine ſeltſame Probe von ſpaniſchen Sitten gaben. Sie ſind geſcheute Frauenzimmer. Die ältere eine ſtattliche Figur und die jüngere hübſch, aber nicht ſo ſchön gewachſen, wie Donna Joſepha. Die Freiheit ihres Benehmens ſetzte mich nicht wenig in Erſtaunen und, ſoviel ich beobachtet habe, iſt Zurückhaltung gerade kein Charakterzug der ſpaniſchen Damen, die im Allgemeinen ſehr hübſch ſind, mit großen ſchwarzen Augen und ſchönen Formen. Die ältere beehrte mich mit ihrer ganz beſonderen Aufmerkſamkeit und beim Abſchiede (ich war drei Tage dort geweſen) umarmte ſie mich auf's Zärtlichſte, ſchnitt mir eine Locke ab und beſchenkte mich dafür mit einer von ihrem eigenen Haare, etwa drei Fuß lang, die ich hier beilege und bis zu mei-

ner Rückkehr aufzubewahren bitte. Ihre letzten Worte waren: „Lebe wohl, Du hübſcher Burſche, Du gefällſt mir ſehr.“ Noch weitere mir zugedachte Artigkeiten lehnte ich ab, worüber ſie lachte und ſagte, ich hätte gewiß eine engliſche Geliebte. Sie ſelbſt, ſagte ſie, ſei mit einem Offizier der ſpaniſchen Armee verlobt.“

Die freien Manieren der ſpaniſchen Damen hatten übrigens für unſern Dichter keineswegs etwas Abſchreckendes, vielmehr ſind ſeine Briefe und ſeine Gedichte ihres Lobes voll, und er zieht ſie an mehr als einer Stelle allen Schönheiten der übrigen Länder vor. In Cadix ſcheinen ihre Reize ihn ganz beſonders entzückt zu haben, was wohl nicht wenig dazu beitrug, ihm dieſe Stadt in verklärtem Lichte erſcheinen zu laſſen. „Cadix, ſüßes Cadix,“ ſchreibt er, „es iſt der erſte Ort der Schöpfung. Die Schönheit der Straßen und Gebäude wird nur durch die Liebenswürdigkeit der Einwohner übertroffen! Denn bei allen meinen vaterländiſchen Vorurtheilen muß ich doch geſtehen, daß die Damen von Cadix den engliſchen an Schönheit eben ſo weit überlegen ſind, als die Spanier ſonſt in jeder Eigenſchaft, die dem Menſchen Ehre macht, den Engländern nachſtehen. Cadix iſt ein vollſtändiges Cythera. Viele der Großen, die Madrid während der Unruhen verlaſſen haben, wohnen jetzt hier, und ich glaube, es iſt die hüb-

ſcheſte und reinlichſte Stadt in Europa. London iſt ſchmutzig im Vergleiche damit. Die ſpaniſchen Frauen ſind einander alle gleich. Die Erziehung bei allen die nämliche. Die Frau eines Herzogs ſteht, was Bildung betrifft, mit der Frau des Bauern auf gleicher Stufe, — und die Bauersfrau gleicht in ihrem Benehmen einer Herzogin. Bezaubernd ſind ſie Alle, aber ſie haben nur Einen Gedanken im Kopfe, und ihr Lebensgeſchäft iſt die Liebesintrigue. — — Am Abend vor meiner Abreiſe, ſaß ich in der Loge im Theater mit der Familie eines Admirals. Eine ältere Dame mit ihrer ſchönen Tochter. Die letztere iſt ſehr hübſch, nach ſpaniſchem Styl, der meinem Geſchmack nach an Reiz dem engliſchen nicht nachſteht, und durch einen eigenthümlichen Zauber ihm weit überlegen iſt. Langes ſchwarzes Haar, dunkle ſchmachtende Augen, ein klarer dunkler Teint, und dabei eine Grazie in den Bewegungen, von der ein Engländer keine Vorſtellung hat, wenn er nur das ſchläfrige apathiſche Weſen ſeiner Landsmännin kennt. Rechnet man dazu noch die kleidſamſte und dabei züchtigſte Tracht des ſpaniſchen Coſtüms, ſo vollendet dies die Unwiderſtehlichkeit ihrer Schönheiten.“

Mit der jungen Admiralstochter, welche zu dieſen Betrachtungen die nächſte Veranlaſſung gegeben, in ein näheres Verhältniß zu treten, hinderte den Dichter nur

ſeine ſchnelle Abreiſe nach Gibraltar, keineswegs aber Mangel an Geneigtheit auf Seiten der Schönen.

Von Gibraltar aus ſollte ein Abſtecher nach Afrika gemacht werden, doch zerſchlug ſich dieſer Plan wieder. — Da ſich hier zeigte, daß die Geſundheit ſeines Pagen Robert Ruſhton in dem ſüdlichen Klima zu leiden ſchien, ſo ſchickte er denſelben unter Murray's Begleitung zurück, und zeigte dabei die zarte Sorgfalt, mit der er ſein ganzes Leben lang für das Wohl derer bedacht war, die ihm treue Dienſte geleiſtet hatten. Dieſer echt ariſtokratiſche Zug ſeines Weſens ſpricht ſich ebenſo ſchön wie einfach in dem Briefe aus, den er bei dieſer Gelegenheit an den Vater des Knaben, ſeinen Pächter Ruſhton richtete: „Ich habe Robert zurückgeſchickt," ſchreibt er, „weil es für einen Knaben in ſo jungen Jahren nicht heilſam iſt, in den Gegenden zu reiſen, die ich durchwandern will. Ziehen Sie für ſeine Erziehung auf drei Jahre jährlich 25 Ls. von Ihrer Rente ab, wofern ich vor dieſer Zeit nicht heimkehre, denn ich will, daß er immer noch als in meinen Dienſten ſtehend betrachtet werden ſoll. Es ſoll ihm jede Sorgfalt gewidmet, und er in eine Schule geſchickt werden. Sterbe ich, ſo habe ich in meinem Teſtamente hinreichend für ſeine Unabhängigkeit Sorge getragen. Er hat ſich ſehr gut betragen, und für die kurze Zeit ſeiner Abweſenheit weite Reiſen gemacht." — Auch

ſeiner Mutter ſchrieb er noch beſonders: „Bitte, bezeige dem Knaben alle Freundlichkeit, da er mein großer Liebling iſt.“

Von Gibraltar aus ſegelte der Dichter mit ſeinem Gefolge auf einer Kriegsbrigg, welche einige Kauffahrer nach Patras und Preveſa zu geleiten hatte, und nachdem man am erſten Orte einige Tage verweilt, wurde am 29. September in Preveſa gelandet. Eines Abends war ihnen bei Sonnenuntergang Miſſolounghi in Sicht gekommen.

Eine ausführliche Beſchreibung der weiteren Reiſen des Dichters zu geben, iſt hier nicht die Abſicht, und verweiſen wir die Leſer in dieſer Beziehung auf das von Hobhouſe veröffentlichte, in mehrfachen Ausgaben erſchienene Reiſetagebuch. Für uns genügt es, aus des Dichters eigenen brieflichen Mittheilungen auszugsweiſe dasjenige wiederzugeben, was entweder zum beſſern Verſtändniß ſeines Weſens und Charakters beiträgt, oder beſonders intereſſante Vorfälle erzählt. Zu den letztern gehört unſtreitig der Beſuch bei Ali Paſcha, über welchen er an ſeine Mutter Folgendes ſchreibt:

„Preveſa, 12. November 1809.

Meine liebe Mutter!

Ich bin nun ſeit einiger Zeit in der Türkei. Dieſe Stadt hier liegt an der Küſte, aber in Veranlaſſung eines

Beſuches, den ich bei Ali Paſcha machte, habe ich das Innere der Provinz Albanien durchſchweift. Bis Tepaleen, der Sommer-Reſidenz ſeiner Hoheit, hatte ich etwa 30 (geogr.) Meilen weit zu reiſen, und ich bin drei Tage lang dort geblieben. Der Paſcha gilt für einen Mann von außerordentlichen Geiſtesgaben. Er regiert das ganze Albanien (das alte Illyrien), Epirus und einen Theil von Macedonien. Sein Sohn, Vely Paſcha, an den er mir Empfehlungen mitgegeben, herrſcht in Morea und hat großen Einfluß in Aegypten, kurz er iſt einer der mächtigſten Männer im ottomaniſchen Reiche. Als ich nach einer dreitägigen, ſehr intereſſanten Gebirgsreiſe bis zur Hauptſtadt Janina gelangt war, erfuhr ich, daß ſich Ali Paſcha bei ſeinen Truppen in Illyrien befinde, welche Ibrahim Paſcha in deſſen feſtem Schloſſe Berat belagerten. Er hatte gehört, daß ein Engländer von Rang ſich in ſeinem Gebiete befinde, und hatte deshalb den Commandanten von Janina beauftragt, ein Haus für mich in Bereitſchaft zu ſetzen, und mich unentgeltlich mit allen Lebensbedürfniſſen zu verſorgen, und obgleich mir geſtattet wurde, den Sclaven u. ſ. w. Geſchenke zu machen, ſo konnte ich doch nicht erlangen, daß man mich für irgend etwas bezahlen ließ, was mein Haushalt verbrauchte. Ich ritt auf dem Pferde des Beziers, und beſah ſeine und ſeiner Enkel Paläſte, die zwar prachtvoll, aber mit Gold

und Seide zu ſehr überladen ſind. Die Reiſe über die Berge führte mich durch Zitza, ein Dorf mit einem griechiſchen Kloſter, in der ſchönſten Gegend, welche ich je geſehen, Cintra in Portugal ausgenommen. In neun Tagen kam ich nach Tepaleen; durch Regengüſſe, welche die Straßen unwegſam gemacht, wurde unſere Reiſe ſehr verzögert. — Niemals werde ich das wunderſame Schauſpiel vergeſſen, welches ich erblickte, als wir gegen Sonnenuntergang um fünf Uhr Nachmittags in Tepaleen einzogen. Das Coſtüm abgerechnet, erinnerte die Scene mich lebhaft an Walter Scott's Beſchreibung von Brankſome Caſtel in dem Liede des letzten Minſtrel. Da waren Albanier in ihrer herrlichen Tracht. Sie iſt das prachtvollſte Coſtüm der Welt, und beſteht außer den bekannten weißen weiten Beinumhüllungen, aus einem golddurchwirkten Mantel, rother Sammetjacke und Weſte mit Goldtreſſen beſetzt, und ſilberbeſchlagenen Dolch und Piſtolen. Tartaren erſchienen mit ihren hohen Kappen, Türken mit den weiten Pelzmänteln und ihren Turbanen, die Soldaten, die ſchwarzen Sclaven, welche Pferde umherführten. Die erſtgenannten lagerten und ſtanden in Gruppen in einer gewaltigen offenen Gallerie vor dem Eingange des Palaſtes, die letztern in einer Art von Kloſter, weiter abwärts. Zweihundert voll aufgezäumte Roſſe waren zum Ausrücken bereit.

Couriere kamen und gingen. Pauken wurden geſchlagen, und Knaben riefen die Stunden herab vom Thurme der Moſchee. All dies, ſowie der ſeltſame Anblick der Gebäude, bildete für den Fremden ein ganz neues und entzückendes Schauſpiel. Nachdem der Vezier, der türkiſchen Sitte gemäß, ſich nach meinem Befinden erkundigt hatte, führte man mich in meine ſehr ſchön eingerichtete Wohnung.

Am nächſten Tage wurde ich dem Paſcha vorgeſtellt. Ich hatte mich in volle Uniform gekleidet, mit einem prachtvollen Säbel u. ſ. w. Der Vezier erwartete mich in einem Saale mit Marmorfußboden, in deſſen Mitte eine Fontaine ſprang. Die Wände waren ringsum mit rothen Divans beſetzt. Er empfing mich ſtehend, was bei den Muſelmännern für eine beſonders hohe Ehre gilt, und ließ mich dann zu ſeiner Rechten niederſitzen. Für gewöhnlich habe ich meinen eignen griechiſchen Dolmetſcher. Bei dieſer Gelegenheit aber vertrat ein der lateiniſchen Sprache kundiger Arzt des Paſcha's die Stelle deſſelben. Seine erſte Frage war, weshalb ich in ſo jungen Jahren mein Vaterland verlaſſen habe; denn die Türken haben keinen Begriff davon, daß man zu ſeinem Vergnügen reiſen könne. Dann ſagte er mir, der engliſche Geſandte habe ihm erzählt, daß ich aus einer vornehmen Familie ſtamme, und habe ihm

Empfehlungen an meine Mutter aufgetragen, die ich hiemit abſtatte. Er ſagte, er ſei vollkommen überzeugt, daß ich von hoher Geburt ſei, weil ich kleine Ohren, lockiges Haar und weiße Hände habe, und er drückte dann ſeine Freude über meine Erſcheinung und Kleidung aus. Ich ſollte, fügte er hinzu, ihn während meines Aufenthaltes in der Türkei wie meinen Vater betrachten, und auch er wollte mich wie einen Sohn behandeln. Wirklich auch behandelte er mich wie ein Kind, und zwanzig Mal täglich ſchickte er mir Mandeln, Confect und ſüße Früchte. Ich ſollte ihn oft des Abends beſuchen, wo er am beſten Zeit hätte. Nachdem alsdann Kaffee und Pfeifen herumgereicht worden waren, endete dieſe erſte Audienz. Ich ſah ihn nachher noch drei Mal. Es iſt ſeltſam, daß die Türken, welche keine erblichen Würden kennen, und bei denen es außer dem regierenden Hauſe nur ſehr wenige vornehme Familien giebt, ſo großen Werth auf Abſtammung legen; denn ich fand, daß mein Stammbaum ihnen mehr imponirte, als meine Pairswürde.

Heute ſah ich die Ruinen von Aktium. Der kleine Meerbuſen, in welchem Antonius in dem Kampfe um die Weltherrſchaft unterlag, würde kaum für die Manöver von zwei Fregatten Platz haben. Von der Stadt iſt nichts übrig geblieben, als ein Stück von einer Mauer.

Morgen reiſe ich mit fünfzig Mann, als Leibwache, nach Patras in Morea, und von da nach Athen, wo ich überwintern will.

Vor einigen Tagen hätte ich auf einem türkiſchen Schiffe faſt das Leben verloren, Dank der Unwiſſenheit des Capitains und der Mannſchaft, denn der Sturm war gar nicht ſo heftig. Fletcher jammerte nach ſeiner Frau, die Türken riefen Allah an, und die Griechen ihre Heiligen. Der Capitain weinte und lief in die Cajüte, indem er uns ſagte, er wolle zu Gott beten. Die Segel zerriſſen, der Hauptmaſt zerbrach, der Wind legte ſich nicht, die Nacht brach ein, und wir mußten entweder Corfu erreichen, oder, wie Fletcher pathetiſch ausrief, „in's feuchte Grab.“ Ich lachte ihn aus, und da ich meines Fußes wegen nichts helfen konnte, hüllte ich mich in meine große albaneſiſche Capuze, und legte mich in Erwartung unſeres Untergangs auf's Verdeck. Ich ſchlief ein, und man weckte mich, als die Gefahr vorüber war, und wir an's Land ſtiegen. Türkiſchen Matroſen vertraue ich mich künftig nicht an, obgleich der Paſcha eines ſeiner eignen Fahrzeuge beordert hatte, mich nach Patras zu bringen. Ich begab mich deshalb zu Lande nach Miſſolounghi, und habe unterweges nur eine kleine Bucht zu durchſegeln.

Von noch andern Unfällen, die uns begegneten, wird Fletcher Wunderdinge erzählen.

Ich hätte noch Vieles zu berichten, was Dich unterhalten würde, aber das Alles liegt in meinem Kopfe ſo verwirrt durcheinander, daß mein Bericht ſehr confuſe ausfallen würde. Die Albaneſen gefallen mir ſehr. Sie ſind nicht alle Türken, ſondern es giebt viele chriſtliche Stämme unter ihnen. Die Religion macht aber in ihren Sitten und ihrer äußern Erſcheinung wenig Unterſchied. Sie gelten für die beſten Truppen im türkiſchen Reiche. Ich habe mit ihnen zu verſchiedenen Malen tagelang in ihren Baracken gelebt, und habe niemals Soldaten ſo angenehm gefunden, obgleich ich die Garniſonen von Gibraltar und Malta, und auch ſonſt Truppen der verſchiedenſten Nationen kennen gelernt habe. Nicht das Geringſte ward mir entwendet, und ſtets war ich als Theilnehmer bei ihren Mahlzeiten willkommen. Einer der Häuptlinge, der mich und mein Gefolge, ſo wie Hobhouſe mit Wohnung und Nahrung verſehen hatte, wollte durchaus kein Geld dafür nehmen, und bat nur um die ſchriftliche Anerkennung, daß er uns wohl aufgenommen habe, und als ich ihm dennoch einige Zechinen aufdrängen wollte, ſagte er: „Nein, ich wünſche von Dir geliebt, aber nicht bezahlt zu werden.“

Es ist erstaunlich, wie wenig Geld man in diesem Lande braucht. In der Hauptstadt selbst wurde ich von dem Vezier frei gehalten. Aber auch seitdem, wo ich mit sechszehn Pferden und sechs bis sieben Mann gereist bin, habe ich nicht halb so viel gebraucht als in Malta, wo ich einen einzigen Diener hatte. Das kommt daher, weil das Land überaus fruchtbar, und das bare Geld sehr selten ist.

Ich gehe nach Athen, um das Neugriechische zu lernen, welches von dem alten Griechischen doch sehr verschieden ist. Nach England komme ich nicht zurück, solange nicht absoluter Geldmangel mich dazu nöthigt. In Griechenland ist soviel zu sehen, daß leicht ein, auch zwei Jahre dazu nöthig sein werden. Dann will ich vielleicht nach Afrika, wenigstens nach Aegypten hinüber. In England ist Niemand, den ich besonders grüßen lassen möchte, auch wünsche ich von dort nichts zu hören, außer daß Du Dich wohl befindest. Mein Geschäftsführer soll mir schreiben. Von mir erhältst Du Nachricht, sobald ich wieder schreiben kann. Ich bitte Dich, mir zu glauben, daß ich stets bin Dein Dich herzlich liebender Sohn Byron."

Es ist von höchstem Interesse, diese flüchtigen brieflichen Skizzen mit den entsprechenden Stellen im Childe Harold zu vergleichen, und es ist daher sehr zu loben,

daß in den Murray'ſchen Ausgaben unter die betreffenden Verſe dieſe Briefſtellen auszugsweiſe mitgetheilt ſind. Man kann ſich von der Art, wie die Reiſebegebenheiten in der Seele des Dichters eine poetiſche Form annahmen, keine beſſere Vorſtellung machen, als wenn man z. B. Hobhouſe's Bericht über die nächtliche Scene in Utraikay mit der 69. bis 72. Strophe im 2. Geſange von Childe Harold vergleicht. „Am Abend", ſo heißt es in der Reiſebeſchreibung, „wurden die Thore geſchloſſen, und die Mahlzeit für unſere Albanier hergerichtet. Eine Ziege wurde getödtet und im Ganzen gebraten. Im Hofe zündete man vier verſchiedene Feuer an, um welche die Soldaten ſich in Gruppen lagerten. Nach dem Eſſen nahmen wir mit den Aelteſten auf dem Fußboden Platz, und die übrigen tanzten mit der größten Lebhaftigkeit um das hellſte der Feuer, indem ihr eigner Geſang ihre Muſik war. Die Worte der Lieder bezogen ſich alle auf ihre Räubereien. Eines derſelben fing mit den Worten an: „Als wir nach Parga auszogen, waren wir ſechzig," und dann fielen die Andern im Chore ein und ſangen: „Alle Räuber nach Parga!" — Während ſie dieſe Worte brüllten, umkreiſten ſie das Feuer, ließen ſich dann auf die Kniee fallen, ſprangen wieder auf, und umwirbelten auf's Neue das Feuer. Das Plätſchern der Wogen an dem ſteinigen Ufer, wo wir ſaßen, füllte mit ſanfterem,

aber nicht minder eintönigem Geräuſche die Pauſen aus.

Die Nacht war dunkel, aber bei dem Aufflackern der Feuer gewahrte man Felder, Wälder und das Meer, und ein Künſtler hätte hier ein ſchönes Nachtſtück entwerfen können.“

Am 21. November erreichte man Miſſolounghi, wo der Dichter fünfzehn Jahre ſpäter ſeinen Tod finden ſollte. Welche Gedanken drängen ſich uns hier auf. Die Zukunft, die dem einundzwanzigjährigen Jüngling bevorſtand, iſt uns jetzt eben ſo anſchaulich und durchſichtig, wie ſie vor ihm verborgen dalag, und es wird uns zu Muthe, als ſollten wir ihm eine Warnung zurufen, nicht weiter zu ſchreiten auf einem Wege, der ihn zwar zu hohem Ruhme, aber auch zu tiefem Wehe führen ſollte, und in der Blüthe ſeiner Jahre, gerade in dem Augenblicke abzubrechen, wo er durch ein edles Unternehmen über ſein eignes Selbſt erhoben und geläutert, als ein neuer Menſch hätte aus dem Feuer der Schlachten hervorgehen können!

Da fortan die Landſtraße nicht mehr ſo unſicher war, um eines militäriſchen Gefolges zu bedürfen, ſo wurden die Albanier in Miſſolounghi entlaſſen, und nur Einer, Namens Derwiſch, ſo wie der von Ali Paſcha ſelbſt zum Begleiter mitgegebene Baſilius machten die fernere Reiſe mit.

Nachdem man in Patras vierzehn Tage verweilt hatte, bekamen die Reiſenden bei der Stadt Voſtizza den ſchneebedeckten Gipfel des Parnaſſus zu Geſichte, und in Caſtri, dem alten Delphi, am Fuße dieſes Berges wurden die herrlichen drei Stanzen*) des erſten Geſanges von Childe Harold verfaßt, in welchen der Dichter ſeine Begeiſterung beim Anblicke des Muſenberges ſo ergreifend ausſpricht. In einer ſpäter niedergeſchriebenen Notiz ſagt er: „Als ich 1809 zur Quelle in Delphi ging, ſah ich einen Flug von zwölf Adlern (Hobhouſe behauptet zwar, es ſeien Geier geweſen), und ich ergriff die günſtige Vorbedeutung. Es war am Tage, bevor ich die Verſe auf den Parnaß in Childe Harold verfaßte, und als ich die Vögel erblickte, erfaßte mich die Hoffnung, daß Apollo meine Huldigung annehme. Ich habe nun den Namen und den Ruhm des Dichters, wenigſtens während des poetiſchen Theils des Lebens, von zwanzig bis dreißig, genoſſen, — ob es dauern wird, iſt eine andere Frage.

Der letzte Vogel, auf den ich jemals geſchoſſen habe, war ein junger Adler in der Nähe von Voſtizza. Er wurde nur verwundet, und ich ſuchte ihn am Leben zu erhalten — ſein Auge war ſo klar. Aber er kränkelte

*) Childe Harold I. 60—62.

und ſtarb nach ein Paar Tagen. Nie habe ich ſeitdem wieder, und nie werde ich in Zukunft wieder einem Vogel nach dem Leben trachten."

Am Weihnachtstage 1809 kam Lord Byron nach Athen.

Vielleicht hat es unter allen Reiſenden, welche zu ihrem Vergnügen Griechenland beſuchten, niemals einen gegeben, der ſich um die alten Kunſtwerke weniger bekümmert hätte, als er. Die bildende Kunſt hatte überhaupt wenig Reiz für ihn, und er hielt die Sammler für Narren, von denen die meiſten nur aus Eitelkeit ſich ihren Beſtrebungen hingäben. Auch an Gemälden hatte er wenig, und dann nur ein ſtoffartiges Intereſſe, inſofern etwa ein beſonders reizender weiblicher Kopf dargeſtellt war. Aber das Landſchaftliche zog ihn deſto mächtiger an, und die Sitten der Völker, ſo wie die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche an die verſchiedenen Gegenden ſich knüpfen, nahmen ſeinen Geiſt in Anſpruch, und Childe Harold beweiſt, daß er kein gedanken- oder gefühlloſer Reiſender war, wenn auch das Intereſſe, welches die meiſten anderen Menſchen empfinden, oder zur Schau tragen, ihm fern lag. Es iſt von Jugend auf ihm eigenthümlich geweſen, alles Das zu verabſcheuen, was er unter der weiten Bezeichnung „Heuchelei" zuſammenfaßte, und vielleicht verbarg er ſein Wohlge-

fallen an manchen Dingen abſichtlich deshalb, um nicht für einen Nachbeter zu gelten, oder, was ebenfalls ſeinem Charakter nicht fern liegt, um ſich, wie in ſo vielen Dingen, ſo auch in dieſem Punkte von den meiſten andern Menſchen zu unterſcheiden.

So wenig nun aber die Ueberbleibſel klaſſiſcher Kunſtwerke ihm als ſolche eine künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Theilnahme abgewinnen konnten, ſo ſehr wurde er durch die Zerſtörungen und Plünderungen in Zorn geſetzt, welche die alten Tempel und Denkmäler in ſolchen ruinenhaften Zuſtand verſetzt hatten, und ganz beſonders heftig eifert er in Briefen und Gedichten gegen diejenigen ſeiner Landsleute, welche in ihrer Sammlerwuth dazu beigetragen hatten, das unglückliche Hellas ſeiner hiſtoriſchen Erinnerungen zu berauben. Lord Elgin, der die koſtbaren Arbeiten des Phidias nach London ſchaffen ließ, um ſie dann an das britiſche Muſeum zu verkaufen, wird vor allen Anderen mit beſonderem Haſſe verfolgt, und als ein zweiter Hunnen- und Vandalenkönig gebrandmarkt.

In Athen verweilten die Reiſenden diesmal faſt ein Vierteljahr, und machten ſich durch tägliche Ausflüge mit dem Lande und ſeinen Merkwürdigkeiten bekannt, wobei es denn allerlei Abenteuer, unter anderen auch einen Räuberanfall, zu beſtehen gab, der aber noch ganz

glimpflich ablief. Einſt hatte naſſes Wetter ſie genöthigt, in dem kleinen Städtchen Keratea einige Tage zu verweilen, und ſie benutzten dieſe Zeit zum Beſuch der merkwürdigen, in der Nähe belegenen, unterirdiſchen Höhlen. Mit Kienfackeln verſehen, wurden ſie in die Oeffnung hinabgelaſſen, welche den Eingang bildet. Kriechend gelangten ſie in eine Reihe von Hallen und Gewölben, wo zuweilen das Licht, von oben einfallend, ſehr maleriſches Helldunkel erzeugte. Oft in Gefahr, jählings in unergründliche Tiefen zu ſtürzen, kam man an eine kryſtallhelle Quelle. Hier wurde gelagert und da der Vorrath der Fackeln zu ſchwinden begann, dachte man an den Rückzug. Man machte ſich auf, allein zum Schrecken der Reiſenden befanden ſie ſich nach einiger Zeit wieder bei derſelben Quelle, und der Führer geſtand, daß er den Weg an's Tageslicht nicht zu finden wiſſe. Byron hat die Angſt, die man ausſtand, oft nachher humoriſtiſch beſchrieben. Der ernſtere Hobhouſe war von der ſchlimmſten Furcht, hier wie in einem Grabe umkommen zu müſſen, erfüllt. Byron ſelbſt aber beſchreibt ſein eigenes Gefühl als eine Art von aufregendem Kitzel, der ihn zum Lachen genöthigt habe. Eben war die letzte Fackel im Verlöſchen, als ein ferner Lichtſtrahl ihnen die Befreiung aus dieſer gefährlichen Lage ankündigte. Unbeſchädigt erreichten ſie den Ausgang.

In ſeinen Gedichten hat er zwar eine unmittelbare Anwendung von dieſer Scene nirgends gemacht, allein die Lebendigkeit, mit welcher im Don Juan Menſchen in ähnlicher Lage geſchildert werden, ihr Benehmen bei herannahendem Hungertode, der Gedanke, einander gegenſeitig auf kannibaliſche Art zu zerfleiſchen, beweiſt, daß der Dichter eine eigene Anſchauung von ſolchen Zuſtänden gewonnen haben mußte.

Waren nun, wie geſagt, die Ueberreſte alter Kunſt als ſolche kein Gegenſtand von beſonderer Anziehungskraft für den Dichter, ſo erfreuten ſich die lebenden Schönheiten deſto mehr ſeiner Aufmerkſamkeit, und die hübſchen, an das Mädchen von Athen gerichteten Verſe haben nachher manchen engliſchen Touriſten mit der ihnen eigenthümlichen realiſtiſchen Neugierde zu Nachforſchungen veranlaßt. Da fand es ſich denn zum Aerger dieſer Herren, daß die älteſte Tochter des engliſchen Viceconſuls, Theodora Macri, die Heldin des Gedichts, zwar ein ganz nettes, aber keineswegs außergewöhnliches Mädchen war, und daß die verſchönernde Kraft der Poeſie dabei das Beſte gethan hatte. Solche Leute ſcheinen nicht zu begreifen, daß der Dichter kein Photograph, ſondern — eben ein Dichter iſt.

Da ſich ganz unerwartet Gelegenheit bot, mit einem engliſchen, nach Kleinaſien ſegelnden Kriegs-

ſchiffe, dem Pylades, Smyrna zu beſuchen, ſo machten die Reiſenden davon Gebrauch und verließen, obgleich die Trennung ihnen ſchwer wurde, und ſie oft genug nach dem Pantheon und dem Theſeum zurückblickten, Athen am 5. März 1810. In Smyrna, wohin man ohne weitere Abenteuer gelangte, blieb Byron bis zum 11. April. Er wohnte im Hotel des engliſchen Generalconſuls, und machte von da aus verſchiedene Excurſionen, namentlich nach den Ruinen von Epheſus und nach der trojaniſchen Ebene.

Folgende Unterſchrift wurde in dieſen Tagen unter das Originalmanuſcript der beiden erſten Geſänge des Childe Harold geſetzt:

Byron. Joanina in Albanien,
begonnen den 31. Oktober 1809,
beendet den zweiten Geſang in Smyrna,
28. März 1810.

Dieſen Faden der dichteriſchen Empfindung hatte er alſo auf ſeinen Fahrten mit ſolchem Eifer weitergeſponnen, daß das jetzt aus 191 neunzeiligen und 29 kürzeren Strophen beſtehende, und urſprünglich noch umfangreichere Gedicht in der Zeit von 158 Reiſetagen vollendet wurde.

Am 14. Mai kamen die Reiſenden nach Konſtan-

tinopel. Unterweges hatte er am 3. deſſelben Monats den Helleſpont von Seſtos nach Abydos durchſchwommen, eine That, auf die er ſich faſt mehr einbildete, als auf alle ſeine ſonſtigen körperlichen und geiſtigen Leiſtungen. Er wird nicht müde, davon in den Briefen an ſeine Mutter und an die Freunde zu erzählen, und noch in ſeinen letzten Lebensjahren konnte man ihn nicht ſchwerer beleidigen, als wenn man an der Wirklichkeit dieſer gymnaſtiſchen Großthat zu zweifeln ſchien.

In einem Briefe an Henry Drury heißt es:

„Dieſen Morgen ſchwamm ich von Seſtos nach Abydos. Die gerade Entfernung beträgt zwar nicht mehr als eine (engliſche) Meile, aber die Strömung macht es gefährlich, und zwar in ſo hohem Grade, daß ich fürchte, Leander's Liebesgluth iſt auf dieſem Wege zu ſeinem Glücke ein wenig abgekühlt worden. Ich hatte das Wagſtück ſchon acht Tage vorher verſucht, allein es mißglückte wegen des Nordwindes, und wegen der großen Gewalt der hereinbrechenden Fluth, und doch bin ich von Jugend auf ein tüchtiger Schwimmer geweſen. Heute aber gelang es mir, da das Wetter ruhig war, und ſo überwand ich den „weiten Helleſpontus“ in einer Stunde und zehn Minuten. Nun wohl, liebſter Freund, die Heimath liegt hinter mir und ich habe einen Theil von Aſien und ein gutes Stück von Europa geſehen.

Ich habe mit Feldherren und Fürſten, Admiralen und Paſcha's, mit Lenkern der Völker und mit unlenkſamen Menſchen verkehrt, aber alles zu erzählen habe ich weder Zeit noch Papier genug. Sei verſichert, daß ich Deiner ſtets freundlich gedacht habe, und mich herzlich freue, Dich wiederzuſehen. — — Die Gegend von Troja iſt ein hübſches Feld für gelehrte Vermuthungen und Schnepfenſchießen, und ein guter Jäger und ein gelehrter Alterthumsforſcher können ihre Füße und ihr Gehirn hier trefflich in Bewegung ſetzen, oder wenn ſie reiten wollen, ſo können ſie ſich, wie mir das paſſirte, in den verdammten Sümpfen des Scamander verirren, der immer noch dahin rieſelt, als hätten die Danaiden ihre Waſſerſpenden bis heute fortgeſetzt. Die einzige Spur von Troja und von denen, die es zerſtört haben, ſind gewiſſe Erhöhungen, unter denen die Gebeine von Achill, Ajax und Antilochus ruhen ſollen. Der Berg Ida dagegen iſt noch im beſten Wohlſein, obgleich die Schäfer daſelbſt nicht ganz wie Ganymedes ausſehen. Aber wozu von ſolchen Dingen reden? Stehen ſie nicht alle geſchrieben in Gell's Buch? Und führt Hobhouſe nicht ſein Reiſejournal? Ich führe keins. Ich habe das Schreiben aufgegeben. Zwiſchen den Türken und uns finde ich keine große Verſchiedenheit, außer daß ſie große Bärte tragen und wir nicht, daß ihre Röcke lang ſind, die

unſrigen kurz, und daß wir viel ſprechen und ſie wenig. Sie ſind ein kluges Volk. Ali Paſcha ſagte mir, ich ſei ein vornehmer Mann; denn ich habe kleine Ohren und Hände und lockiges Haar. Apropos, das Neugriechiſche ſpreche ich ſchon ziemlich gut. Der Unterſchied von den alten Dialecten iſt nicht ſo groß, wie man denkt; die Ausſprache iſt aber eine durchaus andere. Von Verſen ohne Reim haben ſie keinen Begriff mehr. Die Griechen gefallen mir. Es ſind ganz angenehme Spitzbuben mit allen Laſtern der Türken, ohne deren Tapferkeit. Einige haben allerdings Courage, und alle ſind ſo ſchön, daß ſie an die Büſten des Alcibiades erinnern; die Frauen ſind weniger hübſch. Ich kann auf Türkiſch fluchen, aber außer einem entſetzlichen Fluch, und Brod und Waſſer, enthält mein Wörterbuch nicht viel. — — Alſo Hobhouſe's vermiſchte Gedichte ſind erſchienen mit einigen, die ich dazu geliefert habe, um es voll zu machen. Geht es gut? Und wo zum Teufel bleibt die zweite Ausgabe meiner Satyre mit den neuen Zuſätzen? Steht mein Name auf dem Titel, und hat man auch alle die neuen Verſe abgedruckt, die ich friſch vom Ambos, wo ſie geſchmiedet wurden, im Augenblick meiner Abreiſe noch lieferte? Das Mittelmeer und das atlantiſche Meer rollen ihre Wogen zwiſchen mir und den Recenſenten, und die Donner der

ſchottiſchen Revüe verhallen im Gebrauſe des Helleſpontus. Du fragſt nach meinen Plänen? Ich weiß ſie ſelbſt noch nicht. Es kann ſein, daß ich in einigen Monaten zurückkehre, doch habe ich noch andere Abſichten, die vielleicht verwirklicht werden. Hobhouſe jedoch wird wahrſcheinlich im September wieder in England ſein. Am 2. Juli iſt es nun ein Jahr, ſeit ich fort bin, „oblitus meorum, obliviscendus et illis.“ Ich war der alten Heimath überdrüſſig, ohne eine beſtimmte neue im Sinne zu haben; aber ich ſchleppe meine Kette weiter, ohne daß ſie deshalb länger würde. Ich bin wie der luſtige Müller im Liede und „kümmere um Niemand mich in der Welt, da Niemand ſich kümmert um mich.“ In meinen Augen ſind alle Länder ſo ziemlich gleich. Ich rauche, ſehe mir die Berge an und drehe meinen Schnurrbart in größter Freiheit. Bequemlichkeiten vermiſſe ich nicht, und die Stechfliegen, die den armen Hobhouſe ſo ſehr plagen, laſſen mich in Ruhe, vielleicht weil ich mäßiger lebe. Von Epheſus habe ich zu ſprechen vergeſſen, welches ich während meines Smyrnaer Aufenthaltes beſuchte. Von dem Tempel iſt faſt nichts mehr übrig, und Paulus braucht deshalb keine Epiſteln mehr an die jetzige Brut der Epheſier zu ſchreiben. Sie haben eine große, prachtvolle Marmorkirche in eine Moſchee verwandelt, und ich wüßte nicht, daß das Gebäude des-

halb ſchlechter ausſähe. Mein Papier iſt voll, und Ebbe in dem Strom der Dinte. Beinahe hätte ich vergeſſen, zu erzählen, daß ich in drei griechiſche Schweſtern in Athen ſterbensverliebt bin. Die älteſte iſt noch nicht fünfzehn Jahr alt. Thereſa, Mariana und Katinka ſind die Namen dieſer Göttinnen.“

Noch ſind folgende Stellen aus ſeinen Reiſebriefen zu charakteriſtiſch, als daß wir ſie übergehen dürften:

„Ich hoffe, man wird mich ſehr verändert finden, wenn ich heimkehre. Ich meine nicht körperlich, ſondern in meinem Weſen; denn ſoviel ſehe ich nun wohl, daß Tugend allein in dieſer verdammten Welt etwas gilt. Auch habe ich nun das Laſter ziemlich ſatt, nachdem ich es in ſeinen angenehmen Abwechſelungen gekoſtet habe, und wenn ich nach Hauſe komme, will ich mich von allen meinen lockeren Bekanntſchaften losmachen, und Anſtand und Politik treiben. Ich bin ſehr ernſt und philoſophiſch geworden und moraliſire gern. Du kannſt Dir Glück wünſchen, daß mein Papier zu Ende geht; denn ich wollte eben eine lange Predigt beginnen. — Du brauchſt Niemanden von mir zu grüßen, aber Dir bleibe ich mit aller Treue ergeben — —“

„— — mir fällt eben ein, daß Mamut Paſcha, ein Enkel von Ali Paſcha, ein kleiner zehnjähriger Burſche mit ſo ſchönen ſchwarzen Augen, daß unſere Damen

alles Geld dafür bezahlen würden, und mit den schönen regelmäßigen türkischen Gesichtszügen, mich fragte, wie es käme, daß ich in so jungen Jahren ohne alle Aufsicht reiste. Er geberdete sich dabei wie ein alter Mann von sechzig Jahren. Von Constantinopel brauche ich nichts zu sagen. Es steht alles in den Reisebeschreibungen; aber Lady Montague irrt, wenn sie sagt, die St. Paulskirche in London würde neben der Sophienkirche sehr abfallen. Ich kenne beide genau von innen und außen. St. Sophia ist ohne Zweifel interessanter wegen ihres hohen Alters, und wegen der historischen Erinnerungen, die sich an diesen Bau knüpfen, aber an Schönheit und Umfang steht sie nicht nur andern Moscheen nach, sondern kann auch mit St. Paul nicht an Einem Tage genannt werden. So rede ich als echtes Londoner Kind. Uebrigens steht meinem Geschmacke nach die Domkirche von Sevilla hoch über St. Paul, St. Sophia und jeder andern Kirche, die ich gesehen habe. Von Naturschönheiten anderseits habe ich nichts gesehen, was dem Anblick der Umgegend von Constantinopel längs der Meeresküste gleich käme.

Die Liebesgeschichten anlangend, so ist meine Ansicht, daß Herr B. die Miß R. heirathen muß. Unsere erste Pflicht ist, nichts Uebles zu thun, da das aber leider unmöglich ist, so ist die zweite Pflicht, es wieder

gut zu machen. Das Mädchen iſt ſeines Gleichen. Wäre ſie unter ſeinem Stande, ſo würde eine anſtändige Verſorgung für ſie und das Kind eine, wenn auch geringe Entſchädigung abgeben können. Aber wie die Sachen ſtehen, muß er ſie heirathen. Ich will auf meinen Gütern keine galanten Verführer haben, und ich werde keinem meiner Pächter etwas nachſehen, was ich mir ſelbſt nicht geſtatten würde; das iſt durchaus nicht zu dulden, daß ſie einander ihre Töchter verführen. Gott weiß, daß ich mir ſelbſt manche Ausſchweifung habe zu Schulden kommen laſſen. Aber ich habe den Vorſatz gefaßt, mich zu beſſern, und habe ihn in der letzten Zeit auch gehalten, und ſo hoffe ich denn, daß dieſer Seladon meinem Beiſpiel folgen, und als Beweis davon, dem Mädchen ihre Ehre wiedergeben wird, oder, beim Barte meines Vaters, er ſoll von mir hören.

Bitte, nimm Dich Robert's an, der arme Junge wird ſeinen Herrn vermiſſen, er ging ſo ungern zurück." — —

In Konſtantinopel wurde Byron durch den engliſchen Geſandten dem Sultan vorgeſtellt. Hier gab es wieder große Rangſtreitigkeiten. Der junge Lord beanſpruchte bei der Audienz einen Ehrenplatz, und es bedurfte der Dazwiſchenkunft des öſterreichiſchen Internuntius, bis er ſich bedeuten ließ, daß die türkiſche Etikette

ſeine Anſprüche nicht berückſichtigen könne. Von der Vorſtellung ſelbſt, und von dem Eindruck, den der Hof des Sultans auf ihn gemacht hat, findet ſich in den Briefen und Notizen leider keine Erwähnung.

Am 18. Juli 1810 kehrten die Reiſenden von Konſtantinopel aus nach Athen zurück. — Wir können hier eine Stelle aus einem Briefe an Mrs. Byron nicht übergehen, weil dieſelbe für das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn charakteriſtiſch iſt, und leider nur zu deutlich zeigt, wie die leidenſchaftliche Frau es dahin gebracht hatte, daß der Sohn ſich einer Sprache gegen ſie bedienen durfte, die, wenn auch halb im Scherze gebraucht, doch zwiſchen Mutter und Sohn ſonſt wohl ſelten vorkommen dürfte.

„Ich hoffe," ſchreibt er, „daß Du Dir in Newſtead gefällſt, und daß Du mit den Nachbarn Frieden hältſt, denn Du weißt, daß Du eine böſe Sieben biſt — iſt das nicht eine recht kindliche Redensart? Sei ſo gut, für meine Bücher und für einige Kiſten mit Papieren Sorge zu tragen, die ich bei Joſeph in Verwahrung gegeben habe; und, bitte, laß mir ein Paar Flaſchen Champagner übrig, denn ich bin ſehr durſtig; auf dieſe letzte Bitte will ich jedoch nicht beſtehen, für den Fall, daß es Dir nicht angenehm wäre. Ich kann mir denken, daß Du das Haus voll alberner Weiber haſt, die ſich mit

Verläſterung ihres Nächſten unterhalten. Haſt Du das Bild erhalten, welches Saunders in London von mir in Oel gemalt hat? Bezahlt iſt es ſeit ſechszehn Monaten, warum ſchickt er es nicht? Mein Gefolge, beſtehend aus zwei Türken, zwei Griechen, einem Lutheraner und Fletcher, der gar keine Religion hat, macht einen ſolchen Lärm, daß ich froh bin, ſchließen zu können, als Dein u. ſ. w. Byron."

Während ſeines fernern Aufenthalts in Griechenland durchſtreifte Lord Byron die Halbinſel nach allen Richtungen hin, und er hatte dabei das Vergnügen, mit einem alten Schulfreunde, dem Marquis von Sligo zuſammenzutreffen und durch deſſen Vermittlung mit der abenteuerlichen Lady Eſther Stanhope bekannt zu werden. Lord Sligo wurde Zeuge eines Erlebniſſes, welches ſpäter zu dem Gedichte „der Giaour" Veranlaſſung gab, und deſſen wir an der Stelle gedenken werden, wo von dieſer poetiſchen Schöpfung die Rede ſein wird. Auch entſpann ſich in dieſer Zeit wieder eine jener Freundſchaften, welche der Dichter von Jugend auf für einzelne Perſonen aus niederem Stande zu faſſen liebte. Diesmal war ein junger Mann Namens Nicolo Giraud, der Sohn einer Wittwe in Athen, Gegenſtand ſolcher Zuneigung. Wie ernſt dieſelbe war, ergiebt ſich daraus, daß Byron nach ſeiner Rückkehr alsbald letztwillig verord-

nete, daß nach ſeinem Tode von ſeinen Rochdale'ſchen Beſitzungen gewiſſe Theile im Werthe von etwa 50,000 Thlr. verkauft werden, und dieſe Summe dem jungen Giraud übergeben werden ſollte, ſobald er das 21. Jahr erreicht haben würde. —

Im Anfang des Jahres 1811 überzeugte Byron ſich, daß ſeine Geldverhältniſſe ihn nöthigen würden, früher, als es Anfangs ſeine Abſicht geweſen war, nach England zurückzukehren. Dieſen Entſchluß zeigt er ſeiner Mutter am 14. Januar in einem Briefe an, aus welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Von den Einzelheiten unſerer ferneren Ausflüge wird Fletcher Dich in Kenntniß ſetzen, den ich mit Papieren und andern Gegenſtänden nach Hauſe geſchickt habe. Ich vermiſſe ſeine Dienſte durchaus nicht, ja er war mir ſogar, wie alle engliſchen Dienſtboten, vielfach zur Laſt. Sein beſtändiges Jammern nach Bier und Beefſteak, ſeine dumme, ganz abergläubiſche Verachtung für alles Nichtengliſche, ſeine vollſtändige Unfähigkeit auch nur zwei Worte von einer fremden Sprache ſich anzueignen, machten ihn zu einem ganz untauglichen Reiſebegleiter. Ich verſichere Dich, die Qual, ihm beſtändig in ſeinen eigenen Angelegenheiten und für ſeine leiblichen Bedürfniſſe als Dolmetſcher zu dienen, die türkiſchen Gerichte, die er nicht eſſen, der Wein, den er nicht trinken mochte, alle

die vielen Bequemlichkeiten, die er beanſpruchte, und die lange Liſte von Leiden, die er beſtändig auszuſtehen hatte, wie ſchlechte Betten, ſtolpernde Pferde, Mangel an Thee u. ſ. w., würden einen unbetheiligten Zuſchauer höchlichſt ergötzt haben, für einen Herrn aber war es ſehr unbequem. Und doch iſt er im Ganzen ehrlich und in chriſtlichen Landen brauchbar genug. Aber in der Türkei, Gott ſtehe uns bei! Meine albaniſchen Soldaten, meine Tartaren und Janitſcharen mußten immer für ihn mitarbeiten, wie mein Freund Hobhouſe bekunden kann.

Wahrſcheinlich richte ich zum Frühjahr meinen Lauf heimwärts, aber dazu bedarf ich vor allen Dingen Geld. Meine eigenen Mittel würden ſehr wohl ausgereicht haben, allein ich war genöthigt, einem Freunde aus der Verlegenheit zu helfen, der mich übrigens ganz gewiß bezahlen wird. In der Zwiſchenzeit bin ich nun ſelbſt geldbedürftig. Gegenwärtig bin ich nicht ſehr geneigt, eine Winterreiſe zu machen, auch wenn ich ſonſt das Reiſen ſatt hätte. Aber ich bin überzeugt, daß es viel vortheilhafter iſt, Menſchen zu ſehen, als Bücher zu leſen, und daß das beſtändige zu Hauſe ſitzen unter alle den beſchränkten Vorurtheilen unſerer Inſulaner höchſt verderblich iſt. Man ſollte es zum Geſetz machen, daß junge Leute eine Zeit lang reiſen, und die wenigen Verbündeten beſuchen, die der Krieg uns auf dem Feſt-

lande übrig gelaſſen hat. Hier ſehe und ſpreche ich Franzoſen, Italiener, Deutſche, Dänen, Griechen, Türken, Amerikaner u. ſ. w. und, ohne mein eigenes Vaterland aus dem Geſicht zu verlieren, bilde ich mir ein Urtheil über fremde Länder und Völker. Sehe ich, daß in manchen Punkten die Engländer den Vorzug verdienen (und hierin täuſchen wir uns übrigens häufig genug), nun ſo iſt es mir lieb. Finde ich aber, daß Andere es beſſer machen, ſo lerne ich dabei etwas. Ich könnte mich zu Hauſe hundert Jahr lang herumgetrieben haben, ohne hierüber aufgeklärt zu werden. — Ein Tagebuch führe ich nicht, beabſichtige auch nicht eine Reiſebeſchreibung herauszugeben. Die Schriftſtellerei habe ich aufgegeben, und wenn meine Satyre die Welt überzeugt hat, daß ich doch etwas mehr kann, als man mir zugetraut hatte, ſo bin ich zufrieden, und ich will das Renommee, welches ich mir erworben, durch keine künftigen Veröffentlichungen auf's Spiel ſetzen. Ich habe allerdings noch verſchiedene Manuſcripte, allein dieſe ſollen für die Nachkommen bleiben, und findet man ſie der Mühe werth, ſo mögen ſie dazu dienen, einſt an mich zu erinnern, wenn ich ſelbſt mich nicht mehr an etwas erinnern kann. Ich habe einen berühmten baieriſchen Maler engagirt, der die ſchönſten Punkte meiner Reiſe zeichnen ſoll, das wird beſſer ſein, als immer fort zu ſchreiben, eine

Krankheit, von der ich hoffentlich geheilt bin. Ich hoffe nach meiner Rückkunft ein ruhiges zurückgezogenes Leben zu führen. Aber der liebe Gott, der am beſten weiß, was für uns gut iſt, wird das ſchon machen, wie er will, ſo ſagt man wenigſtens, und im Ganzen habe ich auch nichts dagegen, ich bin mit meinem Schickſal zufrieden. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß die Menſchen ſich ſelbſt mehr Uebles zufügen, als der Teufel ihnen jemals zufügen könnte. Hoffentlich finde ich Dich geſund, und ſo gut es angeht, vergnügt. Daß es mir ſo geht, wird Dir lieb ſein zu hören, ſo wie, daß ich bin u. ſ. w."

Mit ſolchen, aus einer eigenthümlich friedlichen Stimmung, und auch wohl aus der Sättigung am Reiſen hervorgegangenen Plänen und Vorſätzen, trat Byron im Frühjahr 1811 ſeine Rückreiſe über Malta an, wo er ſich am 3. Juni auf der Fregatte „Volage" nach England einſchiffte. Vom Bord dieſes Fahrzeuges ſchreibt er ſeiner Mutter am 25. Juni: „Dieſen Brief habe ich dreiundzwanzig Tage nach unſerer Abreiſe von Malta begonnen, und ſobald wir in Portsmouth landen, ſoll er an Dich abgehen. Am 2. Juli werden es gerade zwei Jahre, daß ich von England abweſend bin. Ich kehre mit denſelben Gefühlen zurück, mit denen ich abreiſte, d. h. gleichgiltig gegen Alles, außer gegen Dich ſelbſt, was ich Dir auf jede Art und Weiſe durch mein

Benehmen zu bethätigen bemüht sein werde. Sei so gut, meine Zimmer in Newstead in Bereitschaft setzen zu lassen, aber gieb um meinetwillen ja nichts von Deiner Bequemlichkeit auf, und betrachte mich in jeder Beziehung als Deinen Gast. Ich muß Dir nur sagen, daß ich mich seit langer Zeit an eine reine Pflanzenkost gewöhnt habe. Fisch und Fleisch kommen nicht auf meinen Tisch. Versorge Dich also mit einem guten Vorrath von Gemüse und Kartoffeln. Wein trinke ich nicht. Ich habe zwei griechische Diener, Leute von mittleren Jahren. Ich denke zuerst nach London zu gehen, um mit meinem Geschäftsführer zu sprechen, von da nach Newstead, und dann nach Rochdale. Den Punkt wegen der Diät vergiß ja nicht. Ich befinde mich im Ganzen sehr wohl, und bis auf zwei rasch vorübergehende Krankheitsanfälle, war ich auch unterwegs stets gesund. Von meinen Plänen will ich jetzt noch nicht reden, da das Alles zu sehr von den Umständen abhängen wird. Allerdings sind meine Aussichten in die Zukunft nicht viel versprechend, doch hoffe ich, daß wir uns eben so gut durchschlagen werden, wie unsere Nächsten. Nach den Berichten, die ich von meinem Verwalter Hanson erhalten, fürchte ich fast, daß die Herren Tapezierer Brothers Newstead während meiner Abwesenheit, wegen ihrer Forderungen haben ausplündern lassen, und ich

weiß, daß ſie mich zwingen wollen, es zu verkaufen, aber ſie werden ſich irren. — Von Beſuchern werde ich hoffentlich nicht ſehr beläſtigt werden, geſchieht es aber dennoch, ſo mußt Du ſie annehmen, da ich entſchloſſen bin, mich in meiner Zurückgezogenheit nicht ſtören zu laſſen. Du weißt, daß ich niemals Geſellſchaften liebte, und jetzt liebe ich ſie weniger als jemals. Ich bringe Dir Roſenöl und einen türkiſchen Shawl mit, den ich einzuſchmuggeln hoffe. Meine Bibliothek werde ich hoffentlich in ziemlicher Ordnung finden.

Fletcher iſt ohne Zweifel angekommen. Ich werde ihm die Mühle geben, die ich von B's. Pachtung abtrennen will. Er hat mir treu gedient, und ſeine Frau iſt ein gutes Weib. Herrn B.'s Sohn iſt ein zu arger Verführer, und wenn er die ganze Pachtung des Vaters bekommt, wird er noch übermüthiger werden, und ich fürchte, er bevölkert meine ganze Herrſchaft mit den Sprößlingen ſeiner Liebe. Er muß durchaus das junge Mädchen heirathen, doch werde ich keine andere Zwangsmittel anwenden, als daß ich nach Bonaparte's Beiſpiel ſein Königreich zerſtückele, und aus einem Theil deſſelben ein Fürſtenthum für meinen Feldmarſchall Fletcher bilde! Ich hoffe, daß Du mein Reich und ſeine Staatsſchulden mit kluger Hand regierſt."

In viel weniger guter Laune ſchreibt er von dem-

ſelben Schiffe aus an ſeine Freunde, ſo daß dieſelben ihn krank an Leib und Seele wiederzuſehen fürchten mußten. So an Hodgſon den 29. Juni:

„Bei günſtigem Winde ſind wir in einer Woche in Portsmouth, und am 2. Juli habe ich mich, genau auf den Tag, zwei Jahre lang auf der Wanderſchaft befunden, von der ich mit eben ſo wenig Aufregung heimkehre, wie ich abgereiſt bin. Ich habe im Ganzen Griechenland mit größerem Bedauern verlaſſen, als England, welches ich nur aus Reiſeüberdruß wiederzuſehen mich freue. Meine Ausſichten ſind wahrhaftig nicht erfreulich. Bedrängt in meinen Privatangelegenheiten, dem Publikum gleichgiltig geworden, vereinſamt ohne den Wunſch nach Geſelligkeit, mit einem durch mehrere Fieberkrankheiten ziemlich geſchwächten Körper, doch, wie ich hoffe, mit ungebeugtem Geiſte, komme ich heim ohne Hoffnung, faſt ohne Wunſch. Zu meinem Empfange finde ich bereit: erſtens einen Advokaten, demnächſt einen Gläubiger, dann Kohlengräber, Pächter, Landvermeſſer, und alle die Annehmlichkeiten, die aus einem verfallenen Grundbeſitz und beſtrittenen Kohlengruben folgen. Mit einem Wort, ich bin elend und troſtlos, und ſobald ich meine unverbeſſerlichen Angelegenheiten einigermaßen verbeſſert haben werde, fort geht es wieder, entweder in den Krieg nach Spanien, oder

zurück in den Osten, wo wenigstens ein unbewölkter Himmel über mir ist, und man mich nicht impertinent behandelt — —“

„Wie steht es mit Deinen Arbeiten? Wo bleiben die Nachahmungen und Uebersetzungen? Ich denke, Du wirst das Publikum nicht so davon kommen lassen, sondern ihm bald einen Quartband aufpacken. Was mich betrifft, so habe ich die Narrheit und die Dichter und die Schwätzer satt, Du aber bist eine gefühlvolle Personage, und wirst Reime schmieden, bis das Kapitel aus ist. Nichts desto weniger habe auch ich unterweges an 4000 Zeilen geschrieben, Eins und das Andere. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich freue, Dich zu sehen u. s. w.“

Am 2. Juli landete die Fregatte Volage in Portsmouth, und der junge Lord kehrte in seine Heimath zurück, nachdem er genau zwei Jahre lang auf seiner Reise zugebracht hatte.

Achtes Kapitel.

Childe Harold. Tod der Mutter.

Nach den Briefen und Berichten, welche die Freunde in England von dem Abwesenden empfangen hatten,

mußten ſie befürchten, daß der Aufenthalt auf dem Continente ihm mehr geſchadet als genützt hätte. Aber die Lebhaftigkeit, mit welcher er von ſeinen Reiſeabenteuern erzählte, und der ungezwungene Humor, den er entwickelte, ließen bald erkennen, daß jene trüben Briefe nur Erzeugniſſe vorübergehender Stimmungen geweſen waren.

Eine Reiſebeſchreibung auszuarbeiten, ſagte er, falle ihm gar nicht ein, denn er ſei nun einmal überzeugt, daß ſein Talent durchaus ſatyriſcher Natur ſei, und Satyre ſtets ſeine Stärke bleiben werde. Er habe deshalb auch unterweges eine Umſchreibung der ars poëtica des Horaz verfaßt, welche ſeinen „Engliſchen Barden und Schottiſchen Recenſenten“ ſich würdig anſchließen werde.

Seinem Freunde Robert Charles Dallas, welcher ihn am 15. Juli in London beſuchte, trug er die Durchſicht und Veröffentlichung dieſer poetiſchen Arbeit auf, von der er ſich großen Ruhm verſprach, und auf welche er ſich nicht wenig einzubilden ſchien.

Dallas nahm das Manuſcript mit nach Hauſe, fand ſich aber in ſeinen Erwartungen ſchmerzlich getäuſcht durch dieſe Frucht einer zweijährigen Wanderſchaft des Dichters, in Ländern, welche ſo ſehr geeignet ſind, zu poetiſcher Thätigkeit anzuregen. Bei ſeinem nächſten Zuſammentreffen mit Byron ging er allerdings

mit der Sprache nicht frei heraus, doch ließ er merken, daß es ihn wundern ſollte, wenn der Lord während der ganzen Zeit ſeiner Abweſenheit nichts producirt hätte, als dies Gedicht. Byron erwiderte hierauf, daß er allerdings noch mancherlei Gelegenheitsgedichte verfaßt, und außerdem eine große Menge Stanzen in Spencer's Versmaß geſchrieben habe, die ſich auf die durchpilgerten Länder bezögen. „Sie ſind nicht werth, daß Du Dich damit befaſſeſt," fuhr er fort, „aber Du ſollſt ſie alle haben, wenn es Dir Vergnügen macht," und damit übergab er ihm die beiden Geſänge des Childe Harold. Er nahm das Manuſcript, nebſt einer Menge ſonſtiger Gedichte aus einem kleinen Reiſekoffer, und ſagte, es habe bisher erſt ein einziger Menſch die Sachen geſehen, und dieſer habe daran mehr zu tadeln als zu loben gefunden, was auch ganz in der Ordnung ſei, denn er ſelbſt urtheile nicht günſtiger darüber. Dallas möge ſie mit Muße durchſehen, aber jedenfalls keine Zeit verlieren, die Paraphraſe der Horaziſchen Epiſtel unter dem Titel: „Horaziſche Fingerzeige" zu veröffentlichen.

Dallas erkannte ſofort den Werth des ihm übergebenen Schatzes. Noch an demſelben Abend ſchrieb er dem Freunde: „Du haſt eines der entzückendſten Gedichte gemacht, die ich jemals geleſen. Schriebe ich dies aus Schmeichelei, ſo verdiente ich Deine Verachtung,

ſtatt Deiner Freundſchaft. Ich war von Childe Harold ſo gefeſſelt, daß ich es bis zum Schluß nicht aus der Hand legen konnte. Mein Leben will ich verpfänden, daß es Deinen Dichterruhm vermehren, und Dir Ehre und Anſehen bringen wird, wofern Du Vertrauen genug in mich ſetzeſt, einige Ausſtellungen zu berückſichtigen, die ich daran zu machen habe."

Byron war jedoch ſo leicht nicht zu überzeugen. Die Verſe ſeien nicht poetiſch, ſagte er, und ein ſehr tüchtiger Kritiker habe das Gedicht bereits verworfen, es ſeien ja die tadelnden Bemerkungen noch auf dem Rande der Handſchrift zu leſen.

Thomas Moore ſagt an der Stelle, wo er dieſer Verhandlungen in ſeinen Memoiren erwähnt, daß in der geſammten Literaturgeſchichte wohl kaum ein ſchlagenderes Beiſpiel für die Unzuverläſſigkeit des Urtheils gefunden werden könne, welches Schriftſteller über ihre eigenen Werke fällen. Wenn Swift bemerke, daß es ſich mit den Menſchengeiſtern oft ähnlich verhalte, wie mit Grundſtücken, daß beide nämlich Goldadern enthalten, ohne daß der Eigenthümer eine Ahnung davon hat, ſo treffe das bei Byron nicht zu, weil derſelbe dieſe Adern ja bereits entdeckt hatte. Es erkläre ſich die auffallende Erſcheinung vielmehr ſo, daß des Dichters Geiſt während der Abfaſſung des Childe Harold einen

ſo mächtigen Aufſchwung genommen habe, daß ſein urtheilender Verſtand, ſich langſamer entwickelnd, dem vorauseilenden Fortſchreiten der poetiſchen Anlagen nachzufolgen nicht im Stande geweſen ſei. Die Kunſt der Selbſtbeurtheilung ſei noch unreif geweſen, während die Kunſt des Schaffens ſich bereits zu voller Blüthe entfaltet habe.

Dieſe Erklärungsweiſe iſt denn doch einigermaßen künſtlich, und kann uns nicht vollſtändig befriedigen. Weit näher der Wahrheit ſcheint uns dasjenige zu kommen, was Macaulay in ſeiner berühmten Kritik der Moore'ſchen Memoiren über denſelben Gegenſtand ſagt, und was ſich der Hauptſache nach in Folgendem zuſammenfaſſen läßt: Byron war ein Reformator auf dem Gebiete der Dichtkunſt geworden, indem er den bisherigen Geſchmack des Publikums vollſtändig umgewandelt hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen. Englands Literatur hatte bekanntlich im achtzehnten Jahrhundert eine ſogenannte claſſiſche Zeit der Dichtkunſt, welche an die Namen Addiſon, Pope und den dahin gehörigen Kreis anknüpft, und welche der claſſiſchen franzöſiſchen Literatur nicht unähnlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Franzoſen weder vorher noch nachher viel Beſſeres gehabt haben, während die Engländer damals bereits Shakeſpeare und Milton beſaßen, und ſeitdem

Walter Scott, Byron, Rogers, Clarke, Tenniſon und noch viele andere ebenſo große Dichter die ihrigen nennen.

Das engliſche claſſiſche Weſen war alſo nur eine vorübergehende Verirrung, in welcher aber Byron theoretiſch noch ſo befangen war, daß er bis an ſein Ende die Pope'ſchen, allerdings geiſtreichen und witzigen, und in der Form correcten Muſterverſe, gar zu gern über Milton und Shakeſpeare geſtellt hätte. In der eigenen Ausübung der Dichtkunſt dagegen riß ſein Genius ihn unwillkürlich auf neue, bisher unentdeckte Bahnen fort. Wohin ihn dieſe führen würden, wußte er ſelbſt noch nicht, und ſeine Werke ſtanden eigentlich mit ſeinem poetiſchen Gewiſſen in Widerſpruch. Dies mußte denn natürlich eine Unſicherheit in der Selbſtbeurtheilung erzeugen, welche gar wohl dahin führen konnte, daß er die Horaziſchen Fingerzeige, die er nach der alten claſſiſchen Art ausgearbeitet hatte, dem Childe Harold vorzog, für den erſt das Urtheil des Publikums ihm einen Maßſtab geben ſollte.

Dieſer geiſtreichen Erklärungsweiſe einer ſo auffallenden und merkwürdigen Erſcheinung möchten wir noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Gaben, welche den Dichter machen, ſind unter die Einzelnen in ſo mannigfaltigen Miſchungen und Abſtufungen vertheilt, daß

jeder von ihnen gewiſſe Eigenthümlichkeiten beſitzt, welche ihn von allen andern unterſcheiden.

Wohllaut der Sprache, Correctheit des Ausdrucks, Genauigkeit der Gedanken, Schwung der Phantaſie ſind in tauſend und tauſendfach verſchiedenem Maße den einzelnen Dichtern zu Theil geworden, und ebenſo verhält es ſich mit der Leichtigkeit des Schaffens. Während der Eine nur mit Mühe allmälig ſeine Gedanken in Worte zu faſſen vermag, wirft ein Anderer mit fliegender Eile die Verſe auf's Papier.

Von allen Dichtern nun, die uns bekannt geworden, iſt Byron derjenige, der am leichteſten und ſchnellſten producirte. Denken und Dichten war bei ihm faſt Eins, und man möchte ſeine poetiſche Thätigkeit mit der Wirkung desjenigen electriſchen Telegraphen vergleichen, welcher an einem entfernten Orte die Meldung ſofort ſchriftlich wiedergiebt, die ihm an einem andern Orte zugeflüſtert worden. Das allein macht es begreiflich, wie er während ſeines kurzen Lebens und ungeachtet ſeiner vielfachen, Zeit und Kräfte raubenden Zerſtreuungen eine ſo große Zahl von Meiſterwerken liefern konnte, die alle in der Form vollendet, und oft in den ſchwierigſten Metren durchgeführt ſind. Der dreifache und vierfache Reim iſt ſeine Lieblingsform, während Goethe erklärt, daß das Sonett ihm, der vielfachen Reime wegen,

unbequem ſei, und daß er dabei leimen müſſe, während er doch lieber aus ganzem Holze ſchneide. Byron's unvergleichliche Gabe, die Ideen und Gefühle des Augenblicks ſofort in Gedichte zu verwandeln, hatte bei ihm die Folge, daß er ohne Unterſchied Alles, was ihm durch den Kopf ging, als Material für poetiſche Schöpfungen verbrauchte, und daher kommt es, daß er in dem Buche ſeines Lebens ein jedes Blatt, ohne eines zu überſchlagen, durch irgend eine Dichtung bezeichnet hat, und auf dieſe Weiſe in beſtändigem Strome des Schaffens blieb.

Indem ſo ſein ganzes Leben zu Gedichten ward, ſonderte er nicht etwa die großen, erhabenen und ergreifenden Momente aus, ſondern er verwandelte ebenſo das Alltägliche in Poeſie, ja es verwandelte ſich unter ſeiner Hand von ſelbſt, faſt ohne ſein Zuthun, in Poeſie.

Dies iſt denn wohl hauptſächlich der Grund, weshalb die Selbſtkritik ihm ſchwerer werden mußte, als vielleicht ſonſt einem Dichter, und weshalb er bis an's Ende des Urtheils ſeiner Freunde und der Welt bedurfte, um ſich ein eigenes Urtheil über den Werth ſeiner Schriften bilden zu können. Denn bei ſeinem glühenden Temperamente wechſelten ſeine Stimmungen von der Höhe der reinſten Begeiſterung bis zu den Tiefen der unlauterſten Sinnlichkeit, von der ruhigen Reflexion bis zur Ueberſtürzung der Leidenſchaft, und alle dieſe Stimmun-

gen verwandelten ſich in dem Schmelzofen ſeiner Feuerſeele in Gedichte. Wie ſollte er nun in der neuen, entgegengeſetzten Stimmung unparteiiſch über die vergangene urtheilen? Konnte er in Augenblicken der Erſchöpfung und Abſpannung, die für ihn oft wiederum eine neue poetiſche Form annahmen, dasjenige richtig würdigen, was er kurz zuvor im Drange überwältigender Gefühle niedergeſchrieben hatte, und mußte nicht andererſeits bei jener gehobenen Stimmung ihm das andere alltäglich und nüchtern erſcheinen?

Eine ſolche Unſicherheit des Urtheils mußte nun bei Childe Harold im allerhöchſten Maße eintreten.

Leſen wir die vier Geſänge, zu welchen dieſes Gedicht allmälig angewachſen iſt, ganz unparteiiſch durch, ſo fällt zuerſt der Umſtand auf, daß der Anfang etwas ganz anderes erwarten läßt, als was nachher erfüllt wird. Ein Ritter mit ſeinem Knappen und ſeinem Pagen beſteigt das Schiff, um der Heimath den Rücken zu kehren, in welcher er durch ein ausſchweifendes, laſterhaftes Leben ſich die Stellung verſcherzt hat, welche er ſeinem Range und ſeinen Talenten gemäß hätte einnehmen ſollen. Die Begleiter ſchieden voll Wehmuth von ihrem Geburtsort, wo der eine Weib und Kind zurückgelaſſen hat, die ſich nach ihm ſehnen, und der andere ſich von zärtlich geliebten Aeltern losreißen mußte.

Die Treue zu ihrem Grund- und Lehnsherrn, der, was er auch verbrochen hat, gegen seine Unterthanen gütig und wohlwollend ist, kann allein ihnen Muth und Trost geben. So fahren die drei in die Welt hinein. Natürlich erwartet man zu hören, wie es ihnen erging, welche Abenteuer sie bestanden, in welche Beziehungen sie zu anderen Personen treten und wie sie zuletzt entweder heimkehren oder untergehen, oder in der Fremde eine neue Heimath finden. Mit einem Worte, es wird der Leser auf ein episch-dramatisches Interesse hingewiesen. Das Gedicht erfüllt dies in keiner Weise. Durch viele Länder wird der Leser geführt. Portugal, Spanien, Griechenland, Italien, die Schweiz, der Rhein, Belgien ziehen an uns vorüber vielmehr, als daß wir diese Länder durchzogen.

Naturbeschreibungen und die Eindrücke, welche Land und Leute auf ein verdüstertes Gemüth hervorbringen, bilden den alleinigen Inhalt des Werkes. Die einzelnen Schilderungen sind durch keinen anderen äußeren Faden verbunden, als durch die Land- und Seestraßen, und innerlich haben sie nur den fast durchweg melancholisch-ironischen Gesichtspunkt mit einander gemein, von dem aus sie betrachtet werden. Das ist kein Kunstwerk, kein nach einem gegliederten Plane angelegtes Ganzes; es sind eben Reisebilder, und das

Werk hat, um es mit einem ſtarken Worte zu bezeichnen, den Charakter von Feuilletonartikeln.

Dieſem zerſplitterten und kaum locker an einander gereihten Stoffe iſt nun aber äußerlich die allerſtrengſte Form gegeben. In neunzeiligen Stanzen, bei welchen der eine Reim ein doppelter, der andere ein dreifacher, und der dritte ein vierfacher iſt, bewegt ſich die Erzählung. Dieſe ſchwierige Form iſt mit einer Meiſterſchaft und mit einer ſpielenden Leichtigkeit behandelt, welche erkennen läßt, daß der Dichter dieſes verwickelten Metrums bedurfte, um das Uebermaß ſeiner Gefühle, Gedanken und Einfälle nur einigermaßen im Zaume zu halten.

Die einzelnen Beſchreibungen ſind faſt alle von ſolcher Wahrheit und mit ſo glänzenden Farben ausgeſtattet, daß vielleicht keine Literatur etwas aufzuweiſen hat, was mit den Schilderungen von Cintra, von Venedig, von dem Ball in Brüſſel am Vorabend der Schlacht bei Waterloo, dem Gewitter auf dem Genfer See, und noch vielen anderen verglichen werden kann*).

*) Wir theilen hier den Verſuch mit, eine dieſer Stellen zu überſetzen, mit Verzichtleiſtung auf den Reim, an welchem bis jetzt alle Uebertragungen des Childe Harold geſcheitert ſind:

Der Himmel ändert ſich. Ha, welch' ein Wechſel!
Und doch ſo ſanft in ſeiner Kraft, wie nur
Das Licht des dunklen Mädchenauges ſtrahlt.

Nicht minder hinreißend und erhaben ſind die Zornausbrüche über den Vandalismus, mit welchem die Kunſt-

---

Von Felſengipfel rollt zu Felſengipfel
Der Donner, nicht aus Einer Wolk' allein,
Nein, jeder Gipfel ruft mit eigner Stimme.
Der Jura giebt aus dunkler Wolkenſchicht
Den Jubelruf der Alpen hallend wieder.
Nun iſt es Nacht umher. Glorreiche Nacht,
Nicht für den Schlummer ſenkteſt du dich nieder.
Laß Theil mich haben an der wilden Luſt,
Die du verbreiteſt; laß von dieſem Sturm,
Laß von dir ſelbſt mich einen Theil nur werden.
Wie glänzt der See im Feuerſchein! Ein Meer
Von Blitzesgluthen, und die dicken Tropfen
Des Regens fallen tanzend auf die Erde.
Von Bergesgipfeln ſchallt der Donnerjubel,
Als grüßt' er eines jungen Gottes Ankunft.
Und wo die Rhone durch den Felſenſpalt
Sich ihren Weg bahnt, ſteht das mächtigſte
Von den Gewittern ſtill. Nicht eins, nein viele
Unwetter ſchleudern ſich die Donner zu
Von Hand zu Hand. Der ganzen Windesbraut
Gewaltigſter wirft zuckend ſeinen Strahl
Durch jenen Spalt, als wüßt' er, daß Verzweiflung
Allein hier wohnt, dem Untergang geweiht.

Nun rollt der Donner ferner. Die Gewitter
Ziehn grollend ab. Ein Wiederhall der Stimmen,
Die in mir wach ſind auch im Schlummer noch.
O, ſprecht, ihr Stürme, welches iſt eu'r Ziel?
Gleicht ihr den Stürmen in der Menſchenbruſt,
Die nimmer raſten, oder findet ihr
Gleich Adlern hoch in [illegible] einer Reſt?

liebhaber griechiſche Tempel geplündert haben, und eben ſo unübertroffen bleiben die Bilder der weiblichen Schönheiten und ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten.

Alle dieſe in den melodiſchſten und dabei mit größter Präciſion verfaßten Stanzen uns vorgeführten Bilder ſind ſo hinreißend, daß man ſich förmlich zwingen muß, nun auch nach dem Weſen und dem Werthe des Ganzen zu fragen, welches man über den prachtvollen einzelnen Theilen faſt vergißt. Und da muß man denn bekennen, daß Childe Harold als Ganzes durchaus nicht befriedigt und nicht etwa blos deshalb, weil das Gedicht unvollendet geblieben iſt. Man gewinnt aus dieſen Verſen kein Reſultat, weder für den Verſtand, noch für das Gemüth, und die Schwermuth, welche darin eine ſo große Rolle ſpielt, iſt nicht von der Art, daß wir ihr unſere Theilnahme ſchenken können. Der Held iſt (wie Niebuhr zwar ſchroff, aber ganz wahr in einem an die Prinzeſſin Louiſe von Preußen gerichteten Briefe ausſpricht) ein Egoiſt, der ſich bewußt iſt, daß er zum wandernden Skelett geworden und nun darauf trotzt, daß die ganze Welt todt ſei, wie er, welches nicht wahr iſt. Ein ſolcher Egoiſt, der, wie Childe Harold, keine Thräne und keine Liebe mehr hat, erregt weder Mitgefühl noch Intereſſe, ſondern Grauen.

Aus ſolchen inneren und äußeren Gegenſätzen iſt

das Gedicht nach Form und Inhalt zuſammengeſetzt, ein verwerfliches Ganzes, welches aus lauter prachtvollen einzelnen Theilen beſteht. Da konnte der Dichter denn allerdings in Ungewißheit darüber ſein, wie ein ſolches Produkt von dem Publikum aufgenommen werden würde, dem man dergleichen bisher noch niemals vorgelegt hatte. Für Lord Byron mußte ſich überdies der innere Zwieſpalt, welcher aus dieſen Zweifeln entſtand, noch unendlich dadurch vergrößern, daß ſeine äſthetiſchen Grundſätze eigentlich das eigene Werk verdammten; denn von den klaſſiſchen Muſtern, die er ſo hoch ſtellte und die anzupreiſen er nicht müde ward, wich es vollſtändig ab, ja es ſtand mit denſelben ſchnurſtracks im Widerſpruch.

Das andere Gedicht, welches er als Frucht ſeiner Reiſe heimbrachte (die horaziſchen Fingerzeige), iſt an ſich ziemlich unbedeutend. Neben einer Umſchreibung, faſt einer Ueberſetzung des Briefes an die Piſonen, enthält es allerlei Abſchweifungen über lebende Dichter, über Tagesbegebenheiten und dergleichen. Vieles, wie nicht anders zu erwarten, höchſt geiſtreich, das Ganze aber bleibt immerhin mittelmäßig.

Der Irrthum über den Erfolg, den er ſich von dieſen Verſen verſprach, in Verbindung mit ſeinen Zweifeln über den Werth des Childe Harold hätte, wie Moore

treffend anmerkt, gar leicht die gesammte poetische Zukunft Byron's in Frage stellen können. Die Veröffentlichung des horazischen Briefes vor dem Childe Harold hätte seinen alten Feinden die kräftigsten Waffen gegen ihn in die Hand gegeben. Das Gedicht wäre als untergeordnet im Vergleich mit der früheren Satyre von allen Kritikern verdammt worden, und es ist nicht undenkbar, daß Byron im Aerger über dieses Mißlingen den Harold entweder in's Feuer geworfen hätte, oder wenigstens, daß der Erfolg desselben unvergleichlich geringer gewesen wäre, wenn das Publikum durch das Erscheinen des anderen, kaum mittelmäßigen Werkes sich daran gewöhnt hätte, den Beruf des Lords für die Dichtkunst ernstlich in Zweifel zu ziehen.

Das Verdienst, eine so verhängnißvolle Möglichkeit von dem Dichter abgewendet zu haben, gebührt vor allem seinem Freunde Robert Dallas, welcher nicht müde wurde, die Vorzüge des Harold seinem Verfasser zum Bewußtsein zu bringen. „Ich that, was in meiner Macht stand," sagt er, „um ihm den Werth seines Gedichts klar zu machen, und zuletzt drang ich durch. Aber er schwankte in seinem Urtheile fortwährend hin und her und zu einer festen Ueberzeugung ist er auch nicht früher gekommen, als bis die Welt sich zu seinen Gunsten entschieden hatte. Immer von Neuem

ſagte er mir, daß ich ihn in ſchlimme Händel mit ſeinen alten Feinden verwickeln werde, und daß die Edinburgher Recenſenten ſich freuen würden, eine neue Gelegenheit gefunden zu haben, ihn zu demüthigen. Er wollte ſodann das Gedicht anonym veröffentlichen, beſonders auch deshalb, weil er vorausſah, daß man ſeine Perſon mit dem Helden deſſelben identificiren würde, was auch, und zum Theil mit vollem Rechte, in der That geſchah. Ich beſchwor ihn aber, das mir zu überlaſſen, da ich mich dafür verbürgen wolle, daß dies Gedicht alle ſeine Feinde zum Schweigen bringen ſolle."

Nachdem Byron nun endlich ſeine Einwilligung gegeben hatte, entſtanden neue Schwierigkeiten wegen des Verlegers. Die horaziſchen Verſe hatte er dem Buchhändler Cawthorn zur Veröffentlichung übergeben, ohne auf deſſen Firma beſonderes Gewicht zu legen. Er glaubte den Erfolg dieſes Gedichts ſo geſichert, daß ihm auf den Namen des Buchhändlers nicht viel ankam. Für Childe Harold dagegen glaubte er eines Verlegers von Ruf zu bedürfen. Der erſte, an den man ſich wandte, Herr Miller, lehnte das Anerbieten ab. Sein Gönner, Lord Elgin, war in dem Gedichte arg mitgenommen wegen der Plünderung der alten Tempel, welche ihre Statuen und Reliefs hatten nach England liefern müſſen. Dieſe Weigerung erweckte in dem Dichter von

Neuem das kaum überwundene Mißtrauen gegen den Werth des Gedichtes, und er hätte daſſelbe vielleicht noch jetzt unterdrückt, wenn ſolche unangenehme Erfahrungen ihm wiederholt entgegengetreten wären.

Glücklicherweiſe wandte man ſich aber alsbald an Murray, welcher damals ſein Geſchäftslokal in Fleetſtreet hatte und der ſchon früher den Wunſch geäußert, etwas von Byron drucken zu laſſen. Ihm übergab Dallas das Manuſcript, und von dieſem Augenblicke an ſchreibt ſich die Verbindung her, welche zwiſchen Byron und Murray bis zu des Dichters Tode beſtanden hat, und der wir eine ſo große Anzahl von intereſſanten Briefen des Lords an ſeinen Verleger verdanken. Für Murray ward dieſe Verbindung eine unerſchöpfliche Quelle von Ehre und Reichthum; doch war Byron nicht minder glücklich, indem er an ſeinem Buchhändler einen treuen, dankbar ergebenen Freund ſich erwarb, welcher es ſich angelegen ſein ließ, mit unermüdlicher Willfährigkeit den Wünſchen des Dichters nachzukommen, und die literariſchen Angelegenheiten nicht minder, als deſſen ſonſtige Geſchäfte zu beſorgen, wo er eines aufrichtigen und verſtändigen Freundes bedurfte; und wenn auch in ſpäteren Jahren zuweilen Reibungen unter ihnen vorkamen, und Byron ſich dann nach ſeiner leidenſchaftlichen Art hin und wieder ſehr unliebſam gegen ſeine Freunde über

Murray äußerte, ſo ließ er ſich doch jedesmal bald wieder verſöhnen.

Murray erhielt alſo die Handſchrift von Childe Harold und es wurde ihm geſtattet, dieſelbe einigen verſtändigen Freunden noch vor dem Abdrucke zu zeigen. So kam der erſte Geſang in die Hände Gifford's, welcher, ſeit er an der Spitze der Redaction der Quarterly Review ſtand, für den erſten Kritiker Englands galt, und in dieſer Beziehung denſelben Rang in der Meinung des Publikums behauptete, wie Jeffrey in Schottland. Zwar hatte Byron ausdrücklich gewünſcht, daß Gifford die Verſe nicht vor der Veröffentlichung ſehe, damit es nicht den Anſchein gewinne, als liege die Abſicht vor, das Urtheil des berühmten Kritikers zu beſtechen. Als aber Murray dennoch die Meinung deſſelben eingeholt hatte, war der Dichter im Grunde nicht ſehr erzürnt darüber, obgleich er wegen der Nichtbefolgung ſeiner ausdrücklichen Willensmeinung den Buchhändler nachher ſchriftlich zur Rede ſtellte. Gifford erklärte nun alsbald, daß dies Gedicht nicht nur das beſte ſei, was Lord Byron bis jetzt geſchrieben, ſondern daß keiner der Zeitgenoſſen irgend etwas verfaßt habe, was beſſer ſei. Es ſei nur zu bedauern, daß die Fortſetzung noch nicht vorliege.

Durch dieſen Ausſpruch, welcher dem Dichter ſo-

gleich hinterbracht wurde, ſchwanden die Beſorgniſſe, die er noch immer im Stillen gehegt hatte, faſt ganz, und Byron hätte ſich nun den Vorarbeiten hingeben können, welche noch nöthig waren, um den Druck zu beginnen, wenn nicht gerade in dieſen Tagen ganz unerwartet ihm die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung ſeiner in Newſtead Abbey wohnenden Mutter zugekommen wäre. Noch am 23. Juni 1811 hatte er ihr, ohne zu ahnen, daß ſie ſich übel befinde, ſeinen Beſuch für die nächſten Tage angekündigt, da die Verwicklungen ſeiner Vermögensangelegenheiten ihn zu einer Reiſe nach Rochdale nöthigten. In einem Poſtſcript bittet er ſie, Newſtead als ihr eigenes Haus und ihn ſelbſt lediglich als Gaſt zu betrachten. Als er zum letzten Male von der Mutter Abſchied genommen hatte, war dieſe von trüben Ahnungen erfüllt geweſen, als ſollte ſie den Sohn nicht wiederſehen. Als ſie nun die Anzeige von ſeiner bevorſtehenden Ankunft erhielt, ſagte ſie zu ihrer Dienerin: „Wenn ich ſterben ſollte, bevor Byron ankommt, wie ſeltſam wäre das!“

Und es geſchah ſo! Sie erkrankte ſcheinbar leicht, jedoch verſchlimmerte ſich der Zuſtand in den letzten Tagen des Juli, und am 1. Auguſt ſtarb ſie unerwartet ſchnell in Folge einer gewaltigen Zornaufregung über die eingelaufene Rechnung eines Handwerkers. Wie

ihr ganzes Leben eine Kette von gewaltſamen Aufregungen und Ausbrüchen eines ungezügelten Temperaments geweſen war, ſo ſollte auch das Ende der unglücklichen Frau durch einen Anfall ihrer Heftigkeit herbeigeführt werden.

Daß das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn von Anbeginn ein unnatürliches war, iſt uns bereits zur Genüge bekannt. Indeſſen muß man dem Dichter das Zeugniß geben, daß, abgerechnet die Momente, wo ſein eigener aufbrauſender Charakter oder ſein Eigenſinn mit der noch gewaltigeren Leidenſchaftlichkeit in Colliſion kam, er ſich durchaus pflichtgemäß benahm und namentlich für die Bequemlichkeit und das Wohlbefinden der alten Dame ſich beſorgt zeigte.

Was er bei der Nachricht von ihrem plötzlichen Tode empfand, iſt ſchwer zu ſagen, weil er, ſeiner Natur gemäß, jedes Zeichen von Gefühl aus falſchem Stolze und aus Widerſpruchsgeiſt zu unterdrücken liebte, wie wir das ja damals ſahen, als er die Nachricht von der Verheirathung von Marie Anne Chaworth erhielt. So hält ſich denn auch ſein am Tage nach dem Tode der Mutter an ſeinen Freund Pigot geſchriebener Brief durchaus in den Formen eines kühlen Anſtandes. Er mag hier folgen, und iſt nur zu bemerken, daß die zweite Hälfte ſich darauf bezieht, daß in einer kleinen ſaty-

riſchen Schrift: „die Geißel“ er ſelbſt in Gemeinſchaft mit ſeiner Mutter nicht längſt vorher öffentlich und zwar auf die abgeſchmackteſte Weiſe beſchimpft worden war. Der Verfaſſer hatte nämlich mit Bezug auf die unglücklichen Scheidungs- und Zweikampfsprozeſſe des fünften Lord Byron und des Capitain Byron behauptet, der Dichter ſei eigentlich der illegitime Sohn eines Mörders. Der Brief lautet:

„Newport Pagnell, 2. Aug. 1811.

Lieber Doktor!

Meine arme Mutter iſt geſtern geſtorben! und ich komme von London, um ſie in die Familiengruft zu geleiten. Erſt geſtern erfuhr ich, daß ſie krank ſei, und heut ſchon erhielt ich die Todesbotſchaft. Ihre letzten Augenblicke waren, Gott ſei Dank! ruhig. Man berichtet mir, daß ſie wenig gelitten hat und die Gefährlichkeit ihres Zuſtandes nicht kannte. Ich fühle jetzt, wie wahr der Dichter ſpricht, wenn er ſagt, daß wir nur Eine Mutter haben können. Friede ſei mit ihr! — Für Ihre Theilnahme danke ich beſtens. Eine Geſchäftsreiſe, die ich in etwa ſechs Wochen zu machen habe, führt mich möglicher Weiſe zu Ihnen. Vielleicht iſt es Ihnen nicht unlieb, zu hören, daß im November der Herausgeber der Geißel wegen der Verunglimpfungen vor Gericht ſtehen wird, die er Mrs. Byron und mir ſelbſt zugefügt hat.

Der Tod meiner Mutter hält das Verfahren nicht auf, und da er ſchuldig iſt, und in meiner Perſon zugleich das Parlament beleidigt hat, ſo wird er für ſeine thörichten und ganz unbegründeten Aeußerungen mit der größten Strenge verfolgt werden. Ich werde den größten Theil dieſes Monats in Newſtead bleiben, und ſoll es mich freuen, von Ihnen etwas zu hören" ꝛc.

Iſt nun ſchon die Ruhe, mit welcher ein Sohn auf der Reiſe zur Leiche ſeiner Mutter von Prozeſſen und Geſchäftsangelegenheiten ſpricht, nicht wohlthuend, ſo iſt die Art und Weiſe, wie er bei dem Begräbniß ſelbſt jede Aeußerung eines tieferen Gefühles zu unterdrücken oder zu verbergen ſich bemühte, faſt empörend. Er lehnte es ab, dem Leichenzuge zu folgen, ſondern blieb mit dem jungen Ruſhton allein am Thore der Abtei zurück und ſah das Trauergefolge abziehen. Dann befahl er, die Fechthandſchuhe zu bringen, und nahm ſeine tägliche Morgenübung im Fauſtkampfe vor und zwar, wie Ruſhton ſagt, mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit. Plötzlich warf er indeſſen nach einiger Zeit die Handſchuhe von ſich und zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Daß übrigens nicht eine Stumpfheit und Mangel des gewöhnlichſten Menſchengefühls, ſondern die Sucht, ſich abſonderlich zu zeigen, die Urſache eines ſo widerwärtigen Betragens war, geht überzeugend aus dem

Berichte der Dienerin hervor, welche Mrs. Byron bis zu deren letzten Augenblicken gepflegt hatte. In der Nacht nach der Ankunft des Lords ging dieſelbe an der Thür des Zimmers vorüber, wo die Todte lag. Sie glaubte ſchwere Seufzer in dem Gemache zu vernehmen und, mit einem Lichte eintretend, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Byron allein im Finſtern am Bette der Leiche geſeſſen hatte. Als ſie ihm hierüber Vorſtellungen machte, brach er in einen Strom von Thränen aus und rief: „Ach, ich hatte nur dieſe Eine Freundin in der Welt, und ſie iſt von mir gegangen!“ Und wahrlich, er hatte Urſache, ſo zu reden, wie er das immer mehr erfahren ſollte, je länger er in der Welt lebte. Denn im Grunde ihres Herzens war die Mutter doch von Stolz und Zärtlichkeit für den Sohn erfüllt geweſen, und namentlich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war für ſie ein Gegenſtand der größten Theilnahme. Wir haben geſehen, wie er bei dem Fehlſchlagen ſeines erſten Verſuches, und bei der Kränkung, die er durch Jeffrey's Kritik erfuhr, es vor allen Dingen für nöthig hielt, ſeine Mutter zu beruhigen, und als nachher ſein Ruhm ſich zu verbreiten anfing, war ſie im Voraus von ſeiner einſtigen Größe überzeugt, und jedes Zeitungsblatt, welches ſeinen Namen nannte, war und blieb für ſie ein Gegenſtand des höchſten Intereſſes. Sie ſammelte ſorg-

fältig alle ſolche Blätter und alle Recenſionen über die „Mußeſtunden“ und über die „Engliſchen Barden“, hatte dieſe Papiere in Einen Band zuſammenbinden laſſen, und vielfache Bemerkungen an den Rand geſchrieben.

Daß die Anfälle unmäßiger Zärtlichkeit nicht minder häufig eintraten, als die Anfälle von Wuth und Zorn, haben wir gehört, und die Zärtlichkeit einer Mutter vergißt man nicht. Auch Byron hat ſie nicht vergeſſen, ſondern nur mit Gewalt ſich den Anſchein einer Gefühlloſigkeit gegeben, welche damals unter der vornehmen engliſchen Jugend für etwas beſonders Männliches und Modiſches galt.

Der Tod ſeiner Mutter ſollte aber nicht der einzige Verluſt ſein, welcher in dieſer Zeit ihn betraf. In einer Anmerkung zu Childe Harold ſagt er: „In dem kurzen Zeitraume eines Monats ſollte ich nicht allein Die verlieren, welche mir das Leben gab, ſondern auch die meiſten von Denen, welche es mir erträglich gemacht hatten.“

Der junge Wingfield, faſt der geliebteſte der Mitſchüler in Harrow, ſtarb am Fieber in Coimbra, und Matthews, zu dem er ſtets mit Bewunderung und Verehrung aufgeblickt hatte, ertrank beim Baden in Cambridge. Dieſer Verluſt wurde von den Genoſſen auf's Tiefſte empfunden. An den durch ſeine Gabe der Rede und der Unterhaltung den Freunden ſo werthen Scrope

Davies ſchreibt Byron: „Ein Fluch hängt über mir und Allen, die mir angehören. Meiner Mutter Leiche liegt in meinem Hauſe, und einer meiner beſten Freunde iſt ertrunken. Was kann ich ſagen, oder thun oder denken? Noch vorgeſtern erhielt ich einen Brief von ihm. Liebſter Scrope, wenn Du einen Augenblick übrig haſt, komm zu mir, ich bedarf eines Freundes. Matthews letzter Brief war am Freitag geſchrieben, und Sonnabend lebte er nicht mehr. Wer war ihm gleich an Begabung! Wie verſchwanden wir Alle gegen ihn! Du haſt wohl recht, wenn Du mir es zutrau'ſt, daß ich gern mein armſeliges Leben hingegeben hätte, um ihn zu retten. Gerade jetzt wollte ich ihn zu mir einladen, wie ich Dich einlade, mein theuerſter Freund, mich zu beſuchen. Was wird der arme Hobhouſe empfinden, deſſen Briefe von nichts ſprachen als von Matthews! Komm zu mir, ich bin faſt in Verzweiflung. — Allein gelaſſen in der Welt, hatte ich nur Dich und Hobhouſe und Matthews. Laß mich der Lebenden wenigſtens genießen, ſo lange ich es noch kann. — —“

Alle dieſe talentvollen Genoſſen bildeten damals eine abgeſchloſſene Gemeinſchaft unter einander und waren der Geſellſchaft entfremdet, nicht nur durch ihre excentriſche Lebensweiſe, ſondern beſonders auch, weil ſie in religiöſen Dingen ſich nicht nach den Regeln derjenigen

Frömmigkeit hielten, welche in England zum guten Ton gehört. Alle waren ſie mit der Bibel genau bekannt, und Alle ſtrebten nach Wahrheit, wie denn namentlich Byron ſein ganzes Leben hindurch, über den Kampf zwiſchen ſeinem Verſtande und den von Kindheit auf ihm anerzogenen Vorſtellungen nicht hinwegkommen konnte. Die chriſtlichen Dogmen und die Forderungen der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ließen ihm keinen Augenblick Ruhe, und bald ſpöttiſch und raiſonnirend lehnte er ſich gegen dieſelben auf, bald ſuchte er ſich zu bereden, daß er ein guter Chriſt ſei. Wir werden dem Ausdruck eines ſolchen inneren Widerſtreites in ſeinen Werken vielfach begegnen. Es war die Zeit, wo in Deutſchland der Rationalismus Geltung hatte. In die engliſchen Köpfe war er nur in geringem Maße eingedrungen, doch Byron war von ihm erfüllt, und die Trockenheit der Verſtandesreligion ſtand mit ſeinem ganzen poetiſchen Weſen in einem Gegenſatze, der jene inneren Kämpfe nur noch heftiger machen mußte. — Daß dieſe Geſellſchaft von aufgeweckten jungen Leuten unter ſolchen Umſtänden in England in den Ruf der Religionsſpötterei und des Atheismus kommen mußte, iſt leicht begreiflich, denn jede äußere Abweichung von der hergebrachten Form genügt dort, um verketzert zu werden. Je mehr hiernach die Freunde auf ihren gegenſei-

tigen Umgang angewieſen und beſchränkt waren, um ſo leichter iſt der tiefe Schmerz begreiflich, den Byron bei dem Verluſte derſelben empfand, und ſo war ſeine Lage während dieſes Aufenthalts in Newſtead wirklich bedauernswerth.

Wie immer, ſo liebte er auch damals ganz beſonders, ſich in Klagen zu ergießen. „Mein ganzes Leben iſt verfehlt," ſchreibt er an Dallas, „mein Betragen hat mich mit den Geboten des Anſtandes, ſelbſt der Sittlichkeit in Widerſpruch gebracht. Meine Vermögensumſtände ſind verwickelt, meine Freunde todt oder mir entfremdet, und mein ganzes Daſein leer und öde. Aus meinen langen Briefen kannſt Du ſchon ſchließen, wie einſam ich bin." —

Die Veröffentlichung von Childe Harold erfuhr inzwiſchen eine Verzögerung. Der Verleger Murray war genöthigt einen Ausflug in Geſchäften zu machen, und ſo, ſagte Byron, muß Harold's Reiſe warten, bis Murray's Reiſe beendet iſt. Inzwiſchen ſandte er ſtets neue Aenderungen einzelner Verſe des Gedichtes an den Drucker, und faſt alle ſind in überraſchender Weiſe wirkliche Verbeſſerungen. Schwierigkeiten machte hiebei beſonders der Widerwille des Dichters, einige freigeiſtiſche Stellen zu opfern, gegen welche Dallas ſowohl als der Verleger auf's Aeußerſte proteſtirten, weil ſie bei dem

orthodoxen Sinne der Engländer fürchteten, der Erfolg des Gedichtes könnte an diesen Versen scheitern.

Namentlich erregte die Fassung der neunten Strophe des zweiten Gesanges, in welcher der Dichter in der Handschrift seine Zweifel gegen die Unsterblichkeit der Seele ausgesprochen hatte, großen Anstoß bei den Freunden. Dieselben drangen auch zuletzt mit ihren Bitten und Vorstellungen in so weit durch, daß Byron die jetzt in das Gedicht aufgenommenen Verse verfaßte, in welchen jene Zweifel in die Form einer wehmüthigen Sehnsucht nach dem Wiedersehen mit den abgeschiedenen Freunden umgewandelt sind. Während auf diese Weise das Werk, welches ihn berühmt machen sollte, seiner Vollendung immer näher rückte, traten zwei andere für ihn erfreuliche Ereignisse ein, welche ihn seiner trübseligen Einsamkeit entreißen, und der Welt näher bringen sollten. Seine Bekanntschaft mit Thomas Moore nämlich, welcher sein treuester Freund durch's Leben blieb, und seine erste Parlamentsrede, welche die Kluft, die ihn bisher von seinen Standesgenossen getrennt hatte, um vieles verringerte. Von beiden müssen wir etwas näher reden.

Thomas Moore war in der Satyre Byron's nicht nur als Dichter heftig angegriffen worden, sondern eine Anmerkung erwähnte einer Duellgeschichte, in welcher

derſelbe eine lächerliche Rolle geſpielt haben ſollte. Dies war aber Verleumdung, Moore hatte öffentlich den wahren Hergang der Sache erzählt, und mußte vorausſetzen, daß Byron von dieſer Erklärung Kenntniß gehabt, und ihn alſo einer Lüge habe zeihen wollen. Da die erſte Ausgabe der Satyre anonym erſchienen war, glaubte Moore die Sache auf ſich beruhen laſſen zu dürfen, als aber die zweite mit Lord Byron's Namen gedruckte Ausgabe dieſelbe boshafte Anmerkung enthielt, ſchrieb Moore am 1. Januar 1810 an den jungen Dichter einen Brief, welcher die Aufforderung zum Widerruf der Beleidigung enthielt, und ziemlich deutlich ein Duell in Ausſicht ſtellte. Dieſer an Hodgſon zur Beſtellung übergebene Brief konnte aber nicht an ſeine Adreſſe gelangen, weil Byron unmittelbar nach Veröffentlichung jener zweiten Ausgabe die Reiſe in die Levante angetreten hatte. Bis zu ſeiner Rückkehr waren nun anderthalb Jahre verfloſſen, und die erſte Hitze der Empfindlichkeit hatte Zeit gehabt zu verrauchen. Auch war Thomas Moore inzwiſchen Gatte und Vater geworden, und ſah natürlich einen Zweikampf auf Leben und Tod jetzt mit ganz anderen Augen an. Da aber die Sache doch auf irgend eine Art erledigt werden mußte, ſo ſchrieb er noch einmal an Byron, wiederholte den ſachlichen Inhalt des erſten Briefes, von dem er voraus-

ſetzen mußte, daß der Dichter ihn nicht empfangen habe, und fügte dann hinzu, daß, wenn auch die Umſtände ihm jetzt nicht mehr geſtatteten, auf dem gewöhnlichen Wege die Sache weiter zu verfolgen, die Kränkung deſſenungeachtet fortbeſtehe, und er ihm überlaſſe, eine geeignete Ausgleichung zu finden.

Byron wußte von einem an ihn vor ſeiner Abreiſe gerichteten Briefe Thomas Moore's nicht das geringſte, und bei näherer Nachforſchung ergab ſich, daß ſich das Schreiben noch uneröffnet in Hodgſon's Händen befand. Die Unterhandlungen wurden beiderſeits mit großer Vorſicht geführt, Moore erklärte ſich zufriedengeſtellt, und deutete darauf hin, daß ein näherer Verkehr mit dem jungen Lord ihm erwünſcht ſein würde. Dieſen letzteren Punkt überging Byron in ſeinem Antwortſchreiben, der iriſche Dichter war dadurch auf's Neue gekränkt und bat mit einigen kalten Worten um Entſchuldigung, daß er von der Hauptſache des Streites abgewichen ſei, und ſeinen perſönlichen Gefühlen zu lebhaften Ausdruck gegeben habe. Hierauf antwortete denn Byron mit folgenden herzlichen Zeilen: „Sir, Sie müſſen entſchuldigen, wenn ich Sie in dieſer fatalen Angelegenheit noch einmal beläſtige. Es würde mir, und wie ich glaube auch Ihnen, zur Genugthuung gereichen, wenn der in Hodgſon's Händen befindliche, noch uneröffnete Brief

in statu quo dem Ausſteller zurückgegeben würde, beſonders da die Art, wie ich über den Nichtempfang deſſelben mich äußerte, Ihnen nicht vollſtändig zu genügen ſchien.

Noch ein Paar Worte, und ich will Sie dann ferner nicht behelligen. Der Theil Ihres Schreibens, welcher einen näheren Verkehr zwiſchen uns in Ausſicht ſtellte, gereichte mir, und gereicht mir noch jetzt zu großer Freude. Wenn ich zuerſt nicht ſo darauf einzugehen ſchien, wie ich vielleicht geſollt hätte, ſo möge die eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, meine Entſchuldigung ſein. Jetzt nun erklären Sie ſich zufriedengeſtellt, und wir ſind ſo weit einig. Haben Sie alſo noch jetzt den Wunſch, mir die mir zugedachte Ehre zu erzeigen, ſo wird es mich glücklich machen, mit Ihnen zuſammenzukommen, wann, wo, und wie es Ihnen am liebſten iſt, und ich hoffe, Sie werden keinem unwürdigen Beweggrunde meinerſeits es zuſchreiben, wenn ich dies gegen Sie ausſpreche. Ich habe die Ehre ꝛc.“ —

Der Dichter Rogers übernahm es nunmehr, die beiden neuen Bekannten, und zwar in ſeinem Hauſe zu vereinigen. Ein Tag wurde verabredet, und da ſich an demſelben auch zufällig der berühmte Campbell bei Rogers einfand, ſo war er der vierte von der Geſellſchaft, und es mögen wohl niemals vier größere und berühm-

tere Dichter um denſelben Tiſch geſeſſen haben, als Byron, Moore, Rogers und Campbell. —

Byron war glücklich darüber, nun endlich von den Männern, die er bisher von fern bewundert hatte, als ihres Gleichen behandelt zu werden. Thomas Moore kann nicht Worte finden, um den Eindruck zu ſchildern, den der junge Lord an jenem Tage auf ihn machte. Der Adel ſeiner ganzen Erſcheinung, ſein ſchönes Antlitz, und der anmuthige Klang ſeiner Stimme bezauberte die Genoſſen, und die tiefe Trauerkleidung, welche er ſeiner verſtorbenen Mutter wegen trug, erhöhte noch das Intereſſe an ſeinen bleichen, ausdrucksvollen Zügen, welche die aufkeimenden Gedanken und Empfindungen mit größter Lebhaftigkeit ſtets im Voraus zu verkünden und abzuſpiegeln ſchienen. Leider war der Wirth mit der eigenthümlichen Abmagerungsdiät, welche Byron ſich damals auferlegt hatte, nicht bekannt geweſen, was die Folge hatte, daß derſelbe von dem reichen Mahle faſt nichts genießen konnte, und Gemüſe, und Waſſer mit Eſſig war das Einzige, was er zu ſich nahm.

Von dieſem Tage an ſind Moore, Rogers und Byron Freunde für das ganze Leben geblieben.

Am 27. Februar, wenige Tage vor dem endlichen Erſcheinen des Childe Harold hielt Byron ſeine Jungfernrede im Oberhaus. Veranlaſſung dazu gaben Un-

ruhen in seiner Heimath, in Nottinghamshire, wo die Handarbeiter sich zu einem Sturm gegen die neuerfundenen Maschinen hatten aufreizen lassen. Da sich Lord Holland, der in den Englischen Barden arg angegriffen worden war, im Besitz vieler Dokumente befand, welche der neue Redner einzusehen wünschte, so wurde abermals Rogers als Vermittler gewählt, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Dieser, als reicher angesehener Mann und berühmter Dichter, war hierzu die passendste Persönlichkeit, und er entledigte sich auch dieses Auftrages zur Zufriedenheit beider Theile.

Mit Hilfe der ihm mitgetheilten Materialien bereitete sich nun Byron auf seine Rede vor, und arbeitete dieselbe schriftlich vollständig aus. Dies Concept ist in Dallas „Erinnerungen" vollständig abgedruckt, und man erhält bei dem Lesen desselben durchweg den Eindruck, daß ein junger lebhafter Mann von bedeutenden Anlagen seinen Gegenstand in einer Art und Weise behandelt, welche darauf berechnet ist, nicht nur der Sache, die er verfechten will, zu dienen, sondern auch die Talente des Sprechenden in's beste Licht zu setzen. Die Frage, um welche es sich dreht, ist die damals noch ziemlich neue, von dem Verhältniß zwischen Maschinen und Handarbeit, und Byron behandelt dieselbe mit mehr Witz, Satyre und Ironie, als mit eingehender Gründ-

lichkeit. Er ſtellt ſich auf die Seite der Arbeiter, denen er eigentlich das Recht vindiziren will, die Maſchine, welche ihre Arbeit unnütz macht, nicht zu dulden, ein Standpunkt, den die Wiſſenſchaft der Staatswirthſchaft ſeitdem als einen irrigen nachgewieſen hat, und welcher kein anderer iſt, als derjenige, den die Lohnkutſcher gegenüber den neuentſtehenden Eiſenbahnen einnehmen, und von dem aus die Bürger von Breslau vor hundert Jahren gegen den Magiſtrat rebellirten, weil derſelbe Straßenbeleuchtung einführen wollte. War auf dieſe Weiſe der Grundgedanke ſeiner Rede ein irriger, ſo konnte die geiſtreiche Form, in welcher derſelbe durchgeführt wurde, dennoch die Hoffnung erwecken, daß der Dichter ſich auch im Parlamente einſt hervorthun werde. Auch ward die Rede im Ganzen wohl aufgenommen. Viele der Pairs drängten ſich an ihn heran, um ihm zu ſeinem erſten Erfolge Glück zu wünſchen, und als er zu Dallas, der ihn im Vorſaale erwartet hatte, zurückkehrte, war er ſtrahlend von Freude über ſeinen Erfolg. „Er kam auf mich zu," ſo berichtet Dallas, „und ſtreckte mir herzlich die Hand entgegen. Da ich in der rechten Hand einen Regenſchirm trug, mußte ich ihm die Linke reichen. Er aber rief aus: Was, die linke Hand einem Freunde bei ſolcher Gelegenheit! Ich gab ihm darauf die Rechte, die er mit großer Wärme ſchüttelte.

Er war ſehr aufgeregt, wiederholte einige der Complimente, die man ihm gemacht hatte, und nannte die Namen verſchiedener Pairs, die ſich ihm hatten vorſtellen laſſen; und endlich meinte er, ſeine Rede werde eine ganz gute Empfehlung für den nächſtens erſcheinenden Childe Harold abgeben."

Wie groß ſein eigenes Entzücken über den errungenen parlamentariſchen Erfolg war, beweiſt folgender Brief an Hodgſon vom 5. März: „— — — einen genauen Abdruck meiner Rede wirſt Du in den officiellen Parlamentsregiſtern finden, ſobald ſie erſcheinen. Die Lords Holland und Grenville ertheilten mir in ihren Reden das größte Lob, wie Du aus den Zeitungen erſehen haben wirſt. Die Lords Eldon und Harrowby hatten die Entgegnung übernommen. Selbſt mehrere der Miniſter, ja ja Miniſter, haben mir theils perſönlich, theils durch Dritte die ſchmeichelhafteſten Dinge zu hören gegeben, und ebenſo auch Oppoſitionsmitglieder. Von den letzteren erwähne ich nur Sir Francis Burdett, welcher wahrſcheinlich durch die Theilnahme an der von mir verfochtenen Sache dazu bewogen wurde. Lord Holland ſagte mir: Bei gehöriger Ausdauer werde ich alle Andern übertreffen, und Lord Grenville meinte ſogar, daß einige meiner Wendungen an Burke erinnerten. Soviel von Eitelkeiten!

„Ich habe mit der beſcheidenſten Unverſchämtheit ſehr ſtarke Sachen geſagt, alle Welt geſchmäht, und den Kanzler in ſehr üble Laune verſetzt, im Ganzen hat aber, wenn ich glauben darf, was man mir ſagt, dieſer erſte Verſuch meinem Ruhme nicht geſchadet. Was meinen Vortrag betrifft, ſo war er laut und fließend genug, vielleicht etwas theatraliſch.“ In dem letzten Punkte beurtheilt er ſich richtig, obgleich noch milder, als ſeine Freunde, denn ſelbſt Dallas giebt zu, daß der Vortrag der Rede an einen Schulknaben erinnert habe, der eine Examendeclamation vorträgt.

Zwei Tage, nachdem Byron ſeine Rede im Hauſe der Lords gehalten hatte, wurde Childe Harold ausgegeben, und drei Tage darauf war bereits die ganze Auflage verkauft.

Die Wandlung, die ein ſolcher Erfolg in dem ganzen Leben des Dichters hervorbrachte, läßt ſich nicht beſſer veranſchaulichen, als durch ſeine eigenen Worte: „Ich erwachte eines Morgens, und war ein berühmter Mann.“ Ja, nicht allein berühmt, ſondern was für die augenblickliche Wirkung in England, und namentlich in London noch mehr ſagen will: Er war plötzlich Mode geworden.

Die Mode, fashion, iſt eigentlich die erſte Königin von England. Sie [illegible] mit unumſchränkter Ge-

walt ihr Scepter, unbeirrt von Verfaſſung und Parlament, und regiert in den Kreiſen, welche man „die Geſellſchaft“ nennt, mit eben ſo abſoluter Macht, wie das Ober- und Unterhaus die Staatsangelegenheiten beherrſcht. Von den drei Gewalten, vor denen die Engländer ſich beugen, Geburt, Reichthum und Mode, iſt die Mode die ſtärkſte, wenn auch ihre Kraft keine dauernde iſt, ſondern nur zeitweiſe ihre Lieblinge zu erheben vermag, um ſie dann eben ſo ſchnell wieder ſinken zu laſſen. In der Londoner Welt, und zwei Millionen Menſchen in Einer Stadt kann man wohl eine kleine Welt nennen, ſind immer gewiſſe Perſonen in der Mode. Weshalb und aus welcher Veranlaſſung, gilt gleich viel „und es iſt einerlei,“ ſagt Walter Scott ſehr humoriſtiſch, „ob wegen Verſemachen, oder wegen einer beſonderen Art Gurken zu ſchälen, oder weil man zwei Fuß größer oder zwei Fuß kleiner iſt, als ſonſtige Menſchen, oder weil man Komödie ſpielt, wenn man noch auf der Schulbank ſitzen ſollte, oder in die Schule geht, wenn man ſich lieber auf ſein Grab vorzubereiten hätte, das iſt Alles gleich. Wir ſind nun einmal Mode geworden, und das iſt ein Zauberſtab, vor dem ſich jedes Thor aufthut, ſo lange bis man findet, Du ſeiſt doch eigentlich nunmehr langweilig geworden, wo man Dich alsdann bei Seite wirft, und gegen ein neues Spielwerk aus-

tauſcht.“ Die engliſche Geſellſchaft leidet ſehr an langer Weile, und iſt deshalb um jeden neuen Zeitvertreib eifrig bemüht, und da die Kreiſe, welche den Löwen des Tages bei ſich zu ſehen wünſchen, ſo zahlreich ſind, daß das Wunderthier unmöglich allen Anforderungen derſelben genügen kann, ſo erzeugt das einen faſt leidenſchaftlichen Wettſtreit, und unter uns Deutſchen können Diejenigen ſich eine ziemlich deutliche Vorſtellung dieſes Treibens machen, welche Augenzeugen der lächerlichen Begeiſterung geweſen ſind, die ſich in Berlin bei der erſten Anweſenheit von Franz Liſzt daſelbſt kundgab, wo denn die Damen ſich namentlich in allerlei Extravaganzen überboten.

Zu einem ſolchen Gott der Mode fand der bisher faſt ganz vereinſamte Lord Byron ſich plötzlich erhoben, und zugleich ſprach die allgemeine Stimme der Kenner und der Laien ſich dahin aus, daß ſeine Gedichte die Werke aller Zeitgenoſſen hinter ſich zurücklaſſen. So war denn mit einem Zauberſchlage Alles in ſeiner Perſon vereinigt, was die Menſchen für begehrenswerth halten: Schönheit, Jugend, hoher Rang, angehende Bedeutſamkeit im höchſten Rathe des Staates, Dichterruhm, und ſchließlich dasjenige eigenthümliche engliſche Moment, was ſich vollſtändig eben nur durch den Ausdruck fashion bezeichnen läßt.

Auch mußten alle dieſe Momente ſich vereinigen, um das unerhörte Aufſehen zu erklären, welches das Erſcheinen der erſten beiden Geſänge des Childe Harold in der engliſchen Welt erregte. Es war das erſte Mal, daß ein Dichter nicht ſowohl ſein Werk, als ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit, ſeinem Denken und Empfinden dem Publikum vollſtändig hingab, und jeden Leſer in die Tiefen ſeines innerſten Herzens blicken ließ. Waren die dargebotenen Enthüllungen nun wie hier, von träumeriſch melancholiſcher, und doch zu gleicher Zeit von glühend leidenſchaftlicher Art, wurden namentlich die Damen mit einer Gluth gefeiert, wie es bisher nie geſchehen war, ſo iſt nicht zu verwundern, daß der junge liebenswürdige Pair ſich in jedem ſeiner engliſchen Leſer einen perſönlichen Freund und Verehrer erwarb.

Dieſe Wirkung war ſo unwiderſtehlich, daß ſelbſt viele der Perſonen, welche er in der Satyre auf's empfindlichſte beleidigt hatte, ihren Groll vergaßen, und mit ihren Huldigungen ſich ihm entgegendrängten. Die Edinburgher Revüe führte im Lobe und Preiſe des neuen Werkes den Reigen. „Wenn die ſchönſte Dichtung," ſagt Jeffrey, derſelbe, welcher den ganzen Streit um die Satyre veranlaßt hatte, „diejenige iſt, welche bei dem Leſer den tiefſten Eindruck zurückläßt, ſo nimmt Lord Byron unſtreitig den Rang vor allen Zeitgenoſſen ein.

Seine Worte athmen, ſeine Gedanken glühen, und das gilt nicht etwa blos von einzelnen hervorragenden Stellen, ſondern es bezeichnet den Charakter des ganzen Werkes.“ In dieſen Ton, nur in noch weit überſchwenglicheren Ausdrücken ſtimmten die andern Organe der Kritik mit ein. Die Dichter und Gelehrten, die Großen und die Vornehmen, vor Allem aber die Damen blieben in ihren dargebrachten Huldigungen nicht zurück. Die Karoſſen des Adels drängten einander an der Thür des jungen Lords. Zuſchriften, mit und ohne Namen, von ſchöner Hand verfaßt, häuften ſich auf des Dichters Schreibtiſch. Einladungen in die excluſivſten Geſellſchaften folgten auf Einladungen, und wo der gefeierte Dichter ſich zeigte, diente ſeine intereſſante Erſcheinung nur noch dazu, den Eindruck ſeines Gedichtes zu erhöhen. Dallas, der den Lord in dieſen Tagen beſuchte, giebt über die Art, wie er ihn antraf, folgenden Bericht: „Im Auftrage Murray's, welcher ſogleich eine zweite Ausgabe veranſtalten wollte, begab ich mich in Byron's Wohnung in St. Jamesſtreet. Ich fand ihn an ſeinem Schreibtiſch, der mit Briefen von Kritikern, Dichtern, Schriftſtellern und Leuten aus allen Klaſſen beladen war. Jeder überbot den Andern in überſchwenglichen Lobeserhebungen. Er gab mir einige zu leſen, indem er ſagte: „Ich ſollte ſolche Komplimente eigentlich nicht

zeigen, aber vor Ihnen habe ich kein Geheimniß.“ Unter dieſen bewundernden Zuſchriften fand ich zu meinem Erſtaunen auch ein Gedicht von demſelben Fitzgerald, den Byron gleich in der erſten Zeile ſeiner Satyre auf ſo verächtliche Weiſe behandelt hatte. Es wäre unmöglich, ſagt er, gegen den Dichter des Childe Harold auch nur eine Spur von dem Groll noch feſtzuhalten, den die „Engliſchen Barden“ veranlaßt hatten.

„Ein Brief Lord Holland's ſtellt ihn mit Walter Scott auf gleiche Stufe. Aber von mir ſelbſt zu reden, ſo erwähnte ich des raſchen Verkaufs, und der beabſichtigten neuen Ausgabe, und fuhr dann fort: „Allein wie kann ich an die Vortheile denken, die dieſer ſchnelle Abſatz gewähren muß, ohne —“ „Ohne was?“ unterbrach er mich. „Die großen Summen,“ ſagte ich, „die das Werk einbringen muß —“.

„Er ließ mich nicht ausreden, ſondern ſagte: „Es ſoll mir lieb ſein, wenn es doppelt und dreifach ſoviel einbringt, aber redet nicht von Geld! Niemals werde ich Geld für meine Schriften nehmen.“ Ich wollte noch Einwendungen machen, aber er hielt mir die Hand entgegen, ſchüttelte die meine herzlich, und wandte das Geſpräch auf andere Dinge.“

Murray kaufte den Verlag des Gedichtes für 600 Ls., welche Dallas empfing. Daß ein Pair von

England für ſeine Schriften kein Honorar nimmt, erſcheint einem Engländer ebenſowenig zu verwundern, wie wir uns wundern, daß König Ludwig von Baiern für ſeine Gedichte ſich nicht bezahlen ließ. Daß aber Byron in ſo beſchränkten Vermögensverhältniſſen ſich befand, daß er ſeiner Ehre ein erhebliches Opfer bringen mußte, wenn er Summen ausſchlug, deren er ſehr wohl bedurfte, das war nur eine Folge von einem der vielen Widerſprüche, aus denen ſein ganzes Weſen nach ſeinen innern und äußern Verhältniſſen zuſammengeſetzt war. Uebrigens konnte und durfte er ſich jetzt um ſo weniger von einem Buchhändler bezahlen laſſen, als er ja kurz vorher in ſeiner Satyre auf die Honorare Walter Scott's ſo höhniſch hingewieſen hatte.

Als eine erfreuliche Folge des Erſcheinens von Childe Harold iſt zu erwähnen, daß Byron in dem Buche eine äußere Form fand, ſich ſeiner Stiefſchweſter Auguſte zu nähern, deren Theilnahme für ihn er bisher nicht genug gewürdigt hatte. Er ſchrieb auf das erſte Blatt eines Exemplares, welches er ihr überſandte, folgende Worte:

„An Auguſte, meine theuere Schweſter, und meine beſte Freundin, die mich immer weit mehr geliebt hat, als ich es verdiente, ſendet dies Buch der Sohn ihres

Vaters, und ihr aufrichtig ergebener Bruder. D. 12. März 1812. B."

Blicken wir hier einen Augenblick auf die Entwickelung des jungen Dichters zurück, so sehen wir, wie der Schulknabe und angehende Student mit einem Bändchen von Gedichten vor die Oeffentlichkeit tritt, welche allerdings einiges Talent verrathen, aber das Maß dessen, was ein begabter, wohlunterrichteter Jüngling zu leisten vermag, nicht übersteigen. Eine lieblose höhnische Kritik reizt ihn zu der äußersten Wuth.

In ungemessener Weise geißelt er nun in einer Satyre alle lebenden Berühmtheiten, und erklärt sie alle, bis auf wenige bevorzugte Persönlichkeiten, für mittelmäßige Köpfe, von denen man nach einigen Jahren nicht mehr reden werde.

Man steht zweifelhaft da, ob man das Genie des Dichters, oder das Selbstvertrauen des kaum zwanzigjährigen Jünglings mehr bewundern soll, der im Gefühle seiner Kraft der ganzen Literatur seines Vaterlandes den Handschuh hinzuwerfen wagte, bevor er selbst etwas geleistet hatte, und der das Pfand des Kampfes dann auf so glänzende Weise mit spielender Leichtigkeit einlöste.

Neuntes Kapitel.

Leben in London. Der Giaour und die Braut von Abydos. Der Corsar. Lara.

Lord Byron war gegen die geselligen Vortheile, welche der schnell erworbene Ruhm ihm brachte, so wenig gleichgültig, wie gegen die Lobsprüche, die er allseitig in reichstem Maße erntete, und es war für die Entfaltung seines Talents nur ein Glück zu nennen, daß seine unruhige und launische Natur nicht dazu gemacht war, sich an das Klima der Salons zu gewöhnen, und sich auf die Dauer in diesem gesellschaftlichen Treiben wohlzufühlen. Schon hatte er, wie wir sahen, dem Zureden seiner Freunde die stärksten Ausdrücke des Skeptizismus geopfert, welche die ursprüngliche Handschrift des Childe Harold enthielt, und es ist ein nicht zu übersehender Umstand, daß die Erzählungen, welche er nachher während seines Londoner Aufenthaltes, und unter der Herrschaft der ihm so plötzlich gewordenen Volksbeliebtheit veröffentlichte, durchaus keine von den Angriffen gegen die hergebrachten Sitten und Meinungen enthalten, welche die äußerlich so prüde, und, damals wenigstens, doch innerlich so verderbte große englische Welt für unverletzbar erklärte.

Im Anfang lag die Befürchtung nicht fern, ihn ſogar zu einem Hofmanne werden zu ſehen, denn bei aller Geringſchätzung, mit der er ſich unter ſeinen Genoſſen über den Prinz-Regenten auszulaſſen liebte, fühlte er ſich dennoch nicht wenig dadurch geſchmeichelt, daß dieſer Herr von ihm angelegentlichſt Notiz nahm. Als er einſt, ſo berichtet Dallas, in einer der großen Aſſembleen bei einem der Pairs ziemlich frühe ſich eingefunden hatte, waren noch wenige Perſonen außer ihm anweſend. Da erſchien der Regent, und ſandte alsbald einen der Herren ſeines Gefolges an ihn ab, um ſich den Dichter vorſtellen zu laſſen. Er ſagte demſelben die ſchmeichelhafteſten Dinge, und lud ihn ſo dringend ein, am Hofe zu erſcheinen, daß Byron vollſtändig bezaubert war.

Durch eine zufällige Vertagung der Audienz wurde übrigens die Präſentation bei Hofe vereitelt, zu welcher Byron an dem urſprünglich beſtimmten Tage ſich bereits vollſtändig in Hofkleidung geworfen hatte, und, den Degen an der Seite, mit gepudertem Haar bereit ſtand.

Er iſt denn auch niemals am engliſchen Hofe erſchienen, ja er ſelbſt machte durch acht Zeilen, welche er um dieſe Zeit (März 1812) niederſchrieb, jede fernere Annäherung zwiſchen ihm und dem Regenten unmöglich. Es war gerade die Bildung eines neuen Cabinets in Frage, und die Whigs hofften an's Ruder zu kommen.

Dieſe Partei wurde von der Prinzeſſin Charlotte von Wales, Georgs IV. einziger Tochter, der nachher ſo früh verſtorbenen Gemahlin des jetzigen Königs der Belgier, lebhaft begünſtigt, und man erzählte ſich, daß die Prinzeſſin geweint habe, als das Zuſtandekommen des neuen Miniſteriums ſich zerſchlug. Die an ſich unbedeutenden Verſe tröſten die weinende Königstochter mit dem Gedanken, daß die reinen Tropfen ihres Auges des Vaters Schmach und des Reiches Verfall auslöſchen ſollen, und daß für jede Zähre, die ſie vergoſſen, einſt das Lächeln eines beglückten Volkes ihr lohnen werde. Das Epigramm wurde unter den Freunden umhergezeigt, und kam dem Regenten vor Augen, der natürlich von da an die Luſt verlor, den undankbaren Poeten zu ſehen, wie denn auch Byron, nachdem die Brücken zwiſchen ihm und dem Hofe vollſtändig abgebrochen waren, ſich in ungemeſſener Weiſe in Spöttereien über die Perſon Georgs zu ergießen liebte.

Jene Unterredung indeſſen, welche er in ſo freundlicher Weiſe noch kurz zuvor mit dem Regenten gehabt hatte, ſollte eine weitere, für das Leben des Dichters wichtige Folge haben, indem ſie der Anlaß wurde, mit Walter Scott, den er in der Satyre ſo heftig und ungerechter Weiſe angegriffen hatte, in nähere Beziehung zu treten. Zu ſtolz, um geradezu mit einer Bitte um

Verzeihung ſich an den Beleidigten zu wenden, der damals einfach Herr Scott und noch nicht einmal Baronet war, bediente er ſich Murray's Vermittelung. Durch dieſen ließ er dem Dichter der Jungfrau vom See zu wiſſen thun, daß der Prinz-Regent in ſeiner Unterredung mit ihm ſich äußerſt vortheilhaft über Scott geäußert hatte, und deſſen Neugierde wurde dadurch ſo ſehr rege gemacht, daß ein Brief an Byron die Folge davon war, den der letztere auf's Herzlichſte erwiederte. Beide Schreiben ſind in die Biographie Walter Scott's mit aufgenommen, und iſt auch daſelbſt erzählt, daß beide Dichter ſeitdem durch aufrichtige Freundſchaft verbunden blieben, und bis an Byron's Ende nicht aufhörten, von Zeit zu Zeit Briefe und Geſchenke auszutauſchen.

Während ſo von allen Seiten das Wünſchenswertheſte zuſammentraf, um das Leben des gefeierten jungen Dichters auf's Schönſte und Anmuthigſte zu geſtalten, war leider die Ungebundenheit ſeiner Leidenſchaften ſo groß, daß er ſich ſelbſt um alle die Vortheile brachte, die er aus ſeiner Lage hätte ziehen können.

Die nächſte Gefahr erwuchs ihm aus dem Enthuſiasmus der Damenwelt, die ſich mit ihren Schmeicheleien in offenen und anonymen Zuſchriften an ihn wandte, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Nun kann man ſich vorſtellen, daß es nicht gerade die beſten und ſittlichſten

Frauen waren, welche ihre Verehrung so offen zur Schau trugen, auch wußte er dies sehr wohl, aber leider war seine Eitelkeit und seine Bestimmbarkeit in dieser Richtung so groß, daß er fast keiner der Nachstellungen sich zu entziehen vermochte, so unzart und unweiblich sie auch angelegt waren. Dallas wurde Zeuge davon, wie eine vornehme Dame als Page verkleidet bei dem Dichter eindrang, um einen von ihr selbst geschriebenen Brief zu überreichen. Das Verhältniß, welches sich hieraus entspann, wurde bald öffentliches Geheimniß, und nach englischer Art in den Zeitungen besprochen, was denn mit vollem Rechte zu den allerübelsten Nachreden Anlaß gab. Eine andere verheirathete Dame machte in einer großen Gesellschaft einen Selbstmordversuch, weil sie sich von ihm vernachlässigt sah, und solche und ähnliche Scenen wiederholten sich fortwährend. Byron hat später zu Lady Blessington gesagt: „Wenn ich alle Briefe und Portraits, die mir damals von jungen und alten, schönen und häßlichen Damen zugeschickt wurden, hätte einbinden lassen, so hätte das ein dickes Buch gegeben.“ Die Männerwelt beging in ausschweifenden Zeichen der Bewunderung des Dichters fast ebenso große Thorheiten. Man umdrängte ihn, wo er sich sehen ließ, auf solche Art, daß er es vermied, sich am Tage auf der Straße zu zeigen, um so mehr, als er glaubte, daß sein lahmer

Fuß ihn den Fremden kenntlich machte. Es wurde Mode, ſein Halstuch à la Byron zu knüpfen, man gewöhnte ſich gewiſſe melancholiſch ſein ſollende Stellungen an, die man für intereſſant hielt, weil ſie dem ſchwärmeriſch melancholiſchen Charakter von Childe Harold entſprachen, man affectirte eine Verachtung der Welt und Ueberſättigung an ihren Freuden, kurz man beging alle erſinnlichen Thorheiten, und that das Mögliche, um den Gegenſtand ſolcher Huldigungen ſelbſt zum Thoren zu machen. Die Jugend abſtrahirte ſich, wie Macaulay ſagt, aus Byron's Werken den Wahlſpruch: Haſſe Deinen Nächſten, und liebe ſeine Frau!

Nun war aber kaum eine Perſönlichkeit weniger im Stande, dieſen Verſuchungen zu widerſtehen, als gerade Byron. Die Willenskraft und der Grad von Selbſtbeherrſchung, welcher dazu gehört, um von Schmeicheleien ſich nicht bethören zu laſſen, fehlten ihm durchaus, und er gab ſich denſelben mit faſt kindiſcher Naivetät hin, und wurde dadurch in Verbindungen namentlich mit den Frauen verwickelt, welche ihm keineswegs zur Ehre gereichten.

Wir haben bereits geſehen, wie ſchwatzhaft er von Natur war, und wie das Herz ihm ſtets auf der Zunge ſaß. So machte er ſelbſt die Verirrungen bekannt, zu denen er verlockt wurde, und theils mit ſeinen Siegen

ſich brüſtend, theils in Augenblicken der Niedergeſchlagenheit und Abſpannung ſich ſelbſt anklagend, bereitete er ſich muthwillig einen noch weit ſchlechteren Ruf, als er in Wirklichkeit verdiente.

Auf die einzelnen Verbindungen näher einzugehen, welche hier angedeutet wurden, iſt glücklicherweiſe nicht unſere Sache. Dieſelben waren ſämmtlich höchſt äußerlicher Natur, und drangen niemals tiefer in ſeine Seele, als daß ſie allenfalls ein gelegentliches Gedicht zum Lobe der gerade ſiegreichen Schönen veranlaßt hätten. Aber die Geſammtwirkung aller dieſer ſchädlichen Einflüſſe war bald ſo merklich, daß die Freunde und Bekannten mit Bekümmerniß die Veränderung in ſeinem Weſen wahrnahmen.

Er nahm oft ein hochmüthiges Weſen an, welches die Freunde verletzte, ſo daß gar manche, und gerade die beſſeren, ſich von ihm zurückzogen. Wenn dagegen einer derſelben ihm offen entgegentrat, und ihn ſeines Verhaltens wegen tadelte, dann ließ ſeine angeborne Gutmüthigkeit ihm nicht eher Ruhe, als bis er denſelben verſöhnt hatte.

So ſchreibt er am 20. April 1812 an William Bankes: „Mein lieber Bankes, die Rede, die Du mir geſtern gehalten haſt, hat mir recht wehe gethan, und ich hoffe immer noch, daß es nur einer von Deinen gewöhn-

lichen Späßen geweſen iſt. Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn ich durch irgend etwas in meinem Benehmen Dir Anlaß gegeben hätte, zu glauben, daß ich von mir ſelbſt eine höhere, oder von Dir eine geringere Meinung habe, als dies immer der Fall war. Ich verſichere Dich, daß ich noch jetzt ganz ebenſo der gehorſamſte Deiner Diener bin, wie ich es in Cambridge geweſen bin, und wenn ich nicht zu Hauſe war, als Du mich beſuchen wollteſt, ſo habe ich dabei mehr verloren als Du — —" und hiemit noch nicht zufrieden, ließ er alsbald ein zweites Schreiben nachfolgen, worin es heißt: „— und nun lieber Bankes, kränke mich nicht durch die Vorausſetzung, daß ich von Dir oder von mir ſelbſt anders denken könnte, als ich es hoffentlich bisher ſtets gethan habe. Du haſt mir ja erſt vor Kurzem geſagt, daß meine Launen ſich gebeſſert haben, und es ſollte mich ſehr ſchmerzen, wenn Du Dein günſtiges Urtheil zurücknähmeſt. Glaube mir, daß Deine Freundſchaft mir mehr werth iſt, als alle die abgeſchmackten Eitelkeiten, die, wie Du annimmſt, bei mir eine ſo große Rolle ſpielen. Niemals habe ich Deine Ueberlegenheit und Deine freundſchaftliche Geſinnung in Zweifel gezogen, und kein Menſch in der Welt ſoll zwiſchen uns Zwietracht ſäen, ohne daß es auf's Tiefſte betrüben würde Deinen aufrichtig ergebenen Freund B."

Wechſelten nun auf ſolche Art ſeine Launen, daß er die ihm Naheſtehenden bald verletzte, bald wieder zu verſöhnen bemüht war, ſo iſt es klar, daß es nicht Jedermanns Sache war, ſich in ein ſo ungleiches Betragen eines Freundes oder Bekannten zu fügen, und mitten in dem Gewühl der Geſellſchaften, in das er ſich geſtürzt hatte, nahm daher ſeine Vereinſamung zu, und wahrlich nicht ohne eigene Schuld. Denn auch alle diejenigen, welche auf einen ſittlichen Lebenswandel bei ihren Genoſſen Gewicht legten, mußten allmälig ſich abgeſtoßen fühlen, und zogen ſich mehr und mehr von einem jungen Manne zurück, welcher zu glauben ſchien, daß der ſchnellerworbene Ruhm ihn berechtigte, ſich über alle Regeln der Schicklichkeit und des Anſtandes hinwegzuſetzen.

In der großen Welt war er deſſenungeachtet immer noch in der Mode, und wo er ſich zeigte, war er alsbald von einem Kreiſe von ſtaunenden Bewunderern umgeben. Theils aus einer gewiſſen ihm anklebenden Verlegenheit, theils aber ſicherlich auch in dem Bewußtſein, den Eindruck auf die Anweſenden nur noch größer zu machen, ſchien er dann oftmals in melancholiſche Träumereien verloren, ſich den romantiſchen Vorſtellungen entſprechend darzuſtellen, die man ſich, nach ſeinen Gedichten, von ihm entworfen hatte, und wenn er ſich dann zurückzog, und im Kreiſe der Genoſſen ſeiner ihm eigenthümlichen

übermüthigen Laune ſich hingab, ſo glich er einem Schulknaben, der ſich für den Zwang, den ihm die Gegenwart des Lehrers auferlegt hat, nun hinter dem Rücken deſſelben durch die tollſten Streiche und Ausgelaſſenheiten entſchädigt.

Um dieſe Zeit trat Byron bei Gelegenheit der Streitigkeiten wegen der Emancipation der Katholiken zum zweiten Male als Redner im Oberhauſe auf, jedoch mit weit weniger Glück als das erſte Mal. Sein theatraliſcher Vortrag gefiel ebenſo wenig wie der Inhalt ſeiner Rede. In ſeinen Notizen findet ſich in Bezug auf dieſe geſetzgeberiſche Thätigkeit folgende ziemlich leichtfertige Bemerkung:

„Als eines Abends in der Emancipationsfrage die Stimmen beider Parteien ziemlich gleich ſtanden, ſchickte man in aller Eile nach mir und ließ mich von einem Balle holen, den ich, wie ich geſtehen muß, ziemlich ungern verließ, um fünf Millionen Menſchen zu emancipiren.“

Wie er ſelbſt über das ganze Londoner Geſellſchaftstreiben bei ruhiger Ueberlegung dachte, darüber hat er ſich ſpäter gegen eine Freundin etwa folgendermaßen geäußert:

„Die Haupttriebfeder der geſammten engliſchen Geſellſchaft iſt Eitelkeit. Jeder will zu einer höheren

Coterie gehören, als ſeine Verhältniſſe mit ſich bringen. Wie viele von meinen ſogenannten Freunden in England haben ſich deshalb zu Grunde gerichtet. Sie führen einen Haushalt, welcher ihre Mittel überſteigt, leben mit Menſchen, die nicht für ſie paſſen, fühlen ſich beſtändig gelangweilt und vermögen ſich dennoch dem Strudel dieſes ermüdenden Treibens nicht zu entziehen. Während der Saiſon leben ſie, wenn man das leben nennen kann, in beſtändigem Fieber, um nur dem Scheine nach zur höheren Geſellſchaft gezählt zu werden. Während meines Londoner Aufenthaltes traf ich faſt niemals mit jemand zuſammen, ohne daß er geklagt hätte, wie er ſich geſtern bei Lord So oder Lady So ennuyirt habe, und wenn ich fragte: Weshalb gehen Sie hin, wenn es Sie langweilt? ſo war allemal die Antwort: Kann ich mir helfen? Es ſähe ſo ſeltſam aus, wenn man fortbliebe! — Alt und Jung, Hübſch und Häßlich, alles iſt von der Leidenſchaft beſeſſen, ſeine eigene Perſönlichkeit in einem großen Haufen zu verlieren, und ſie ziehen es vor, das Zeitwort „ich ennuyire mich“ in einem überfüllten und überheißen Saale durchzuconjugiren, als es ſich zu Hauſe in beſſerer Luft vorzuſagen. Die Ausdauer, mit welcher unſere Landsleute das faſhionable Leben durchmachen, wäre einer beſſeren Sache würdig! und dabei iſt dieſe Geſellſchaftsatmoſphäre noch von ſo vielen böſen

Leidenſchaften erfüllt, daß keiner ohne Anſteckung davon kommt."

Unter den Perſonen, welche ſich durch die Thorheiten, die Byron damals beging, nicht irre machen ließen, ſondern fortfuhren, das lebhafteſte Intereſſe an ihm zu nehmen, ſind außer einigen der Schulgenoſſen beſonders die beiden großen Dichter Rogers und Moore zu nennen. Neben dem Schmerz, welchen ſie darüber empfanden, eine edle Natur in dieſem jämmerlichen Treiben befangen zu ſehen, beunruhigte ſie beſonders die Furcht, daß das poetiſche Genie des Dichters dabei zu Grunde gehen könnte. Wirklich ſchien auch das erſte größere Gedicht, welches er nach der Veröffentlichung des Childe Harold verfaßte, eine ſolche Furcht zu rechtfertigen. Es war eine Satyre auf den damals in England zuerſt Mode werdenden Walzer, welcher gegen die ſteiferen, früher üblichen Tanzarten durch ſeine Ungebundenheit und durch die Art, wie Tänzerin und Tänzer einander umfaſſen, viel Anſtoß erregte. — Byron ſchenkte das Manuſcript ſeinem Verleger Murray, um es anonym erſcheinen zu laſſen. Daſſelbe fand aber ſo wenig Beifall, daß der Dichter, dadurch gekränkt, ſeine Autorſchaft förmlich verläugnen ließ und auch ſelbſt in Briefen an ſeine Bekannten abläugnete:

„Ich höre," ſchreibt er, „daß ein gewiſſes maliciö-

ſes Gedicht gegen das Walzen als mein Machwerk verbreitet wird. Sei ſo gut, einem ſolchen Gerüchte zu widerſprechen, da der Verfaſſer nicht wollen wird, daß ich ſeine Narrenkappe trage."

Wir haben hier abermals ein Beiſpiel dafür, wie wenig Byron im Stande war, ſeine eigenen Produkte richtig zu beurtheilen, und ebenſo dafür, daß ſein moraliſches Gefühl ihn nicht abhielt, eine Lüge zu ſagen, wenn es ſeinen Zwecken diente. Freilich muß man dabei als Entſchuldigung berückſichtigen, daß durch dieſe Unwahrheit keiner dritten Perſon ein Schaden zugefügt wurde. — Das Gedicht ſteht jetzt unter den vermiſchten Werken abgedruckt und gehört unter die ſchwächſten Produktionen des Dichters. Es war eben ein augenblicklicher Einfall und entſtand ſo zufällig, wie eine von den tauſend kleinen Skizzen, die ein Maler ohne viel nachzudenken auf irgend ein weißes Blatt hinwirft.

Von ganz anderer Art iſt dasjenige Gedicht, welches er demnächſt in wahrer Begeiſterung entwarf, und welches ſeinen Ruhm wo möglich noch zu erhöhen beſtimmt war. Unter dem Titel „der Giaour" werden Bilder und Gedanken fragmentariſch an den Faden einer Begebenheit gereiht, welche zu den Reiſeerlebniſſen des Dichters während ſeines Aufenthaltes in Griechenland gehört. Er ſelbſt hat den wahren Hergang nie-

mals aufgeklärt, doch iſt es unzweifelhaft, daß es ſich dabei um das Schickſal eines griechiſchen Mädchens handelt, welches mit einem der albaneſiſchen Diener Byron's in Athen ein Liebesverhältniß unterhalten hatte. Lord Sligo, welcher an Ort und Stelle Kunde von den wunderbaren Ereigniſſen erhielt, hat darüber an Byron ſelbſt folgenden Bericht erſtattet:

„Sie verlangen von mir zu wiſſen, was ich in Athen über den Vorfall mit dem jungen Mädchen hörte, welches ſo nahe daran war, während Ihres dortigen Aufenthaltes das Leben zu verlieren. Ich theile Ihnen Alles mit, was mir zu Ohren kam und was, da ich nur einen oder zwei Tage nach der Begebenheit in Athen eintraf, gewiß der Wahrheit ſehr nahe kommt. Der neue Gouverneur, welcher nicht, wie ſein Vorgänger, mit Chriſten verkehrte, hatte die alten, grauſamen türkiſchen Begriffe über die Behandlung der Frauen mitgebracht. Er hatte deshalb befohlen, das Mädchen in einen Sack zu nähen und in's Meer zu werfen, wie das in Konſtantinopel ganz gewöhnlich iſt. Sie kehrten gerade vom Bade aus dem Piräus zurück, als Sie dem Zuge begegneten, welcher das Urtheil an dem unglücklichen Geſchöpfe vollſtrecken ſollte. Man erzählt, daß Sie erfuhren, wer die Unglückliche ſei, und daß Sie ſich der Aus-

führung des grausamen Vorhabens widersetzten. Als man zögerte, Ihnen zu gehorchen, schickten Sie Sich an Gewalt zu gebrauchen, Sie zogen ein Pistol und drohten den Anführer sofort niederzuschießen, wenn er Ihnen nicht mit seinem Schlachtopfer zum Aga folgte. Man kehrte nun mit Ihnen zum Hause des Gouverneurs zurück, und hier gelang es Ihnen, theils durch Drohungen, theils durch Bitten und Bestechungen die Befreiung des Mädchens unter der Bedingung zu erlangen, daß sie Athen verlasse. Man fügte hinzu, daß Sie dieselbe in einem Kloster unterbrachten, und ihr nachher in Theben einen Zufluchtsort verschafften."

Diese Begebenheit wird in dem Gedichte mehr angedeutet als erzählt. Der Liebende tödtet hier den Herrn der Sclavin, und stirbt unerkannt in einem Kloster, wo er seine letzte Beichte ablegt.

Das anfänglich aus etwa vierhundert Zeilen bestehende Gedicht wuchs durch fortwährende Zusätze, die während des Druckes gemacht wurden, und auch bei den späteren Ausgaben noch hinzukamen, auf mehr als die dreifache Ausdehnung der ursprünglichen Fassung an.

Der Erfolg desselben war fast noch größer als der des Childe Harold. In wenigen Wochen waren drei Auflagen vollständig verkauft. Jede derselben hatte Zusätze und Veränderungen gebracht, deren Genialität

uns faſt ebenſo in Erſtaunen ſetzt, wie die urſprüngliche Faſſung des Gedichtes. Der Held trägt auch hier wieder die romantiſch melancholiſche Phyſiognomie, welche man ſich im Publikum bereits gewöhnt hatte als dem Dichter eigenthümlich zu betrachten. Was aber dem Werke ſeinen größten Reiz verleiht, iſt theils die Unbeſtimmtheit der Vorgänge, die man mehr ahnen als anſchauen darf, theils aber und ganz beſonders der Zauber einzelner Abſchnitte, welche gar wohl auch ſelbſtſtändige kleinere Gedichte für ſich bilden könnten. Solcher Stellen ſind beſonders drei hervorzuheben, die Vergleichung des Mädchenſchickſals mit dem eines gefangenen Schmetterlings, die Schilderung des böſen Gewiſſens unter dem Bilde eines Scorpions, der von Flammen umgeben ſich mit dem eigenen Stachel tödtet, und vor allem die Vergleichung des modernen Hellas mit dem Anblick eines Todten, aus deſſen Zügen zwar das Leben, aber noch nicht die Schönheit entwichen iſt. Leider iſt es nicht möglich eine Ueberſetzung dieſer Stellen mitzutheilen, da auch die beſten, die uns bekannt geworden, den feinſten Staub von den Flügeln der zarten Libelle abgeſtreift haben. So ätheriſch iſt der Duft, welcher den Gedichten Byron's ihre reizendſte Eigenthümlichkeit verleiht.

Im Mai 1813 war der Giaour erſchienen, und Anfang December folgte die Braut von Abydos, eine

türkiſche Liebesgeſchichte. Auch hier ſandte er während des Druckes fortwährend Zuſätze und Aenderungen dem Verleger. Dieſelbe Zeile wurde oft fünf, ſechs Mal und noch öfter geändert, doch trägt dieſes Beſtreben dem Gedichte die vollendetſte Form zu geben, keineswegs das Gepräge einer wirklichen Arbeit oder Mühe an ſich, ſondern man ſieht, daß es ſtets geniale Einfälle des Augenblicks waren. Eine dieſer Sendungen begleitete er mit den Worten: „Hier kommt wieder Arbeit für den Setzer, ich thue mein Beſtes, um den Giaour zu übertreffen, — keine große Aufgabe für jeden andern als den Verfaſſer.“

In ſein Tagebuch ſchreibt Byron am 5. December: „Die Braut iſt meine erſte eigentliche Compoſition von einiger Länge, mit Ausnahme der verdammten Satyre. Denn der Giaour iſt nichts als eine Reihe loſer Stücke, und Childe Harold iſt unvollendet, und wird auch wohl ſo bleiben. Es iſt bereits am 2. ausgegeben worden, wie es aber gefällt, weiß ich nicht. Mag es aber Erfolg haben oder nicht, das Publikum iſt unſchuldig daran. Ich ſelbſt bin dieſem Gedichte weit mehr Dank ſchuldig, als irgend ein Leſer, denn es hat mich aus der wirklichen Welt in ein Reich der Phantaſie verſetzt, und meinen ſelbſtiſchen Grübeleien mich entrückt. Es führte mich in ein Land zurück, welches mir die Erinnerung in

den hellſten Lichtern und tiefſten Schatten zeigt, und doch ſtets in den lieblichſten Farben."

Die Braut von Abydos, die übrigens gar keine Braut iſt, ſondern erſt eine werden ſollte, wurde Lord Holland dedicirt, in dankbarer Anerkennung für die Großmuth, mit welcher derſelbe die ihm in der Satyre zugefügten Beleidigungen vergeben hatte. Hiermit nicht zufrieden, verbot Byron aber auch den fernern Abdruck der engliſchen Barden, und entſchädigte den Verleger für den ihm daraus entſtehenden Verluſt. Leider aber hatte das nicht den gewünſchten Erfolg. In Irland erſchien alsbald ein Nachdruck, und auch die Amerikaner druckten die Satyre wieder ab, und verbreiteten ſie fortwährend in vielen Exemplaren in England. Jetzt iſt ſie bekanntlich in alle Geſammtausgaben der Werke wieder aufgenommen.

Der Dichter ließ dem Publikum keine Zeit, ſich über die Braut von Abydos ein Urtheil zu bilden, bevor er mit einem neuen Werke an die Oeffentlichkeit trat. In den Tagen vom 18. bis 31. December 1813 ſchrieb er in einem wahren Rauſche der Begeiſterung die mehr als 1800 Verſe nieder, aus denen die Erzählung: der Corſar beſteht, und ſchon im März 1814 folgte eine Fortſetzung dieſer Erzählung unter dem Titel Lara.

Das Aufſehen, welches dieſe ſchnell aufeinander folgenden Erzählungen machten, war ungeheuer, und namentlich ſtieg die Schwärmerei der Damen für den Dichter wo möglich zu noch größerer Höhe. Das iſt auch erklärlich genug, wenn man die Zeit, in der die Werke entſtanden und die Perſönlichkeit des Verfaſſers in Betracht nimmt. Ganz Europa befand ſich in einer Aufregung, wie vielleicht niemals vorher und nachher. Der ruſſiſche Feldzug Napoleon's, und ſein entſetzliches Ende ließen den Sturz einer Weltherrſchaft vorausſehen, welche in den Augen gar vieler Menſchen bisher für feſt und unerſchütterlich gehalten worden war. Eine Reihe von blutigen Kriegsjahren hatte Ereigniſſe herbeigeführt, welche ſo ſehr außerhalb aller Berechnung lagen, daß man ſich gewöhnt hatte über nichts mehr zu erſtaunen, und ſo mußten die Reizmittel ſehr gewaltſam ſein, die auf ein unter ſolchen Verhältniſſen herangewachſenes Publikum Eindruck machen ſollten. Das galt nicht blos auf dem politiſchen, ſondern auch auf dem literariſchen Gebiete. Und da waren denn die Geſtalten, welche die Byron'ſchen Erzählungen den Leſern vorführten, ganz für ſo unruhige Zeiten geſchaffen. Der Corſar, welcher die Lieblingsfigur Byron's iſt, übt durch den Blick ſeines Auges eine unbegrenzte Herrſchaft über ſeine Genoſſen aus. Er iſt ſtolz, launiſch und voll Hohn gegen die

Menſchheit, rachſüchtig bis zur Grauſamkeit, von Gewiſſensbiſſen gequält, hat er doch ein weiches liebendes Herz und iſt in ſeiner Art edel und großmüthig. Treu den Begriffen, die er ſich von Ehre gebildet hat, beſitzt er „Eine Tugend nur, und tauſend von Verbrechen!“ Es iſt eine ſogenannte poetiſche Figur, oder mit andern Worten eine durchaus unnatürliche, aber von der Art, wie das Publikum ſie anſtaunt und bewundert. Auch Schiller hat in ſeiner früheren Periode ebenfalls ſolche unmögliche Helden mit großer Liebe, und zu größtem Beifall des Publikums geſchaffen. Carl Moor iſt nicht weniger carrikirt als Franz Moor, und Ferdinand und Louiſe ſind ſo überſchwengliche Weſen, daß ſie förmlich in der Luft ſchweben. Dennoch ſind die erſten Werke Byron's von den Schiller'ſchen ganz und gar verſchieden. Schiller iſt durch und durch dramatiſch. Byron's Stärke iſt die Beſchreibung und die Lyrik. Schiller's Sprache iſt bis zum Don Carlos oft roh und ungeſchlacht. Byron von Anfang an vollendeter Meiſter in Sprache und Ausdruck. Aber wie jene Schiller'ſchen Helden die geſammte deutſche Jugend in Begeiſterung verſetzten, ſo ergriffen die Byron'ſchen Gedichte das engliſche Publikum, und namentlich die höhere Geſellſchaft, der er angehörte. Dazu kommt nun der Umſtand, daß ſeine Erzählungen auch Denjenigen, welcher von der Er-

findung der Charaktere und der Begebenheiten wenig befriedigt ſein kann, dennoch durch den Zauber mit ſich fortreißen, mit welchem er die Natur zu ſchildern, und die zarteſten menſchlichen Gefühle auszudrücken vermag; und wenn die engliſchen Kritiker bei vielen Schilderungen des Giaour und des Corſaren, und bei den herrlichen Gleichniſſen und Bildern ausrufen, daß keine Literatur der Welt dergleichen aufzuweiſen habe, ſo müſſen wir geſtehen, daß uns ein ähnliches Gefühl bewundernder Begeiſterung ergreift. Bedenkt man ferner, daß der hochgeſtellte Verfaſſer durch ſeine ſeltſamen Schickſale, durch die abenteuerlichen Gewohnheiten ſeines Lebens und durch den Reiz ſeiner ſchönen Erſcheinung als Menſch ein ebenſogroßes Intereſſe erregte wie als Dichter, ſo iſt es begreiflich, daß ſeine Werke die Welt in einen ſo unerhörten Aufruhr verſetzen konnten. Man identificirte ihn mit den Helden ſeiner Dichtungen. Er war der Childe Harold, er war Conrad, er war Lara. Und doch iſt nichts falſcher als das!

Wenn man Byron's Aeußerungen in ſeinen Tagebüchern und in ſeinen Geſprächen mit Freundinnen und Freunden zu Rathe zieht, ſo wird es klar, daß er in dem Reich der Dichtung eine Zuflucht vor den Unannehmlichkeiten ſuchte und fand, die aus ſeiner Stellung in der Geſellſchaft, aus ſeinen damals noch ſehr ungeord-

neten Vermögensverhältniſſen, und ganz beſonders auch aus den Verwicklungen entſprangen, in welche er ſich durch ſeine vielfachen Liebeshändel gar oft verſtrickt fand. Dann zog er ſich aus dem Geräuſche der Aſſembleen und Bälle in ſeine geliebte Einſamkeit zurück, und hier zauberte ſeine glühende Phantaſie ihm alle die Bilder hervor, die ihm die lockendſten ſchienen. Sich ſelber träumte er als einen gewaltigen allgebietenden Helden, auf deſſen Wort eine Schaar von unterwürfigen Dienern lauſcht. Durch kühne verwegene Thaten ſetzt er die Welt in Bewegung, und ſteht dabei mit den tiefſten Gefühlen ſeines Herzens unverſtanden unter einer Schaar von Bewunderern, die ihn anſtaunt und ihm gehorcht, ohne ihn zu begreifen. Dazu erſcheinen dann die lieblichſten Mädchengeſtalten, deren Reize er ſich aus allen erſinnlichen Schönheiten zuſammenſetzt, und die er mit geiſtigen Eigenſchaften ausſtattet, welche im Leben unvereinbar ſind. — Jenes männliche Ideal konnte nicht beſſer verwirklicht werden, als in der Perſon ſeiner Seeräuberfürſten. Denn ein König in einem geſetzmäßig regierten Lande, umgeben von den Beſchränkungen ſeines Hofſtaates und ſeiner Etikette, reizte ihn mehr zum Spott als zum Wunſche ſeines Gleichen zu ſein. Hier fehlten die romantiſchen Thaten, das einſame Umherirren am Meeresſtrande. Das Hinbrüten über Thaten

Auch für die ebenerwähnten Werke ließ Lord Byron sich nicht von dem Buchhändler bezahlen, sondern das Geld blieb in dessen Händen, um darüber theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zum Besten der Freunde des Dichters disponiren zu können. Indessen wußte Murray es so einzurichten, daß ein großer Theil der Honorare disponibel blieb. Die Vermögensverlegenheiten vermehrten sich um diese Zeit nämlich so sehr, daß der verständige Buchhändler voraussah, es werde eine Zeit kommen, wo Byron sich zur Annahme von Bezahlung für seine Manuscripte werde entschließen müssen. Bei der schnellen Aufeinanderfolge der poetischen Erzählungen war übrigens der Verleger nicht ohne Besorgniß, daß das Publikum übersättigt werden könnte. Dies war Byron zu Ohren gekommen, und derselbe wurde über eine solche Andeutung so erzürnt, daß er die Handschrift des Corsaren seinem Verwandten Dallas unter der Bedingung schenkte, dieselbe einem andern Verleger zu übergeben. Murray that noch zu rechter Zeit Abbitte, um diesen drohenden Verlust abzuwenden.

Sollte nun aber die schriftstellerische Thätigkeit nicht wie eine Quelle der Geldeinnahme behandelt werden, so mußte Byron auf etwas anderes sinnen, um seine Gläubiger zu befriedigen, und sich selbst die Mittel zu einem standesgemäßen Leben zu sichern, und da sah

er ſich denn mit großem Widerſtreben darauf hingewieſen, Newſtead Abbey zu verkaufen. Dies konnte geſchehen, weil die engliſche Geſetzgebung, dem Majoratsweſen von jeher abgeneigt, gewiſſe Mittel und Umwege erfunden hatte, durch welche auch die ſonſt unveräußerlichen Güter des Adels, namentlich wenn der Beſitzer, wie hier, keine Kinder hatte, verkauft werden konnten. So kam denn wirklich auch ein Vertrag zu Stande, kraft deſſen die Herrſchaft für nahezu eine Million Thaler verkauft werden ſollte. Aber der Käufer erfüllte die ihm geſtellten Zahlungsbedingungen nicht, und mußte, um aus der Sache zu kommen, das ſtipulirte Reugeld von 20,000 Ls. erlegen.

Es erging dem Dichter übrigens in Geldſachen, wie es oft geſchieht, daß er nämlich das Geld nicht achtete, ſo lange er mit Beſtimmtheit wußte, daß es ihm doch niemals gelingen würde, etwas zu erübrigen, und erſt als ſpäterhin die Verhältniſſe ſich beſſerten, und er zu Wohlſtand und ſogar zu Reichthum gelangte, ſtellte auch bei ihm der nur zu häufige Begleiter deſſelben, der Geiz, ſich zu Zeiten ein. Jedoch auf den ihm angebornen und ſtets geübten Wohlthätigkeitsſinn hatte derſelbe keinen Einfluß, und er hat niemals einen Bedürftigen ohne Unterſtützung von ſich gelaſſen. Wie er als Gebender ſich noch am meiſten als großer Herr empfand, und es

ſeinem Stolze entſprach, ſich als Beſchützer zu zeigen, ſo war er gerade dann am liebenswürdigſten. Sein Mißtrauen, und die beſtändige Furcht vor Kränkung ſeiner Eitelkeit, die ihn faſt niemals verließ, ſchwieg in ſolchen Momenten, und das rein Menſchliche in ihm machte ſich auf's Herrlichſte geltend. Gerade damals hatte ein gewiſſer Scribent, Namens Aſhe, ſich an ihn mit einem Geſuch um Unterſtützung gewendet. Derſelbe hatte ein Gewerbe daraus gemacht, die Familienangelegenheiten bekannter Perſönlichkeiten zu ſchlechten Büchern zu verarbeiten, war in Noth gerathen, und trug in einem Anfall von Reue und Verzweiflung unſerem Dichter ſeine Bitte vor, daß er ihm die Mittel gewähren möge, ſich künftig einen anſtändigern Lebensunterhalt zu verſchaffen. Lord Byron antwortete mit folgenden Zeilen: „Sir, ich verreiſe morgen auf einige Tage. Sobald ich aber zurückkomme, werde ich Ihren Brief ausführlicher beantworten.

„Wie auch immer Ihre Lage beſchaffen ſein mag, ſo kann ich doch nur Ihren Entſchluß loben, ſich von Ihrer bisherigen Schriftſtellerei loszumachen. Glauben Sie mir, wenn auch Mancher an ſolchen Büchern Gefallen findet, ſo entehren ſie doch den Leſer ebenſo wie den Verfaſſer, und Nutzen bringen ſie Niemandem. Soweit meine ſchwachen Kräfte es geſtatten, will ich gerne dazu

behilflich sein, Sie von solchen Lohnarbeiten zu erlösen. Zeigen Sie mir an, welche Summe nöthig ist, um Sie aus den Händen Ihrer Buchhändler zu befreien, und mit Freuden will ich mein Scherflein dazu beitragen, Ihnen wo möglich eine anständige Unabhängigkeit zu verschaffen. Ihr Name ist mir nicht unbekannt, und es thut mir um Ihrer selbst willen leid, daß Sie denselben zu solchen Büchern hergegeben haben. Wenn ich das sage, so wiederhole ich nur die eigenen Worte Ihres Briefes, und bin weit entfernt von der Absicht, Sie in Ihrem Unglück kränken zu wollen. Habe ich es dennoch gethan, so verzeihen Sie mir. Es ist ohne Absicht geschehen."

Ashe theilte hierauf mit, daß er etwa tausend Thaler brauche, die ihm in monatlichen Raten von zehn Ls. zukommen müßten, und als Lord Byron einige Tage verstreichen ließ, ohne zu antworten, warf er ihm vor, daß er ihn vernachlässige, worauf der Dichter sogleich erwiderte:

„Wenn Sie einen Fremden einer Nachlässigkeit beschuldigen, so vergessen Sie, daß Geschäfte oder Abwesenheit die Antwort verzögert haben können, wie dies wirklich bei mir der Fall war. Aber zur Sache. Ich will thun, was ich kann, um Sie aus Ihrer Lage zu reißen. Ihren Plan auszuwandern habe ich in Er-

wägung gezogen, aber es ſcheint, daß Ihre eigene Ungeduld denſelben jetzt vereitelt hat. Ich werde die von Ihnen geforderte Summe in Herrn Murray's Hände niederlegen, welcher Ihnen zehn Pfund monatlich auszahlen wird. Ich ſchreibe in größter Eile, und deshalb kurz, aber ich wiederhole es, ich wünſche nicht Ihr Zartgefühl zu kränken."

So wie hier einem Fremden eine nicht unbedeutende Summe ſofort zu Gebote ſtand, ſo hatte er für Freunde oft das Zehnfache bereit, und borgte wohl ſich ſelbſt gegen hohe Zinſen das Geld zuſammen, mit dem er ihrer Noth oder ihren Verlegenheiten abhalf.

Eine der Tagebuchnotizen lautet folgendermaßen: Kürzlich bin ich im Stande geweſen, zwei Leute mit ihren Familien in einen behaglichen Zuſtand zu verſetzen, und Einen ganz glücklich zu machen. Das letzte freut mich beſonders, denn es betrifft einen trefflichen Mann. Ich wollte, es hätte mir mehr Schwierigkeiten und weniger Selbſtzufriedenheit verurſacht, denn bei weniger Egoismus wäre mehr Verdienſt dabei.

So edel und großartig dachte er in ſeinen beſſeren Augenblicken, aber das böſe Princip, welches allem Guten in ihm einen Tropfen Gift beimiſchte, bewirkte auch hier, daß wir der Ausübung ſeiner Wohlthätigkeit nicht mit ganz reiner Freude zuſchauen können. Denn wie

das Geben bei ihm nicht in Folge von Grundſätzen, oder eines feſten tugendhaften Princips geſchah, ſondern in augenblicklicher Aufwallung ſeines Gefühls, ſo trat oft bald nachher eine entgegengeſetzte, ungroßmüthige Wallung ein, und er ſetzte ſich wohl mit Feder und Dinte nieder, um zuſammenzurechnen, was er alles einem Freunde gegeben, der ihm jetzt gerade auf irgend eine Weiſe unangenehm geworden war.

So hatte er ſich gegen Dallas beſonders großmüthig gezeigt, und ihm namentlich die Honorare für mehrere ſeiner Werke überlaſſen. Das geſchah in jener erſten Zeit, wo er noch entſchloſſen war, kein Geld für ſeine Gedichte zu nehmen. Später aber findet ſich in ſeinen Tagebüchern eine Notiz darüber, wie viel Dank der Freund ihm ſchuldig ſei. Ich habe ihm, ſagt er, ehe ich zwanzig Jahre alt war, 200 Ls. gegeben, dann die Honorare für Childe Harold und den Corſaren, 1300 Ls.; und ſeinem Neffen, als derſelbe in die Armee trat, 50 Ls., in summa 1550 Ls.!

Ja ſelbſt das ſpätere Aufgeben jenes Vorſatzes, nie für Geld zu ſchreiben, muß um ſo unangenehmer berühren, als er gerade in der Zeit, wo ſeine Verhältniſſe recht beſchränkt waren, die Honorare den Freunden überließ, dann aber, wo er ſolcher Einnahmen nicht mehr

bedurfte, ſich ſehr viel zahlen ließ, und oft genug mit Murray um den Preis ſeiner Verſe feilſchte.

Zu erwähnen iſt aus dieſen Tagen noch, daß Byron am 2. Juni 1813 zum dritten, und zugleich zum letzten Male als Redner im Parlamente auftrat, um das Anliegen eines gewiſſen Major Cartwright, welcher eine Privatangelegenheit durchſetzen wollte, zu unterſtützen. Unmittelbar nach der Sitzung ging er zu Moore, dem er in parodiſcher Weiſe einzelne Stücke aus ſeiner Rede höchſt pathetiſch und unter fortwährendem Lachen vordeklamirte.

„Ich habe ihnen bewieſen," ſagte er, „daß es ein offenbarer Bruch der Verfaſſung ſei, wenn ſie den Bittſteller abweiſen, und daß es mit der Freiheit Englands dann vollſtändig zu Ende ſei, und daß — —" „Aber worin beſtand denn das gewaltige Anliegen des Mannes?" — fragte Moore, den Strom dieſer Beredſamkeit unterbrechend. „Das Anliegen?" ſagte Byron, und ſchwieg, als beſänne er ſich, „ja, das Anliegen habe ich vergeſſen!" Es iſt unmöglich, ſagt Moore, die komiſch dramatiſche Wirkung des Ausdruckes wiederzugeben, mit dem er dies ſagte, und in ſolchen kleinen humoriſtiſchen Zügen beſtand ein Hauptreiz ſeiner Unterhaltung.

Der Strom der Geſelligkeit, in den er ſich begeben hatte, ſchien jetzt förmlich über ihm zuſammenzuſchlagen. Oft war er wochenlang jeden Mittag und jeden Abend in einem andern Cirkel. Dazwiſchen rauſchten in ſeinem Kopfe die Bilder der Frauen, die ihm gefielen, und denen er gefiel, in einem Hexentanze durcheinander, und um auf Augenblicke zu ſich ſelbſt zu kommen, griff er dann zur Feder, und ſchrieb ſeine Einfälle und Empfindungen in's Tagebuch nieder, oder er machte Verſe. „Ich möchte wiſſen, was es heißen ſoll," ſo ſteht an einer Stelle des Tagebuchs, „daß der Charakter in Lara zu ſehr ausgearbeitet ſei, wie die Herren Kritiker ſagen. Ich habe das ganze Ding während des Aus- und Anziehens niedergeſchrieben, wenn ich zum Balle ging oder vom Balle kam." Von den vielen Perſonen, die er faſt immer in komiſchen, meiſt ſpottenden Wendungen erwähnt, ſcheint ihn beſonders Frau v. Stael angezogen zu haben, die damals in London die Lorberen für ihr eben erſchienenes Buch de l'Allemagne einerntete. Dieſe von Herzen gutmüthige, ſo überaus geiſtvolle und eitle Frau, war recht dazu gemacht, mit Byron im Wortgefechte zuſammenzutreffen, wo Beide dann gegenſeitig die prächtigſten Witzesfunken auseinander herauslockten. In die größte Wuth gerieth die leidenſchaftliche Franzöſin, wenn ein Roué wie Byron ſich z. B. her-

ausnahm, ihr beweiſen zu wollen, daß Corinne eigentlich ein unſittliches Buch ſei. Auch gab es zu den lebhafteſten Scenen Anlaß, wenn Byron ſeinen Lieblingshelden Napoleon, den die Stael bekanntlich auf's Grimmigſte haßte, herauszuſtreichen nicht müde ward. Von Jugend auf ſchon hatte er für Napoleon geſchwärmt, und ſich mit den Mitſchülern in Harrow herumprügeln müſſen, weil er deſſen Büſte in ſeinem Zimmer als einen Gegenſtand der Verehrung bewahrte. Die Flucht aus Rußland, und die Art und Weiſe, wie der Kaiſer die Trümmer ſeines Heeres dort verließ, und ſeine Perſon in Sicherheit brachte, kühlte ihn zwar einigermaßen ab; aber mit ſeltenem Scharfblick erkannte er ſchon damals, daß der Sieg der Alliirten nur der Sieg des feudalen Principes ſei, und ein doppelt ſtrenges abſolutiſtiſches Regiment zur Folge haben würde. Denn bei allem Stolz und aller hocharistokratiſchen Geſinnung war ihm die innere erbärmliche Politik der Staaten des Continents doch ſtets in tiefſter Seele verhaßt, und in dieſer Geſinnung iſt er ſich zu allen Zeiten gleich geblieben, ſie ſtand feſt unter all den Widerſprüchen, die ſein ſonſtiges Leben erfüllen, und daſſelbe recht eigentlich ausmachen. „Dies Tagebuch," ſchreibt er, „iſt mein Troſt, wenn ich erſchöpft bin, und das bin ich faſt immer. Dann ſchreibe ich hin, was mir durch den Kopf geht, und was mir

auf dem Herzen liegt. Aber es nachher wieder durchlesen kann ich nicht, und Gott weiß, welche Widersprüche es enthält. Wenn ich mir selbst gegenüber aufrichtig bin (aber ich fürchte, man belügt sich selbst mehr, als irgend jemand anders), so müßte jede Seite die Widerlegung der vorigen sein, und ihr von Grund aus widersprechen."

Gerade damals, wo sein Londoner Löwenthum auf seiner Höhe sich befand, hatte er selbst schon den Grund desselben unterminirt, so daß das Gebäude eines schönen Tages gar leicht in die Luft gesprengt werden konnte. Nicht zufrieden damit nämlich, jene Verse auf die weinende Prinzessin Charlotte herumgezeigt, und dadurch den Prinz-Regenten auf's tödtlichste beleidigt zu haben, ließ er dieselben, aller Warnungen der Freunde ungeachtet, mit dem Corsaren zugleich abdrucken, und gab damit seinen Feinden Waffen in die Hand, welche sie zu gebrauchen nicht versäumten. Denn es versteht sich von selbst, daß von allen denen, die er in der Satyre so schonungslos angegriffen hatte, nur die edlen und besseren Naturen ihm wirklich vergaben, daß aber die kleinen Geister blos auf die Gelegenheit warteten, ihren Grimm gegen einen Mann loszulassen, der für den Augenblick von der öffentlichen Meinung noch zu hoch emporgehoben war, als daß sie hoffen konnten, ihn zu erreichen,

oder gar herabzuziehen. Weshalb Byron jene Verse veröffentlichte, ist bei seinem Charakter nicht schwer zu sagen. Seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, irgend einen witzigen Einfall zu unterdrücken, und wenn derselbe gar bei denen, welchen er mitgetheilt wurde, Beifall fand, so sollte auch das gesammte Publikum ihn bewundern. Außerdem hat er sein ganzes Leben lang einen Kitzel verspürt, Andere zu necken, ohne daß dies gerade aus einer Bösartigkeit seines Charakters hervorgegangen wäre, denn es kränkte und schmerzte ihn nachher, wenn die Angegriffenen sich verletzt fühlten. Aber er war so durchaus rücksichtslos, daß er nicht die Kraft besaß, irgend etwas zu unterlassen, mochte er auch noch so gewiß wissen, daß es ihn im nächsten Augenblicke gereuen werde. Zwischen Uebereilung und Reue war überhaupt sein ganzes Leben getheilt.

Hatten nun aber die Gegner in dem ebengedachten Epigramm einen erwünschten Anhaltspunkt gefunden, von dem aus sie über ihn herfallen konnten, so waren sie auch bald genug die andern schwachen Seiten gewahr geworden, wo er anzugreifen war. Vor allen Dingen waren es die mit der englischen Rechtgläubigkeit in Widerspruch stehenden Stellen des Childe Harold, welche hervorgesucht, und als Ausgeburten eines teuflischen Geistes gegeißelt wurden. Eine eigene Schrift,

der Antibyron, erſchien, worin der Dichter wie ein wahrer Antichriſt dem Abſcheu der Menſchen preisgegeben ward, und doch war das Hauptvergehen eine Stanze, in welcher er die Hoffnung ausſpricht, daß nach dem Tode noch ein Wiederſehen mit den Freunden uns bevorſteht, dieſe Hoffnung aber allerdings als etwas nicht Bewieſenes hinſtellt. Für ein deutſches Publikum würde das weiter nichts Anſtößiges gehabt haben, was es aber in England auf ſich hat, auch nur den kleinſten dogmatiſchen Satz der Kirche anzugreifen, das haben wir erſt in unſeren Tagen erlebt.

Der Ueberſetzer von Humboldt's Kosmos mußte die Stellen fortlaſſen, welche der Annahme widerſprachen, daß die Menſchen alle von Einem Paare abſtammen. Der Buchhändler befürchtete nicht nur, daß eine ſolche Behauptung das Werk unverkäuflich machen könnte, ſondern er glaubte auch für ſeine Perſon, als Verleger ſolcher Ketzereien verläſtert zu werden. Nun iſt es allerdings richtig, daß Byron ſich der poſitiven Religion gegenüber durchaus ſkeptiſch verhielt, und daß ſein auf das Wahre und Logiſche gerichteter Verſtand gar oft mit den Doctrinen der Kirche in Widerſpruch gerieth. Aber bis zu einem Leugnen der kirchlichen Wahrheiten hat er ſich eigentlich nie verſtiegen, ſondern er kämpfte nur fortwährend gegen das unbehagliche Gefühl der Un-

klarheit, aus der er nicht herauskommen konnte. Die beleidigten Kritikaſter kehrten ſich aber daran nicht, ſondern überſchütteten den Dichter mit den giftigſten Schmähungen, und in Ausdrücken, die darauf berechnet waren, ihn recht empfindlich zu kränken.

Am 18. Febr. 1814 ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Ich war vier Wochen abweſend, und finde bei meiner Rückkunft alle Zeitungen in Krämpfen und die Stadt in Aufruhr, weil ich mich offen zu den Verſen an die Prinzeſſin Charlotte bekannt, und dieſelben habe abdrucken laſſen. Die Angriffe gehen noch immer fort, einige ſind ganz gut, und alle kommen ihnen ſo recht von Herzen. Sie reden ſogar davon, die Sache vor das Oberhaus zu bringen. Mögen ſie doch. In der heutigen Morgenpoſt paradirt wieder ein Aufſatz gegen mich, ſo lang wie mein Stammbaum und giftig wie gewöhnlich.“ Aber nicht nur die politiſche und religiöſe, ſondern auch die poetiſche Thätigkeit Byron's wurde begeifert. Einige, ſo heißt es an einer ſolchen Stelle, „machen viel Weſen von Byron's Gedichten, aber Andere, und nicht die ſchlechteſten Kunſtrichter, weiſen Sr. Herrlichkeit den Platz ziemlich weit unten an in der Reihe der kleineren Poeten. Oder man ſagte auch wohl bei Beſprechung irgend eines obſcuren Gedichts: daſſelbe hätte immer in Vergeſſenheit ſchlummern können mit Lord Carlisle's Dramen, oder Lord Byron's Gedichten.“

So ſehr er nun auch ſich den Anſchein gab, ſolche unwürdigen Angriffe zu verachten, und ſich in ſeinem Tagebuche ſelbſt hierüber zu täuſchen ſuchte, ſo erbitterten ihn dieſelben doch tief, und der Groll bricht manchmal lebhaft hervor: „Je mehr ich von den Menſchen im Allgemeinen ſehe," heißt es an einer Stelle, „je weniger lieb' ich ſie. Ich wollte nur, ich könnte daſſelbe von den Frauen ſagen, dann wäre Alles gut. Warum kann ich es nicht? Ich bin nun ſechsundzwanzig, und meine Leidenſchaften haben Nahrung genug gehabt, um ſich endlich zu ſättigen, — und doch bleibe ich närriſch nach wie vor!" Derſelbe miſanthropiſche Hohn ſpricht ſich bei Gelegenheit einer auf Napoleon bezüglichen Bemerkung aus: „Napoleon! Dieſe Woche wird vielleicht ſein Schickſal entſchieden. Alles ſcheint gegen ihn zu ſein, aber ich glaube und hoffe, er wird dennoch ſiegen, wenigſtens die Eindringlinge zurückſchlagen. Welches Recht haben wir, den Franzoſen einen Herrſcher aufzuzwängen? Ja wenn eine Republik möglich wäre! Brutus du ſchläfſt! — Hobhouſe, der vom Continente zurückgekommen iſt, fließt über von Anekdoten über dieſen außerordentlichen Mann, die alle für ſeinen Verſtand und Muth, aber gegen ſeine bonhommie ſprechen. Kein Wunder! warum ſoll er, der die Menſchen kennt, ſie nicht verachten und verabſcheuen!"

Zehntes Kapitel.

Heirath, und Trennung der Ehe.

Mit dieſer Menſchenverachtung und dieſem Menſchenhaſſe war es übrigens unſerem Dichter nichts weniger als Ernſt. Was ihm an den Menſchen zuwider war, beſtand hauptſächlich darin, daß ſie ihm ſeine Excentricitäten, ſeine Launen, ſeine ſatyriſchen Ausfälle, ſein unregelmäßiges Leben und ſeine Rückſichtsloſigkeit nicht immer und überall durchgehen laſſen wollten. Er konnte nicht begreifen, daß wir ſelbſt zwar ſehr ſchnell und oft ſofort vergeſſen, was wir Andern zufügen, daß wir aber nicht das Recht haben, zu verlangen, daß aach ſie es eben ſo ſchnell vergeſſen. Alles dies, und ganz beſonders der Widerſpruch, in dem ſeine eigentlich ſinnige und von Jugend auf die Einſamkeit liebende Natur mit dem Geſellſchaftstreiben ſtand, in welches er ſich geſtürzt ſah, machte ihn mißmuthig, er wußte nicht, zu welchem Mittel er greifen ſollte, um ſich ein ſeinen Neigungen entſprechendes Leben zu geſtalten. Da iſt denn nichts natürlicher, als daß der Gedanke in ihm aufſtieg, es mit der Ehe zu verſuchen. Aber zu ſeinem Unglücke ergriff er dieſen Gedanken nicht mit dem ſittlichen Ernſte, ohne welchen die Eingehung dieſes unlös-

lichen Verhältniſſes nie zum Segen gereichen kann. Aeußerungen der frivolſten Art ſind in den Tagebüchern nicht ſelten, z. B. es mag recht hübſch ſein, verheirathet auf dem Lande zu leben, man hat eine ſchöne Frau, und küßt ihre Kammerjungfer! —

Wie wunderbar iſt es, daß Menſchen von der tiefſten poetiſchen Empfindung ſo oft über die Ehe frivol oder auch in höchſtem Grade philiſtrös denken! Man weiß nicht, ob die obige Aeußerung Byron's, die man noch allenfalls als ſchlechten Spaß anſehen kann, uns mehr zuwider iſt, als die Stellen in Schiller's Briefwechſel, wo er die Freunde alles Ernſtes fragt, ob ſie ihm nicht ein Mädchen mit zwölftauſend Thalern nachweiſen könnten?

Seine Heirathsgedanken hielt Byron vor den Freunden durchaus nicht geheim, wie er ja überhaupt nichts auf dem Herzen behalten konnte, und da kann man ſich denken, daß dieſelben nicht müßig geblieben ſind, ihm junge, reiche und vornehme Damen in Vorſchlag zu bringen, von denen ſie hoffen durften, daß ſie ſich zu Lebensgefährtinnen für den Dichter eignen würden. Thomas Moore ſcheint ſich beſonders eifrig nach dieſer Richtung hin bemüht zu haben, und nicht minder die ebenſo geiſtvolle als liebenswürdige Lady Melbourne, Byron's beſondere Gönnerin und Freundin, von der er

bedurfte, ſich ſehr viel zahlen ließ, und oft genug mit Murray um den Preis ſeiner Verſe feilſchte.

Zu erwähnen iſt aus dieſen Tagen noch, daß Byron am 2. Juni 1813 zum dritten, und zugleich zum letzten Male als Redner im Parlamente auftrat, um das Anliegen eines gewiſſen Major Cartwright, welcher eine Privatangelegenheit durchſetzen wollte, zu unterſtützen. Unmittelbar nach der Sitzung ging er zu Moore, dem er in parodiſcher Weiſe einzelne Stücke aus ſeiner Rede höchſt pathetiſch und unter fortwährendem Lachen vordeklamirte.

„Ich habe ihnen bewieſen," ſagte er, „daß es ein offenbarer Bruch der Verfaſſung ſei, wenn ſie den Bittſteller abweiſen, und daß es mit der Freiheit Englands dann vollſtändig zu Ende ſei, und daß — —" „Aber worin beſtand denn das gewaltige Anliegen des Mannes?" — fragte Moore, den Strom dieſer Beredſamkeit unterbrechend. „Das Anliegen?" ſagte Byron, und ſchwieg, als beſänne er ſich, „ja, das Anliegen habe ich vergeſſen!" Es iſt unmöglich, ſagt Moore, die komiſch dramatiſche Wirkung des Ausdruckes wiederzugeben, mit dem er dies ſagte, und in ſolchen kleinen humoriſtiſchen Zügen beſtand ein Hauptreiz ſeiner Unterhaltung.

Der Strom der Geſelligkeit, in den er ſich begeben hatte, ſchien jetzt förmlich über ihm zuſammenzuſchlagen. Oft war er wochenlang jeden Mittag und jeden Abend in einem andern Cirkel. Dazwiſchen rauſchten in ſeinem Kopfe die Bilder der Frauen, die ihm gefielen, und denen er gefiel, in einem Hexentanze durcheinander, und um auf Augenblicke zu ſich ſelbſt zu kommen, griff er dann zur Feder, und ſchrieb ſeine Einfälle und Empfindungen in's Tagebuch nieder, oder er machte Verſe. „Ich möchte wiſſen, was es heißen ſoll," ſo ſteht an einer Stelle des Tagebuchs, „daß der Charakter in Lara zu ſehr ausgearbeitet ſei, wie die Herren Kritiker ſagen. Ich habe das ganze Ding während des Aus- und Anziehens niedergeſchrieben, wenn ich zum Balle ging oder vom Balle kam." Von den vielen Perſonen, die er faſt immer in komiſchen, meiſt ſpottenden Wendungen erwähnt, ſcheint ihn beſonders Frau v. Stael angezogen zu haben, die damals in London die Lorberen für ihr eben erſchienenes Buch de l'Allemagne einerntete. Dieſe von Herzen gutmüthige, ſo überaus geiſtvolle und eitle Frau, war recht dazu gemacht, mit Byron im Wortgefechte zuſammenzutreffen, wo Beide dann gegenſeitig die prächtigſten Witzesfunken auseinander herauslockten. In die größte Wuth gerieth die leidenſchaftliche Franzöſin, wenn ein Roué wie Byron ſich z. B. her-

Byron hat ſelbſt in den letzten Jahren ſeines Lebens ausführliche Notizen über alles niedergeſchrieben, was ſein eheliches Verhältniß betraf. Er war dazu veranlaßt theils durch den Wunſch, ſich von den gehäſſigen Anſchuldigungen zu reinigen, mit denen die Stimme des Publikums ihn in Bezug auf ſeine Ehe und die Trennung derſelben überhäufte, theils durch das Gefühl des Haſſes und der Rache gegen die Verwandten einer Gemahlin, denen er die Schuld an der Zerſtörung ſeiner Häuslichkeit aufbürden zu müſſen glaubte. Leider ſind dieſe Notizen nicht mehr vorhanden, und die wichtigſte Quelle für dieſen Theil von Byron's Leben iſt daher für uns verloren.

Damit hat es folgenden Zuſammenhang.

Es mag kaum ein Menſch mehr über ſich ſelbſt, und ſeine intimſten und geheimſten Verhältniſſe geſprochen und geſchrieben haben als Lord Byron. Seine immer glänzende Unterhaltungsgabe war nie belebter, und er äußerte ſich nie mit größerem Feuer, als wenn er auf ſeine perſönlichen Angelegenheiten zu ſprechen kam.

In der Darlegung ſeiner Gefühle und Empfindungen, in Reminiſcenzen an ſeine Jugendliebe und ſeine Jugendfreundſchaften, und in Ergießungen gegen ſeine literariſchen und politiſchen Gegner war er unerſchöpflich an immer neuen Wendungen und geiſtreichen Einfällen, und ſo groß war ſein Drang nach Mittheilung in dieſer Beziehung, daß

er zu seinem Schaden sehr oft den ersten besten, der ihm in den Wurf kam, zum Vertrauten machte. Auch förmliche Tagebücher hat er, zwar nicht immer regelmäßig, aber doch oft Monate lang in der Art geführt, daß er an jedem Tage und zwar häufig viele Seiten hintereinander niederschrieb. Diese Papiere bildeten mit den durch seine dichterischen Arbeiten entstehenden Manuscripten, wie man sich denken kann, sehr umfangreiche Massen, und sie befanden sich bei verschiedenen Personen in Verwahrung, denen er sie auf Veranlassung seiner Reisen und seines zwischen London und Newstead oft wechselnden Aufenthaltes anvertraut hatte. Außerdem hat er später noch unter dem Titel „Mein Leben und meine Abenteuer" seine Memoiren geschrieben, und die Handschrift derselben im Jahre 1819 an Thomas Moore geschenkt, mit der Erlaubniß sie seinen Freunden zu zeigen, und nach des Verfassers Tode drucken zu lassen. Außerdem sollte Moore des Freundes Leben selbstständig beschreiben. Dies hat Byron nicht nur ihm selbst wiederholt aufgetragen, sondern auch der Mrs. Leigh und allen seinen Freunden und Bekannten mitgetheilt.

Nach des Dichters Tode trat nun Moore mit Byron's Schwester, und der Familie der Lady Byron in Verbindung, und man kam dahin überein, aus dem handschriftlichen Nachlasse alles Dasjenige zu verbrennen, was

naheſtehende Perſonen verletzen könnte, ohne zur Aufklärung über Byron's Leben und Charakter weſentlich beizutragen. So wurde denn auch die Handſchrift jener Memoiren vernichtet.

Moore hatte dieſelbe bereits für zweitauſend Pfund Sterling an den Buchhändler Murray verkauft, er zahlte jedoch dieſe Summe zurück, und die auf dieſe Weiſe wieder in ſeinen Beſitz gekommene Handſchrift wurde verbrannt.

Die ihm übertragene Pflicht, Lord Byron's Biograph zu werden, erfüllte er durch Herausgabe eines umfangreichen Werkes, welches den Titel führt: „Briefe und Tagebücher Lord Byron's mit Notizen über ſein Leben.“ Dieſe mit großem Geſchick und vielem Geiſte gemachte Zuſammenſtellung zeigt offenbar das Bemühen unpartheiiſch zu ſein; dennoch aber trägt ſie weſentlich den Charakter einer Vertheidigungsſchrift. Das konnte auch bei dem innigen Freundſchaftsverhältniß, in welchem er zu Byron ſtand, nicht wohl anders ſein, um ſo mehr, als er ſich den Rückſichten nicht entziehen konnte, die er auf deſſen Schweſter, und auf Lady Byron und deren Familie zu nehmen hatte. Es iſt namentlich an das Leben des Dichters nicht der rein ſittliche Maaßſtab angelegt, ſondern ſeine Sünden und Verirrungen werden durchweg

in dem Lichte dargeſtellt, als gebe die Genialität ein Privilegium zur Uebertretung aller zehn Gebote.

Nun haben außerordentliche Menſchen zwar unſtreitig einen Anſpruch darauf, daß für ſie auch eine außerordentliche Art der Beurtheilung eintrete. Die Lebhaftigkeit des Geiſtes, welche ſie zu ungewöhnlichen Leiſtungen befähigt, verleitet ſie leichter, die Geſetze der Sitte und des Anſtandes zu übertreten, als andere. Ihre glühende Phantaſie, und die erhöhte Thätigkeit und Empfänglichkeit ihrer Sinne reißt ſie ſchneller über die Schranken des Erlaubten fort, als ruhigere Naturen. Aber dies alles darf man ihnen doch nur in ſoweit nachſehen, als ſie damit nur ſich ſelbſt ſchaden, indem ſie den Weg der Klugheit und Beſonnenheit verlaſſen, der ſie zu wahrem innigerem Glück geführt haben würde. Allein wenn auf ſolchen Gebieten, welche der höchſten Sitte und Humanität angehören, Laune und Leichtſinn ſich in ſo hohem Grade geltend machen, daß ſie auch fremdes Glück zerſtören und mit Verletzung aller heiligſten Pflichten nur dem augenblicklichen Belieben folgen, da muß unſere Nachſicht denn doch ein Ende haben; und das iſt im beſonderen Maße der Fall gegenüber der höchſten und heiligſten Verbindung, welche der Menſch eingeht, nämlich gegenüber der Ehe. Sehen wir, daß der Dichter dies erhabene Verhältniß mit größtem Leichtſinn eingeht, und dabei

nur seiner Laune, und zum großen Theile auch äußeren weltlichen Rücksichten folgt, dann müssen wir mit allem Unwillen uns gegen ein Verhalten erklären, welches doppelt schmerzlich wahrzunehmen ist bei einem Manne, dem so Großes gegeben wurde. Für seine Jugendthorheiten und Ausschweifungen hatten wir genügende Entschuldigung in seiner verkehrten Erziehung, in seiner Leidenschaftlichkeit und in den großen Versuchungen, die ihn von allen Seiten umstürmten. Bei seiner Verheirathung aber war er durch kein Feuer der Liebe verblendet, sondern sein ganzes Verhalten offenbart leider nur ein Gemisch von Leichtsinn und Berechnung.

Daß dies Urtheil nicht zu hart ist, wird die folgende Schilderung der Art und Weise darthun, wie er seine Ehe einging. Wir mußten das Material zu dieser Darstellung theils aus den in dem Moore'schen Werke enthaltenen Notizen, noch mehr aber aus den Aufzeichnungen zusammentragen, die sich in Galt's Biographie Lord Byron's, und bei den andern Memoirenschreibern, namentlich bei Dallas, Lady Blessington, Medwin und Kennedy vorfinden, um daraus eine möglichst unpartheiische Anschauung von dem wirklichen Hergange zu gewinnen. Eine wichtige Quelle ist auch Hunt's wenn gleich in feindlichem Sinne abgefaßte Schrift, die wegen des vielfachen persönlichen Verkehrs, in welchem

der Autor mit Byron ſtand, um ſo mehr zu berückſichtigen iſt, als ſelbſt Moore ihn zwar wegen ſeiner Bitterkeit und ſeines ungerechten Urtheils tadelt, aber eigentliche factiſche Unrichtigkeiten ihm dennoch nicht nachzuweiſen vermocht hat. Dagegen war Dasjenige, was ſich in den Tagesblättern jener Zeit und in den damals erſchienenen Flug- und Schmähſchriften findet, faſt gar nicht zu brauchen; denn alles dies iſt ſo voll von offenbaren Lügen und Verleumdungen, und enthält ſo viele Dinge, die kein Dritter wiſſen konnte, daß es vollkommen gerechtfertigt iſt, wenn man in dieſem heutzutage auch in England längſt vergeſſenen und verachteten Wuſte nicht von Neuem nachgräbt.

Wir haben unter denen, welche ſich bemühten, Byron zur Eingehung einer Ehe zu bewegen, vor Allen Thomas Moore und Lady Melbourne genannt. Die letztgenannte Dame war die Tante von Anna Iſabella Milbanke, der einzigen Tochter und Erbin des ſehr reichen Baronet Sir Ralph Milbanke, und Lady Melbourne wünſchte den von ihr ſehr geliebten und bewunderten Dichter mit ihrer Nichte zu verheirathen, deren Charakter ihr dazu angethan ſchien, den flatterhaften Lord unter das Joch der Ehe zu beugen. Die Vermögensverwicklungen, in denen ſich derſelbe damals befand, kamen zu den oben berührten Rückſichten noch hinzu, die ihm damals eine Heirath, und

zwar mit einer Erbin wünſchenswerth erſcheinen ließen. Die Gläubiger, denen er von ſeiner Minderjährigkeit her und auch ſpäter vielfach Geld gegen wucheriſche Zinſen ſchuldig geworden war, drängten von allen Seiten. Von dem Abſtandsgelde aus dem Newſteader Kaufgeſchäft war auch nicht viel mehr übrig, und an den Gedanken, durch ſeine Gedichte Geld zu erwerben, konnte ſein Adelsſtolz ſich noch nicht gewöhnen. Alles dies kam zuſammen, um ihm Miß Milbanke als eine wünſchenswerthe Eroberung erſcheinen zu laſſen. Ueber ſein erſtes Zuſammentreffen mit dieſer, nach den Ausſagen aller Perſonen, die ſie gekannt haben, durchaus vortrefflichen jungen Dame, hat Lord Byron ſelbſt folgendermaßen berichtet: „Ich ſah Miß Milbanke zum erſten Male in einer Aſſemblee bei Lady Melbourne. Es war ein verhängnißvoller Tag, und ich erinnere mich noch recht gut, daß ich auf der Treppe ſtolperte, und zu Moore, der mich begleitete, ſagte, daß dies eine ſchlimme Vorbedeutung wäre. Ich hätte mich warnen laſſen ſollen. Als ich in den Salon trat, fiel mir eine junge Dame auf, welche einfacher gekleidet war, als die übrigen, und die allein auf einem Sopha ſaß. Ich hielt ſie für die Geſellſchaftsdame irgend einer Lady, und fragte, ob dem ſo ſei? Moore aber flüſterte mir zu: Sie iſt eine große Erbin. Das wäre eine Frau für

Sie, Sie könnten dann Newſtead wieder in Stand ſetzen. Miß Milbanke's Erſcheinung hatte etwas Anziehendes. Sie war, was man hübſch nennt. Ihre Geſichtszüge klein und weiblich, aber nicht regelmäßig. Ihre Figur war vollkommen ihrer Größe angemeſſen, und es lag eine Einfachheit und ſchüchterne Beſcheidenheit in ihrem Weſen, welche ſehr angenehm von der kalten künſtlichen Förmlichkeit und von der ſtudirten Steifheit abſtach, die man feinen Anſtand nennt. Sie intereſſirte mich ganz außerordentlich, ich ſah ſie nun faſt täglich, und fühlte mich täglich mehr zu ihr hingezogen. Das Ende davon war, daß ich ihr ſchriftlich einen förmlichen Antrag machte, den ſie aber zurückwies. Ihr ablehnender Brief war jedoch ſo gefaßt, daß er durchaus nichts Beleidigendes hatte. Ueberdies glaubte ich zu wiſſen, daß nur der Einfluß ihrer Mutter ſie beſtimmt hatte, meine Bewerbung nicht anzunehmen. In dieſer Meinung wurde ich um ſo mehr beſtärkt, als ſie ſelbſt nach etwa zwölf Monaten den Briefwechſel wieder anknüpfte, indem ſie mir ſchrieb, daß ſie mich zwar nicht lieben könnte, daß ſie aber meine Freundin zu ſein wünſchte. Freundſchaft iſt ein gefährliches Wort für junge Damen. Es iſt bereits der vollſtändig befiederte Amor, der nur darauf wartet, eines Tages ſeine Schwingen zu entfalten."

Der seltsame Briefwechsel wurde demnächst fortgesetzt, und man tauschte sogar die Portraits aus. Natürlich ist von dem Inhalte dieser Correspondenz niemals etwas in's Publikum gekommen, aber aus den Tagebüchern ersieht man, daß Byron von Haus aus keineswegs die Absicht hatte, seinen Heirathsantrag zu erneuern. Was ihn endlich dazu bewog, giebt eine Stelle aus den zerstörten Memoiren zu erkennen, die nach dem, was Moore davon sagt, etwa so gelautet haben mochte: „Im Herbst 1814, wo ich mich besonders unglücklich, und in dem verfallenen Schlosse zu Newstead vereinsamt fühlte, und wo außerdem meine Geldangelegenheiten immer verzweifelter wurden, drängten meine Freunde immer stärker in mich, daß ich heirathen solle. Man schlug mir Miß A. vor. Ich aber nannte Miß Milbanke. Hiergegen wurde eingewendet, daß dieselbe zwar eine große Erbin sei, aber bei Lebzeiten der Aeltern kein selbstständiges Vermögen habe, und daß sie außerdem wegen ihrer Gelehrsamkeit mir nicht zusagen werde. Es wurde darauf beschlossen, daß ein Antrag an Miß A. ergehen sollte. Da ich keine Lust hatte denselben abzufassen, so schrieb mein Freund X. denselben für mich, und ich schrieb ihn ab. Wir waren gerade wieder eines Morgens bei einander, als die Antwort der Dame eintraf. Sie war ablehnend. „Nun siehst Du," sagte ich,

„wird es doch zuletzt Miß Milbanke ſein müſſen; — ich will an ſie ſchreiben.

„Ich ſetzte mich ſogleich nieder, den Brief abzufaſſen. Mein Freund remonſtrirte dabei noch fortwährend gegen meine Wahl. Sobald aber der Brief fertig war, nahm er ihn und las. Dabei ſagte er: „Das iſt wahrhaftig ein ſehr hübſcher Brief. Wie ſchade, daß er nicht abgehen ſoll. Ich habe in meinem Leben keinen hübſcheren Brief geleſen!“ — Nun dann ſoll er auch abgehen, ſagte ich. Und mit dieſen Worten faltete ich ihn zuſammen, ſiegelte ihn, und ſchickte ihn ab. In dieſem Augenblick hatte ich dem Schickſal meines Lebens das Siegel aufgedrückt.“ —

Die Antwort ließ nur wenige Tage auf ſich warten, und ſie lautete diesmal: Ja! Am 29. Sept. 1814 wird dieſer Erfolg mit folgenden Worten an Thomas Moore verkündigt:

„Lieber Moore, ich werde nun heirathen, das heißt, ich habe das Jawort erhalten, und in der Regel hofft man dann, daß das Uebrige folgen wird. Ich weiß, daß Du die Mutter meiner künftig zu gebärenden Gracchen für mich für zu ſteif und pedantiſch hältſt, obgleich ſie ein wahres Muſterſtück von einem einzigen Kinde iſt. Miß Milbanke heißt die Dame, und ihr Vater hat mich ein-

geladen, in meiner Eigenſchaft als Erkorner auf ſeine Güter zu kommen, was aber nicht eher geſchehen kann, als bis ich einige Geſchäfte in London abgemacht, und mir einen blauen Frack beſorgt habe. Sie ſoll eine Erbin ſein. Doch davon weiß ich nichts, und werde auch nicht danach fragen. Aber ich weiß, daß ſie Talente und ausgezeichnete Eigenſchaften hat, und ihren guten Geſchmack wirſt Du ſelbſt nicht beſtreiten, da ſie mich nimmt, nachdem ſie ſechs Freier ausgeſchlagen hat. Haſt Du noch etwas dagegen zu ſagen, ſo ſage es. Ich bin jetzt feſt entſchloſſen, und kann deshalb alles anhören. Es können noch Dinge ſich ereignen, die das Verhältniß wieder auflöſen, aber ich will nicht hoffen, daß es geſchieht. Mit Deiner Gratulation brauchſt Du Dich nicht zu beeilen, denn bis zur Hochzeit können noch Monate vergehen. — — — Natürlich muß ich mich jetzt beſſern, und zwar gründlich; denn ernſtlich geſprochen, wenn ich etwas zu ihrem Glück beitragen kann, ſo dient das ja zu meinem eignen Glück. Sie iſt eine ſo gute Perſon, daß — daß — kurz daß ich wünſchte, ich wäre etwas beſſer."

Ohne dieſen Brief weiter zu commentiren, müſſen wir doch bemerken, daß die Unbekanntſchaft mit den Vermögensverhältniſſen ſeiner Braut, die Byron hier vorgiebt, nicht in Wahrheit begründet iſt, ſeine eigene

oben angeführte Erzählung von ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihr, widerſpricht dem gerade zu.

Sehr poſſierlich iſt es, daß er gegen alle verſchiedenen Perſonen, denen er ſeine Verlobung anzeigt, ſeinen Widerwillen gegen den blauen Frack ausſpricht, den er zur Trauung haben müſſe. In einem der Briefe heißt es: „Ich bin jetzt der glücklichſte der Sterblichen, denn ich bin ſeit acht Tagen verlobt. Geſtern traf ich den jungen F., auch den glücklichſten der Sterblichen, denn er iſt der Bräutigam der Miß *.“

Auch ſeinem alten Lehrer Dr. Drury zeigt er ſeine Verlobung an, und fährt dann fort: „Ich hoffe, Hodgſon befindet ſich unterweges nach dem gleichen Ziel. Ich ſah ihn und ſeine Göttin in Haſtings. Es wäre hübſch, wenn wir zuſammen getraut werden könnten. Wir müßten uns zu dem Ende wie die Knaben in der Schule, wenn ſie elektriſirt wurden, einander bei den Händen faſſen, und fühlten dann den Schlag der Kette, die uns verbindet, Alle zugleich. Ich habe ihm noch gar keine Anzeige gemacht. Er nimmt das Alles ſo ernſt und würdevoll, daß es für uns luſtigen Leute ganz überwältigend iſt. Man ſagt mir, daß man ſich in einem ſchwarzen Frack nicht trauen laſſen ſoll. Ich will aber keinen blauen, das iſt ſo langweilig. Ich haſſe es.“

Wenn wir nun auch einen guten Theil der Frivolität, welche den Hauptzug dieſer Mittheilungen bildet, auf augenblickliche übermüthige Launen, und auf den Wunſch zu ſetzen haben, die Bewunderung der Correſpondenten zu erregen, ſo vermißt man doch ſchmerzlich den Ernſt, welchen man von einem Manne erwartet, der die wichtigſte Verbindung ſeines Lebens einzugehen im Begriffe ſteht. Aber auch die wahre Liebe ſpricht ſich nicht in ſolcher Weiſe aus, daß ſie ihren Gegenſtand bewitzelt. Allein weit bedenklicher wird das Alles, wenn wir unzweifelhaft annehmen müſſen, daß alle wahre Neigung, deren Lord Byron fähig war, immer noch ſeiner Jugendliebe Marie Anne gehörte, und daß er nicht aufhörte, ſie wegen ſeiner verſchmähten Liebe in ſeinem Herzen anzuklagen.

Mit ſo getheilten Empfindungen ſtand er der erwählten Braut gegenüber, und das ganze Verhältniß mußte von ſeiner Seite wenigſtens ein durchaus unwahres ſein, wenn er ſich auch zuweilen auf Augenblicke darüber ſelbſt getäuſcht haben ſollte. Dagegen müſſen wir der weit verbreiteten Vorſtellung durchaus entgegentreten, daß er die Sache etwa von einer tief melancholiſchen Seite aufgefaßt, und ſich damals wirklich und dauernd unglücklich gefühlt habe. Allerdings gab es auch Momente, wo ſeine Gefühle und Erinnerungen eine ſolche

Färbung annahmen, aber das waren nur einzelne Momente, aus einem Strome von wechſelnden Launen, bei denen die humoriſtiſche, übermüthige, witzige und oft auch wahrhaft gemüthliche Seite ſeines Seelenlebens für gewöhnlich die Oberhand hatte. Die ernſten und melancholiſchen Augenblicke wurden bei ihm faſt immer zu Gedichten, denn die Muſe hatte ihm in höherem Maße wie den meiſten andern Dichtern, die Gabe verliehen, ſich in Liedern und Verſen auszuſprechen, und zwar im eigentlichſten Sinne auszuſprechen, ſo daß von der Stimmung, die ihn zum Dichten trieb, ſofort, nachdem er derſelben poetiſchen Ausdruck gegeben hatte, auch nichts mehr übrig blieb. In dieſen Gedichten wurden ſeine Gefühle aus ſeiner Seele heraus in die Welt verſetzt, und wir werden noch mehr als einmal mit anſehen, wie er lyriſche Klagen, die aus einem brechenden oder gebrochenen Herzen zu ſtrömen ſchienen, ſofort nicht nur den Freunden zeigt, um die Schönheit derſelben bewundern zu laſſen, ſondern auch durch die Zeitungen und durch den Buchhändler veröffentlichen läßt. Das thut man nur mit den Ausdrücken einer vergangenen, und nicht einer gegenwärtigen Empfindung, und es paßt auf dieſe Ergießungen vollkommen der geiſtreiche Ausſpruch Macaulay's über Lord Byron's viel beſprochene und geglaubte Menſchenverachtung und Menſchenhaß: Wer die

Menſchen wirklich haßt und verachtet, der läßt nicht jedes Jahr ein Paar Bände drucken, um es ihnen zu ſagen.

War unter den wechſelnden Momenten ſeiner Laufbahn je einer geeignet, ihn das Verfehlte und Verkehrte eines Lebens empfinden zu laſſen, welches alle andern, nur nicht die wahrhaft ſittlichen Principien zu bewegenden Triebfedern hatte, ſo mußte es der Augenblick ſein, wo er mit ſeiner Braut vor dem Geiſtlichen ſtand, um die feierlichen Worte der engliſchen Trauungsliturgie nachzuſprechen.

Am 2. Januar 1815 wurde die Verbindung geſchloſſen, welche beſtimmt war durch ihren traurigen Verlauf auf das ganze übrige Leben des Dichters den nachhaltigſten Einfluß zu üben, ja für daſſelbe weſentlich beſtimmend zu ſein. Hier war der Wendepunkt, wo es ſich entſcheiden mußte, ob er als ein regelmäßiges Glied in das Getriebe der menſchlichen Geſellſchaft ſich einfügen könnte, oder ob er, wie ein Irrſtern bis an's Ende durch ſeine eigene excentriſche Bahn die Bahnen der andern zu durchkreuzen beſtimmt war. Denn daß dies eine Nothwendigkeit geweſen wäre, dürfen wir auf keine Weiſe zugeben. Es iſt nicht wahr, daß das Genie, ſelbſt das größte, ſich in die Schranken der Sitte nicht fügen könne, es mag ihm ſchwerer werden als andern

gewöhnlichen Menſchen, aber doch iſt es zuletzt nicht die Gabe des Genius, welche den Begabten zu ſündigen nöthigt, ſondern es iſt und bleibt der Mangel an ſittlichem Ernſt und an Selbſtbeherrſchung, welcher ihn hindert im geordneten bürgerlichen und Familienkreiſe zu leben und doch dabei ein großer Dichter, Künſtler oder Gelehrter zu ſein. Auch zeigt uns die Geſchichte unter den herrlichſten Namen auf allen Gebieten menſchlicher Größe Gott ſei Dank noch immer mehr wahrhaft edle und reine, als ausſchweifende und ſündige Naturen.

Newton und Händel, Plato und Sophokles ſtanden an Genie keinem ſterblichen Menſchen nach, und für Schiller konnte kein erhebenderes Lob erſonnen werden als die herrlichen Verſe, welche Goethe ſeinem Andenken widmete: Und hinter ihm in weſenloſem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Eine Ahnung dieſer Wahrheiten mochte Byron's Seele durchzucken, als er an ſeinem Hochzeitsmorgen erwachte. Mit traurigen wehmüthigen Blicken betrachtete er den Heirathsanzug, der vor ihm ausgebreitet balag. Unruhig durchwanderte er den Park, bis man ihn aufſuchte und hereinrief, um in der Kapelle an dieſem Tage zum erſten Mal mit der Braut und deren Familie zuſammenzutreffen. Als er vor dem Altar kniete und die Worte wiederholte, die der Geiſtliche ihm vorſprach,

ſchwamm es wie Nebel vor ſeinen Augen, — ſeine Gedanken waren fern von dem gegenwärtigen Orte und von der feierlichen Handlung. Erſt durch die Glückwünſche der Verſammelten wurde er aus ſeinen Träumen geweckt, und ward gewahr, daß er verheirathet war. Der Ring, den er der Gattin an den Finger ſteckte, war ein alter Ring ſeiner Mutter, den der Gärtner kurz vorher in Newſtead ausgegraben hatte. In einer Anwandlung von abergläubiſcher Sentimentalität hatte er ihn zu ſeinem Trauringe beſtimmt.

In dem Gedichte „der Traum," aus dem wir bereits ein Bild mitgetheilt haben, iſt dieſe Scene mit folgenden Worten geſchildert:

Ich ſah ihn ſtehen vor dem Traualtar
Mit einer holden Braut von ſanftem Weſen.
Doch waren es die Züge nicht, die einſt
Wie Sternenſchein in ſeine Knabenzeit
Geleuchtet hatten. — Vor dem Altar ſelbſt
Zuckt über ſeine Stirn der Ausdruck wieder,
Der einſt ſein Knabenantlitz überflog,
Als einſam im Gemach er ſie erwartet,
Die er ſo ſehr geliebt. Und noch einmal
Durchzogen unausſprechliche Gefühle
Sein krankes Herz in jenem Augenblick.
Und ſtill und ruhig ſtand er wieder, ſprach
Gelübde nach, die er kaum ſelbſt vernahm,
Und alles drehte ſchwindelnd ſich um ihn,
Er ſah nicht, was ſich um ihn her begab.

Das alte Haus erſchien ihm, und die Halle,
Die er ſo oft betreten, ſah er wieder,
Das wohlbekannte Zimmer, und den Ort,
Den Tag, die Stunde, Sonnenſchein und Schatten
Und Alles wie in jener alten Zeit,
Auch ſie, die ſein Verhängniß war, erſchien,
Und drängte zwiſchen ihn ſich und das Licht:
Was wollte hier ihr Bild zu ſolcher Zeit?

Gleich nach der Trauung verließen die Neuvermählten das Schloß der Milbankes, und begaben ſich nach einem andern Familiengute derſelben, um die erſten Wochen daſelbſt zu verleben. Beim Einſteigen beging Byron das Verſehen, daß er ſeine Gemahlin mit „Miß Milbanke“ anredete, was von der Dienerſchaft als böſe Vorbedeutung betrachtet wurde.

Er ſelbſt berichtet ferner: „Nach der Ceremonie fuhren wir alsbald nach einem Landſitze Sir Ralph's, meines Schwiegervaters. Die Reiſeanſtalten, die man getroffen hatte, überraſchten mich in nicht geringem Maße, denn man hatte es ſo eingerichtet, daß die Kammerjungfer zwiſchen mir und meiner jungen Gattin ſitzen mußte. Die Autorität des Ehemannes herauszukehren war es noch etwas zu frühe, und ſo mußte ich es über mich ergehen laſſen, obgleich ich es nicht in der beſten Manier that. Man hat mir nachgeſagt, daß ich im Augenblick, wo ich in den Wagen ſtieg, geſagt hätte, ich habe Lady Byron nur um mich zu rächen, geheirathet, weil ſie mich

vorher abgewieſen hätte. Aber obgleich ich durch ihre Prüderie, oder wie man es nennen will, augenblicklich verſtimmt war, ſo würde ich doch eine ſo leichtfertige und rohe Aeußerung nie gethan haben, denn ich bin überzeugt, daß in ſolchem Falle meine Frau ſofort den Wagen mir und der Jungfer allein überlaſſen hätte. Sie hatte Entſchiedenheit genug dazu und würde ſich einen ſolchen Schimpf nicht haben gefallen laſſen. Unſere Flitterwochen waren nicht lauter Sonnenſchein, es gab da auch Wolken! Ich war, als mein Vater ſtarb, nicht mehr ſo ganz jung, als daß mir die häuslichen Zankſcenen, die ich mit anſah, nicht von früh auf eine Angſt vor dem Eheſtande hätten beibringen ſollen. Dies Gefühl kam in hohem Maße während meiner Hochzeit über mich. Eine Stimme flüſterte mir zu, daß ich mit dem Ehecontract mein Todesurtel unterzeichne. An dergleichen Ahnungen glaube ich. Der Dämon des Sokrates war keine Einbildung. Auch Napoleon hatte ſolche Vorzeichen. Noch im letzten Augenblick wäre ich gern zurückgetreten, wenn es ſich hätte machen laſſen."

Die erſten Zeiten des ehelichen Beiſammenlebens vergingen übrigens gut genug, und namentlich merkten fremde Beſucher durchaus kein Zeichen davon, daß nicht ein ganz liebevolles Verhältniß ſtattgefunden hätte. Alibon hat in ſeinem 1859 erſchienenen kritiſchen Wörterbuch

der engliſchen Literatur eine Anzahl von bisher unbekannten Berichten ſolcher Perſonen, namentlich von Amerikanern mitgetheilt, welche den Dichter während der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit Lady Byron beſuchten, und alle ſtimmen darin überein, daß ſein Benehmen gegen die Gattin einfach, natürlich und durchaus ſo erſchienen ſei, wie ſich Jemand darſtellt, der ſich glücklich fühlt. Sie fuhren mit einander ſpazieren, und die Gattin wartete mit großer Geduld unten im Wagen, wenn der Lord einen Freund beſuchen wollte. Sie ſchrieb Briefe für ihn, copirte Gedichte, und es ſchien alles einen ganz häuslichen Charakter anzunehmen. Doch fehlte es auch ſchon in den Flitterwochen an kleinen Reibungen nicht. So konnte die junge Frau es nicht unterlaſſen, den Dichter, wenn er ſchrieb, durch Fragen und Anreden zu unterbrechen, was denſelben zu Ausbrüchen einer üblen Laune reizte, welche die verwöhnte junge Frau höchſt beleidigend fand. Aber auch zu größeren Störungen eines ruhigen Beiſammenlebens war ſchon durch die ganze Art und Weiſe der Einrichtung des Hausſtandes der Grund gelegt, welcher weit über die Geldmittel Byron's hinausging. Man hatte in Newſtead eine Wohnung eingerichtet, und außerdem ein prachtvoll möblirtes Haus in London bezogen. Zahlreiche Dienerſchaft wurde gehalten, beſondere Equipagen

ſtanden für den Herrn und die Dame bereit, und dazu hatte der Lord nur Schulden und die Frau eine Mitgift von zehntauſend Pfund. Die Gläubiger meldeten ſich zahlreich, weil ſie aus dem Heirathsgut Befriedigung erwarteten. In wenigen Monaten war das Geld verſchwunden, und Proceſſe und Executionen drängten einander. Nur die Unverletzlichkeit der Perſon eines Pair von England ſchützte vor dem Schuldarreſt. Dagegen wurden Wagen und Pferde und alle Möbel mit Beſchlag belegt. Sogar die Bücher des Lords ſollten unter den Hammer kommen, und die Betten des jungen Ehepaars entgingen nicht dem allgemeinen Schickſal. In ſolche Zuſtände hatte die junge verwöhnte, von Bewerbern umringte Erbin nicht zu kommen erwartet. Doch war das noch das Geringſte. Eiferſucht geſellte ſich zu dem aus ſo zerrütteten Verhältniſſen entſprungenen Unbehagen. Wenn es überhaupt ſchon in der Natur der Sache liegt, daß die Gattin eines wegen unzähliger Liebſchaften berühmten Mannes auf denſelben eiferſüchtig ſein mußte, ſo hatte Byron gerade in dieſer Zeit die unglückliche Idee gehabt, ſich in das Direktorium des Drurylane-Theaters wählen zu laſſen. Dies hatte einen fortwährenden geſchäftlichen Verkehr mit Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen zur Folge, und man kann es Lady Byron wahrlich nicht

verargen, wenn ſie auch einen außergeſchäftlichen Verkehr vermuthete. Ob mit Recht oder Unrecht, iſt ſchwer zu entſcheiden. Das Publikum glaubte nicht an die Tugend des Dichters, und ziſchte ſogar im Theater die Schauſpielerin Mrs. Mardyn aus, weil man ſie in Verdacht hatte mit Lord Byron in deſſen eigenem Hauſe unerlaubte Zuſammenkünfte gehabt zu haben. Er ſelbſt betheuert wiederholt auf's Eindringlichſte ſeine Unſchuld. Umſonſt. Wenn irgend Jemand, war Er verpflichtet auch den Schein zu meiden, und er that gerade das Gegentheil. Dem Capitain Medwin erzählte er unter Lachen, daß einſt bei ſeiner Frau drei verheirathete Damen zugleich im Zimmer geweſen, um ihr als Neuvermählten zu gratuliren, und daß er mit allen Dreien früher in zarten Verhältniſſen geſtanden habe. Unter ſolchen Umſtänden iſt allerdings auf die Betheuerungen ſeiner Unſchuld nicht viel zu geben.

Daß Lady Milbanke von dieſen Zuſtänden Kenntniß erhielt, und für das Schickſal des einzigen Kindes zitterte, iſt ſehr begreiflich, und ebenſo begreiflich, daß ſie zu erfahren wünſchte, was eigentlich vorgehe. Daß ſie zu förmlicher Spionage ihre Zuflucht genommen, und ſogar ſeinen Schreibtiſch durch ihre Vertrauten erbrechen laſſen, glaubte und behauptete Byron. Ob mit Recht oder Unrecht, iſt gleichgiltig. Zur Erhöhung des häus-

lichen Glücks konnte ſolcher Verdacht nicht beitragen. Zu alle dieſem Schlimmen kommt nun aber als Schlimmſtes der Umſtand, daß Byron bei dem Anſtürmen ſo vieler Unannehmlichkeiten ſeinen Gleichmuth nicht im Geringſten bewahren konnte, ſondern ſich fortwährend in der allergereizteſten Stimmung befand. Die Verfolgungen, die er wegen der Verſe an die Prinzeſſin Charlotte erfuhr, wurden immer heftiger. Man griff in den Zeitungen zu allen niedrigſten Mitteln der Verdächtigung und der Verleumdung, und es war in mehreren dieſer Blätter eine ſtehende täglich wiederkehrende Rubrik für ſolche Angriffe auf den Dichter. Dieſer ließ ſich nun zu den entſetzlichſten Ausbrüchen der Wuth hinreißen, bei welchen er ſeiner Mutter kaum etwas nachgab. Er ſtieß und warf alles um ſich her, was ihm in den Weg kam, und eines Tages ſchleuderte er ſogar ſeine Lieblingsuhr in Gegenwart der jungen Frau in's Kamin, und ſchlug ſo lange mit der Feuerzange darauf, bis ſie vollſtändig zerſtört war. Rechnet man zu allem dieſen ſeine unregelmäßigen Lebensgewohnheiten, ſeine zwiſchen aſcetiſchem Faſten und Schwelgerei abwechſelnde Diät, ſeine Umgebung von wilden Thieren und biſſigen Hunden, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn Lady Byron alles Ernſtes auf den Gedanken kam, daß ihr Gatte geſtörten Geiſtes ſei. In dieſer Vorſtellung ward

ſie von ihrer Mutter beſtärkt, der ſie in der Angſt ihres Herzens klagte, was ſie täglich anſehen mußte. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Schein ehelichen Glücks, der in der erſten Zeit nach der Verheirathung wahrgenommen worden war, gar bald verſchwinden, und Furcht und Beſorgniß für die Zukunft erfüllte die Seele der jungen Frau und zwar in ſo hohem Maße, daß ſie ſelbſt einen Arzt darüber befragte, ob Lord Byron wohl ganz ſeiner Sinne mächtig ſei.

Unterdeſſen nahte die Zeit heran, wo ſie ihren Gatten mit einem Kinde beſchenken ſollte, und am 10. December 1815 wurde eine Tochter geboren, welche die Namen Auguſta Ada erhielt, indem Lord Byron dem Namen ſeiner geliebten Schweſter einen zweiten Namen hinzufügte, der im elften Jahrhundert einer ſeiner Ahnfrauen angehört hatte. —

Gerade in dieſen Tagen drängten die Gläubiger mit der größten Erbitterung gegen ihn an. Acht verſchiedene Executionen wurden zu gleicher Zeit in ſeinem Hauſe vollſtreckt, und er deutete ſeiner Frau an, daß es zweckmäßig ſein würde, wenn ſie, ſobald ihre Kräfte es erlaubten, zu ihren Aeltern ſich begebe, er ſelbſt wolle ſobald wie möglich dahin nachkommen. Am 15. Jan. reiſte Lady Byron zu ihrem Vater nach Kirkby Mallory, indem ſie noch einen ſehr freundlichen, ſelbſt ſcherzhaft

gefaßten Abſchiedsbrief zurückließ. Kaum aber war ſie in ihrer Heimath angelangt, als ein Schreiben des alten Sir Ralph Milbanke bei Lord Byron eintraf, worin demſelben angezeigt wurde, ſeine Gattin werde nie mehr zu ihm zurückkehren.

Der Dichter war auf einen ſo plötzlichen Entſchluß nicht im mindeſten vorbereitet. Umdrängt von feindlichen Angriffen, in einem ausgepfändeten Hauſe blieb er von Weib und Kind verlaſſen allein zurück. Er hat Beide niemals wieder geſehen.

Wenn wir nach dem vorher Geſagten uns nicht wundern können, daß eine unter ſolchen Umſtänden, wie wir ſie mittheilten, geſchloſſene und fortgeführte Ehe keinen Beſtand haben konnte, ſo bleibt das einzig Räthſelhafte nur die Art und Weiſe, wie die Trennung ſo plötzlich und nach einem eben erſt geſchriebenen freundſchaftlichen Briefe zur Ausführung kam. Das engliſche Publikum brannte vor Neugierde, die nähern Umſtände zu erfahren, und nahm faſt allgemein die Partei der Dame. Die Schmähungen in den öffentlichen Blättern überſchritten alles Maß. Da war keine Ausſchweifung, die der Dichter nicht begangen, keine Mißhandlung, die er ſeiner Gattin nicht ſollte zugefügt haben. Einer ſuchte den andern in Verunglimpfungen zu überbieten, und es dauerte nicht lange, ſo trat an die Stelle des allgemeinen

Enthusiasmus, welcher den Dichter des Childe Harold begrüßt hatte, eine eben so allgemeine Verketzerung desselben, und das Publikum verfolgte seinen bisherigen Liebling mit einem Hasse, wie ihn selten ein Privatmann zu erdulden gehabt haben mag. Ueber diesen wunderbaren Umschwung der öffentlichen Meinung, und über die Folgen, welche derselbe hatte, hat sich Macaulay in so erschöpfender und geistreicher Weise ausgesprochen, daß wir seinen Worten kaum etwas hinzuzufügen wüßten. Er sagt: Man hatte Byron mit unvernünftiger Schwärmerei vergöttert. Man verfolgte ihn nun mit eben so unvernünftiger Wuth. Viel ist über die unglückseligen Familienereignisse geschrieben worden, welche das Geschick seines Lebens entschieden. Jedoch über die Sache selbst ist niemals irgend etwas Anderes mit Gewißheit bekannt geworden, als daß er sich mit seiner Gemahlin vereinigte, und daß dieselbe nicht ferner mit ihm leben wollte. An Winken und Andeutungen hat es nicht gefehlt, und gar Viele haben die Achseln gezuckt, und bedeutsam den Kopf geschüttelt, als wollten sie sagen: „O wir wissen schon, was dahinter steckt“, und „Wenn wir nur reden dürften“ und „Es giebt Leute genug, die davon erzählen könnten.“ Aber es ist uns nicht bekannt, daß irgend eine bestimmte Thatsache der Welt vorläge, welche zu dem Schlusse berechtigte, daß

Lord Byron mehr zu tadeln wäre, als irgend jemand anders, der sich mit seiner Frau nicht vertragen hat. Es steht fest, daß Lady Byron mit Rechtsverständigen und mit Aerzten zu Rathe gegangen ist, und daß diese ihr abgerathen haben, bei ihrem Manne zu bleiben, aber man darf nicht vergessen, daß diese Männer ihre Ansicht aussprachen, ohne vorher den andern Theil gehört zu haben. Wir behaupten nicht, und wollen auch nicht etwa zu verstehen geben, daß die Schuld irgendwie auf Seiten von Lady Byron gelegen habe. Aber wir glauben, daß nach den bewiesenen Thatsachen, welche der Welt vorliegen, man eben so wenig berechtigt ist, sie als ihn zu verdammen. Wir wollen kein Urtheil aussprechen, wir können nicht einmal in unserem Innern uns ein solches Urtheil bilden, weil die Verhandlungen selbst uns so wenig bekannt sind. Gut wäre es gewesen, wenn zu der Zeit, wo die Gatten sich trennten, alle diejenigen, welche eben so wenig von dem eigentlichen Zusammenhange wußten, wie wir jetzt, sich so discret verhalten hätten, wie die allgemeine Gerechtigkeit es erfordert.

Es giebt kein lächerlicheres Schauspiel, als das britische Publikum bei einem der periodischen Anfälle seines Moralitätsfiebers zu beobachten. Entführungen, Scheidungen und Familienzwiste gehen im Allgemeinen ziemlich unbeachtet vorüber. Man liest das Geklatsch,

ſpricht ein Paar Tage darüber, und vergißt es. Aber Einmal alle ſechs oder ſieben Jahre wird unſere Tugend kampfluſtig. Wir dürfen nicht dulden, daß die Geſetze der Religion und der Schicklichkeit mit Füßen getreten werden. Wir müſſen dem Laſter entgegentreten. Die Wüſtlinge müſſen lernen, daß das engliſche Volk den Werth der Familienbande erkannt hat. In Folge hievon wird nun ein unglücklicher Menſch, der durchaus nicht ſchlechter iſt, als Hunderte, deren Verbrechen man mit großer Nachſicht behandelt hat, als warnendes Beiſpiel zum Sühnopfer erkoren. Hat er Kinder; man nimmt ſie ihm. Hat er einen Erwerb, man zerſtört denſelben. Die höhere Geſellſchaft weiſt ihn zurück, und der Pöbel ziſcht ihn aus. Man macht in der That eine Art von Prügeljungen aus ihm, durch deſſen Strafe und Schmerzen man alle Uebelthäter ſeiner Art zugleich abzuſtrafen meint. Mit großem Wohlgefallen blicken wir auf unſere Strenge, und ziehen voll von gerechtem Stolz den Vergleich zwiſchen der hohen Stufe, auf der ſich die Sittlichkeit in England befindet, gegenüber der franzöſiſchen Verderbtheit. Endlich iſt unſer Aerger geſättigt. Unſer Schlachtopfer iſt zu Grunde gerichtet, oder hat ſich zu Tode gegrämt, und unſere Tugend legt ſich nun wieder nieder um ſieben Jahre lang zu ſchlafen. — — Mit Lord Byron wurde ganz beſonders hart verfahren. Man

fing damit an, die Strafe zu vollſtrecken, dann folgte die Unterſuchung, und zuletzt, oder vielmehr eigentlich gar nicht, die Anklage. Das Publikum, ohne von dem, was im Innern der Familie vorgegangen, das Geringſte mit Zuverläſſigkeit zu wiſſen, gerieth in eine grimmige Wuth, und erdichtete dann allerlei Geſchichten, um ſeinen Aerger zu rechtfertigen. Zehn und zwanzig einander widerſprechende Erzählungen über die Scheidung waren zu gleicher Zeit in Umlauf. Welche Wahrſcheinlichkeit für die einen oder die andern dieſer Erfindungen ſpräche, darum kümmerte das tugendhafte Publikum ſich ganz und gar nicht. Auch waren ja dieſe Erzählungen nicht die Urſache, ſondern die Wirkungen ſeiner Wuth. Sie waren an ſich nicht beſſer erfunden und nicht glaubwürdiger, als die Märchen, die man damals über Bonaparte in Umlauf ſetzte, von dem man erzählte, er habe noch auf der Schule ein Mädchen mit Arſenik vergiftet, er habe einen Grenadier gedungen, um Deſſair bei Marengo zu erſchießen, er begehe alle Greuel der römiſchen Kaiſerzeit in St. Cloud. Solche Dinge wurden eine Zeit lang geglaubt. Lord Byron hatte ein ähnliches Schickſal. Seine Landsleute ärgerten ſich über ihn. Seine Schriften und ſeine Perſönlichkeit hatten den Reiz der Neuheit verloren. Sein Verbrechen war dasjenige, was am ſchwerſten geſtraft wird: Man hatte

ihn zu ſehr bewundert, er hatte eine zu warme Theilnahme erregt, und das Publikum mit ſeiner gewöhnlichen Gerechtigkeit, ſtrafte ihn nun für die Thorheiten, die es ſelbſt begangen. Es gleicht darin jener Fee, die ihre Liebhaber, wenn ſie deren überdrüſſig iſt, nicht blos fortſchickt, ſondern noch überdies in wilde Thiere verzaubert, damit ſie in dieſer Geſtalt für das Verbrechen büßen, ihm zu ſehr gefallen zu haben.

Soweit Macaulay.

Welcher Art die Angriffe waren, die Byron auszuhalten hatte, darüber laſſen wir ihn ſelbſt reden. Er ſagt: „Wird Jemand durch politiſche Verfolgungen dahin gebracht, ſein Vaterland zu verlaſſen, ſo kann er ſich mit dem ſtolzen Gedanken tröſten, daß er ein Märtyrer ſei. Muß er wegen Schulden entfliehen, ſo kann er hoffen, daß ſeine Verhältniſſe ſich beſſern werden. Hat ein Richterſpruch ihn verbannt, ſo kennt er das Ende ſeiner Strafzeit, oder er kann auf Begnadigung rechnen, oder er tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß ihm durch einen Fehler des Geſetzes oder der Rechtſprechung Unrecht geſchehen ſei. Wen aber die allgemeine Meinung für vogelfrei erklärt, ohne daß Politik, oder ein ungerechtes Urtel oder Schulden dabei mitſpielen, der muß ſchuldig oder ſchuldlos, der muß ohne Hoffnung, ohne Stolz, ohne Erlöſung die ganze Bitterkeit des

Exils über ſich ergehen laſſen. Dies war mein Fall. Auf welche Umſtände das Urtel des Publikums ſich ſtützte, weiß ich nicht, aber es war allgemein, und entſcheidend. Von mir und den Meinigen wußten ſie wenig, außer daß ich Verſe gemacht, daß ich ein Lord war, mich verheirathet hatte, Vater geworden war, und mit meiner Frau und deren Verwandten Differenzen gehabt habe, ohne daß Jemand ſagen konnte, weshalb, da die klagenden Theile ſich weigerten, den Grund ihrer Beſchwerden anzugeben. Die vornehme Welt theilte ſich in zwei Partheien, von denen die ſehr kleine Minderzahl auf meiner Seite ſtand. Die vernünftigen Leute nahmen Parthei für den ſtärkeren, ebenſo angemeſſen wie höflich, weil der Stärkere diesmal zufällig die Dame war. Mich beſchuldigte das öffentliche Gerücht und die Kabale der Einzelnen jedes ſcheußlichſten Laſters. Sie beſchmutzten meinen Namen, der ein ritterlicher und edler geweſen war, ſeit den Tagen, wo meine Väter für Wilhelm den Normannen das Reich erobern halfen*).

*) Gegen Capitain Medwin äußerte Byron: Ich habe mir einmal aus den damaligen Zeitungen die Namen der Scheuſale alter und neuer Zeit ausgezogen, mit denen man mich verglichen hat: Nero, Apicius, Epikur, Caligula, Heliogabalus, Heinrich VIII. und zuletzt der Prinz Regent waren darunter. Der Examiner war das einzige Blatt, welches ein Wort zu meiner

Ich fühlte, daß wenn die Verleumdungen, die man aussprach und ſich zuflüſterte, Grund hatten, ich für England nicht mehr taugte. Hatten ſie keinen Grund, ſo taugte England nicht mehr für mich. In fremdem Lande, in der Schweiz, im Schatten der Alpen, am Ufer der blauen Seen verfolgte mich der giftige Hauch. Ich überſchritt die Berge, aber es half mir nichts. So ließ ich zuletzt, wie der gehetzte Hirſch, der das Waſſer ſucht, an den Wogen der Adria mich nieder.

Wenn meine Freunde mich recht berichtet haben, ſo war die Wuth gegen mich damals ohne Beiſpiel, ſelbſt politiſche Feindſchaft hatte nie eine ähnliche Fluth von Schmähungen und Verfolgungen hervorgerufen. Man rieth mir, nicht in's Theater zu gehen, weil man mich ausziſchen würde, nicht die Parlamentsſitzungen zu beſuchen, weil man meinen Wagen mit Koth bewerfen werde. Noch am Tage meiner Abreiſe waren meine Freunde beſorgt, daß die Menge, welche meine Thür umdrängte, mich gewaltſam mißhandeln würde!" — —

Fragen wir nun ſchließlich, wer die Schuld an der Trennung der Ehe hatte, wodurch alle dieſe unerhörten

---

Vertheidigung zu ſagen wagte, und Lady Jerſey die einzige Dame aus der vornehmen Welt, die mich nicht wie ein Ungeheuer betrachtete.

Dinge hervorgerufen wurden, ſo müſſen wir, nach Allem was vorliegt, beiden Theilen gleiche Schuld zuſchreiben. Byron's Verhältniſſe, ſein Charakter, ſein ganzes Weſen war viel zu lange und zu öffentlich Gegenſtand der Geſpräche in allen Zirkeln Londons geweſen, als daß Miß Milbanke darüber hätte im Unklaren ſein können. Sie gab ihr Jawort nicht übereilt. Nachdem ſie die erſte Bewerbung des Dichters zurückgewieſen hatte, war ein Jahr vergangen. Sie hatte inzwiſchen an ihn geſchrieben, ihm ihr Bild geſchickt, ihm ihre Freundſchaft angetragen. Das alles zeigt, daß ſie ſehr wohl wußte, was ſie that. Sie hatte nach der unvergleichlich ſchönen engliſchen Trauungsformel vor Gottes Altar gelobt, ihn zu lieben von dieſem Tage an, durch Gutes und Böſes, durch Reichthum und Armuth, in Krankheit und Geſundheit, und ihn zu ehren, ihm zu gehorchen und ihn werth zu halten, bis der Tod ſie ſcheiden werde. Sie hat dies Gelübde nicht gehalten. Unter dem Vorwande, daß ſie ihn für geiſteskrank gehalten, hat ſie ihn heimlich verlaſſen, und einen freundlichen Brief zum Abſchied geſchrieben, während ſie ſchon entſchloſſen war, ihn nie wieder zu ſehen, und ihn nie wieder in ſeines Kindes Augen blicken zu laſſen. Wenn ſie in einem ſehr geſchraubten Briefe an Thomas Moore, den ſie drucken ließ, dies damit entſchuldigte, daß der Arzt ihr gerathen

habe, Alles zu vermeiden, was den Gatten aufregen konnte, ſo iſt das eine armſelige Ausflucht. Gerade in dem Augenblicke, wo ſeine äußeren und inneren Bedrängniſſe den höchſten Grad erreicht hatten, verließ ſie ihn.

Aber auch er trägt gleiche Schuld. Er war keine ſittliche Natur. Den Entſchluß, die Sünde zu meiden, hatte er niemals mit Ernſt gefaßt. Die Laune des Augenblicks war die Gebieterin ſeiner Handlungen, und ſelbſt die Vermögensnoth, in der er ſich befand, war verſchuldet. Zu einfachem häuslichen, auch ſtandesgemäßem Leben reichten ſeine Mittel, wenn er auf ſeinen Gütern verweilt, und das Wohl ſeiner zahlreichen Untergebenen ſich zur Aufgabe geſtellt hätte. Und gerade weil es einer genialen Natur ſchon ſchwer wird, in den Schranken des gewöhnlichen Lebens ſich zu halten, ſo haben ſolche bevorzugte Perſonen dafür eine doppelt große Pflicht, gegen die Eingebungen eines ungebändigten Naturells anzukämpfen. Byron gab ſich denſelben widerſtandslos hin. Da bedurfte es denn keiner beſondern Ereigniſſe, um ein Band zu zerreißen, das nicht die reine hohe Liebe geknüpft hatte, welche Ehegatten verbinden ſoll. Wie er übermüthig ſeinen Bewerbungsbrief an die reiche Erbin abgehen ließ, weil eine andere Dame ihn eben zurückgewieſen, und weil ein Freund den

Brief gelobt hatte, so ließ er auch am Altare von der warnenden Stimme seines Innern, von dem Bilde seiner Jugendgeliebten sich nicht zurückhalten, das verhängnißvolle Ja auszusprechen, das auf seinen Lippen zur Lüge ward. Die Strafe blieb nicht aus. Sein Bewußtsein konnte ihm keinen abwehrenden Schild gegen die Schmähungen und Verfolgungen der Welt vorhalten. Voll Wuth und Erbitterung kehrte er seinem Vaterlande den Rücken*).

---

*) Die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir hier ein Schreiben auszugsweise einrücken, welches Lady Byron nach dem Erscheinen von Moore's Memoiren im Februar 1830 drucken und verbreiten ließ. Dasselbe lautet: Ich habe vielfache Schriften unbeachtet gelassen, in welchen Dinge, die ich aus eigener Erfahrung kannte, auf's gröblichste entstellt waren, doch fühle ich mich gedrungen von einigen irrigen Auslassungen Notiz zu nehmen, die von einem Manne herrühren, welcher als Lord Byron's intimster Freund gleichsam in dessen Auftrage vor das Publikum tritt. Häusliche Vorgänge gehören überhaupt nicht vor das große Publikum; sind sie aber einmal veröffentlicht, so haben die dadurch gekränkten Personen ein Recht sich zu vertheidigen. — — Ich habe Lord Byron überlebt, und es widerstrebt mir deshalb um so mehr, auf die Dinge, welche mit unserer Ehe zusammenhängen, zurückzukommen, auch soll dies nur soweit geschehen, als es sich für meinen Zweck nicht umgehen läßt. Ich will weder mich selbst rechtfertigen, noch Andere anklagen, und nur weil man meine Aeltern angegriffen hat, bin ich genöthigt zu deren Vertheidigung aufzutreten. Verschiedene Stellen in den Briefen und Tagebüchern haben die Absicht, meine Aeltern zu verdächtigen, als hätten sie selbst, und durch eine

Bevor wir ihn aber auf ſeiner Reiſe in's Exil begleiten, muß noch eines Umſtandes gedacht werden, wel-

---

von ihnen veranlaßte Spionage die Scheidung bewirkt. Ich begnüge mich mit der Anführung folgender Thatſachen: Am 15. Jan. 1816 verließ ich London, um mich auf das Gut meiner Aeltern zu begeben. Lord Byron hatte mir am 6. Januar ſeinen feſten Willen ſchriftlich zu erkennen gegeben, daß ich London ſobald wie möglich verlaſſen ſollte. Vor meiner Abreiſe hatte ich den beſtimmten Eindruck erhalten, daß Byron an Wahnſinn leide. Mittheilungen von Perſonen, welche ihn in der letzten Zeit beſtändig umgaben und mehr Gelegenheit hatten ihn zu beobachten als ich ſelbſt, hatten mich zu dieſer Ueberzeugung gebracht. Man hatte mir ſogar geſagt, daß man Beſorgniß hege, er werde ſich ſelbſt das Leben nehmen. Unter Zuſtimmung von Lord Byron's eigenen Verwandten hatte ich einen befreundeten Arzt, Dr Baillie über den Geſundheitszuſtand des Lords befragt, und dieſer hielt meine Abreiſe für einen zweckmäßigen Heilungsverſuch, vorausgeſetzt, daß eine Geiſtesſtörung vorhanden ſei. Beſtimmt konnte er ſich hierüber nicht ausſprechen, da er keinen Zutritt zu Lord Byron erhalten hatte. Er ſchärfte mir ein, in meinem Briefe mich eines leichten und beruhigenden Tones zu befleißigen. Dies befolgte ich, denn was auch zwiſchen uns vorgegangen war, ſo verbot mein Glaube, daß er geiſteskrank ſei, doch jeden Ausdruck, der ihn hätte verletzen können. Am Tage meiner Abreiſe und auch bei meiner Ankunft in Kirkby ſchrieb ich deshalb, der ärztlichen Anordnung gemäß, in einem heitern freundlichen Tone. Dieſen Brief hat man veröffentlicht, und dazu benutzt, um die Welt glauben zu machen, ich ſei erſt ſpäter überredet worden, meinen Gatten zu verlaſſen. Das iſt durchaus falſch. Meine Aeltern wußten bis dahin noch gar nicht, daß wir nicht glücklich lebten, und als ſie meine Vermuthungen über Byron's Geiſtesſtörung vernahmen, wünſchten ſie alles Mögliche zu ſeiner Herſtellung zu thun, und ihm die ſorglichſte

cher für ſein ganzes Weſen, und für ſeine Art zu dichten und zu empfinden höchſt charakteriſtiſch iſt, und auf's Glänzendſte die ihm innewohnende Fähigkeit documentirt, ſich ſelbſt über ſeinen Werken zu vergeſſen, oder vielmehr aus ſich ſelbſt heraus ſich in das Reich der Poeſie zu flüchten. Gerade in der Zeit nämlich, wo ſeine Vermögensangelegenheiten ihn in die höchſte Bedrängniß verſetzten, wo er von Gläubigern und Gerichtsdienern

---

Pflege angedeihen zu laſſen, wenn er bewogen werden könnte, zu ihnen zu kommen. Meine Mutter ſchrieb ſelbſt einen Einladungsbrief an Lord Byron. Sie hatte ihn ſtets mit liebevoller Achtung und Nachſicht, und mit Schonung aller ſeiner Eigenthümlichkeiten behandelt. Nie kam ein Wort vor, welches ihn hätte reizen können. Inzwiſchen hatten die Mittheilungen der Perſonen, welche Byron umgaben, und die Ausſage ſeines Arztes mich überzeugt, daß von Wahnſinn keine Rede ſein könne, und nun erklärte ich meinen Aeltern, daß, wenn ich Lord Byron's Handlungen als die eines geiſtig geſunden Mannes zu betrachten hätte, nichts in der Welt mich bewegen werde, zu ihm zurückzukehren. Wir erholten uns nunmehr bei den beſten Sachverſtändigen Rathes, und da eine Geiſteskrankheit nicht angenommen werden konnte, ſo ermächtigte ich meine Mutter, welche ſich nach London begeben hatte, alle Maßregeln zu ergreifen, um eine Rückkehr meiner Perſon unter Lord Byron's Gewalt unmöglich zu machen. Lord Byron ließ ſich denn auch, nach einigem Widerſtreben, dazu bewegen, auf förmliche Weiſe in eine freundſchaftliche Trennung zu willigen. Ich hoffe, daß dieſe Thatſachen genügen werden, um meine Aeltern von jeder Schuld freizuſprechen. Sie haben ihrer Tochter den Beiſtand und Schutz gewährt, um den ich ſie anflehte, und deshalb kann Niemand ſie verdammen.

aus dem Hauſe gehetzt wurde, und wo gleichzeitig jene Zerwürfniſſe ſich häuften, welche die Löſung ſeiner Ehe zur Folge hatten, — gerade in jenen Tagen erſchienen zwei ſeiner ſchönſten poetiſchen Erzählungen, und zwar am 22. Januar 1816: „Die Belagerung von Corinth“, und am 16. Februar, alſo nur drei Wochen ſpäter „Pariſina“, Zeugniß davon gebend, wie ſein Geiſt mit ſeinen tiefſten und innigſten Gedanken und Eingebungen im ſonnigen Süden weilte, während er ein Leben voll Kummer und Aerger, und zugleich voll weltlicher Zerſtreuungen und Ausſchweifungen in den nebligen Straßen von London führte. Auch die Reihe von lyriſchen Gedichten, welche unter dem Namen der ebräiſchen Melodien weltberühmt geworden ſind, entſtanden in derſelben Zeit.

Die Belagerung von Corinth erinnert an mehr als Einer Stelle zu ſehr an Goethe's „Braut von Corinth“, als daß man ſich des Gedankens erwehren könnte, daß Byron dies Gedicht gekannt, und auf ſich habe einwirken laſſen, obgleich von einer eigentlichen Nachahmung keine Rede ſein kann. Es iſt uns jedoch nicht gelungen zu ermitteln, in wie weit ein ſolcher äußerer Zuſammenhang zwiſchen beiden Gedichten wirklich ſtattgefunden habe. Die Erzählung ſchließt ſich in ihrem Tone und ihrer Localfärbung dem Giaour und dem Corſaren und Lara an.

Griechenland, Kampf, Liebe, Renegaten — den ganzen äußeren Apparat finden wir hier wieder. Seinem Freunde Hobhouſe iſt das kleine Werk gewidmet, und noch während des Druckes, am Weihnachtstage 1815 ſandte er dem Verleger die fünfundvierzig Verſe, welche den Eingang bilden, mit der Bemerkung, daß er ſie vergeſſen habe, und daß die kunſtkenneriſchen Freunde Murray's darüber entſcheiden möchten, ob ſie dem Gedichte noch vorgedruckt oder weggelaſſen werden ſollten.

Byron hat von ſeinem Talente, den paſſendſten Ausdruck für alles Schreckliche, Schauerliche und Entſetzliche zu finden, vielleicht in keinem ſeiner Gedichte ſo gewaltige Proben abgelegt, wie in dieſem, und die Beſchreibung z. B., wie die Hunde das Gebein der Erſchlagenen benagen, geht faſt über die Grenze des Schönen hinaus, indem der Klang der Worte uns den knirſchenden ſchabenden Ton vernehmen läßt, mit dem die Zähne der Beſtien das Fleiſch von den Schädeln löſen. Aber die Kunſt der Malerei iſt doch unübertrefflich, und bildet einen Gegenſtand des Studiums für den, welcher an dem Techniſchen der Dichtkunſt Intereſſe hat, in ähnlicher Weiſe wie der Maler zu ſeiner Belehrung auch bei ſolchen Werken der niederländiſchen Schule verweilt, wo oft die ekelſten Gegenſtände mit größter Naturtreue wiedergegeben ſind. Jedoch auch von der höheren und

dabei nicht minder ergreifenden Art der Beſchreibung enthält das Gedicht mehr als Ein Beiſpiel. Die geiſterhafte Geliebte, welche den Renegaten durch ihre Warnungen von ſeinen Racheplänen gegen das Vaterland zurückbringen will, wird uns mit ſo lebendigen Farben geſchildert, als habe der Dichter mit ſolchen Geſpenſtern leibhaftigen Verkehr gehabt. Ihre Lippen ſind regungslos wie der Tod, und die Worte quellen hervor ohne des Athems Hauch. Der Buſen hebt und ſenkt ſich nicht, und in den Adern ſtrömt kein Blut. Unter unbeweglichen Augenlidern dringt der Blick hervor, mit wildem Feuer, und doch ſo feſt, daß auch nicht die Spur eines Wechſels darin wahrzunehmen iſt, dem Blick der Nachtwandler gleich. So ſtarren die Figuren auf alten Tapeten, vom Zugwinde bewegt, auf uns herunter, wenn das ſchwache Kerzenlicht den lebloſen Geſichtern einen ſchauerlichen Anſchein des Lebens leiht.

Es ſollen Jugendeindrücke, welche der Dichter in dem alten Ahnenſaale zu Annesley empfing, die Veranlaſſung zu dieſer Beſchreibung gegeben haben. In ſchlafloſer Nacht glaubte er, daß die Bilder an den Wänden ihn zornig anblickten, wegen des Blutes, welches ein Byron vergoſſen, als er einen der Chaworth erſchlug.

Dieſe unheimlichen Schilderungen wechſeln in dem

Gedichte mit feurigen Schlachtſcenen und mit den rührenden Geſprächen zwiſchen den Liebenden. Dagegen finden wir von den menſchenfeindlichen und menſchenverachtenden Tiraden, die im Corſaren und Lara nicht minder häufig ſind als im Childe Harold, faſt gar nichts in der Belagerung von Corinth, was in Betracht der Zeit, wo das Gedicht entſtand, um ſo auffallender iſt. Es erklärt ſich aber dieſer Umſtand vielleicht dadurch, daß Byron in Briefen und mündlicher Unterredung ſeinem Unmuthe und ſeinem Zorne in ſo hohem Grade freien Lauf ließ, daß durch ſolche Gewitter die poetiſche Atmoſphäre gleichſam gereinigt und geklärt wurde.

Pariſina, das zweiterwähnte dieſer Gedichte, iſt ſogar noch freier von allen perſönlichen Beziehungen und Ergießungen, und überhaupt faſt von allen ſeinen Gedichten dasjenige, welches am objektivſten gehalten iſt. — Die Thatſachen ſind aus einer Notiz entlehnt, welche Gibbon in ſeiner Geſchichte des Hauſes Braunſchweig mittheilt. Gibbon gehörte überhaupt zu Byron's Lieblingsſchriftſtellern, und für ſeine ſkeptiſchen Religionsanſichten ſuchte und fand er darin reichliche Nahrung.

Pariſina war die Gemalin des zum Herzoge erhobenen Nicolaus III. von Ferrara. Eine verbrecheriſche Verbindung zwiſchen ihr und einem natürlichen Sohne

ihres Gemals wurde entdeckt, und beide endeten auf dem Blutgerüſte. Der unglückliche Gatte und Vater ließ den Richterſpruch vollziehen.

Dieſer entſetzliche Vorgang iſt mit dem Schleier der lieblichſten Verſe ſo zart umhüllt, daß das Gedicht vielmehr einen elegiſchen, als einen ſchrecklichen Eindruck hervorbringt. Die Liebe der beiden Unglücklichen kann uns nicht mit dem Abſcheu erfüllen, den das Verbrecheriſche derſelben einflößen müßte, weil Beide mit ſo viel Heldenmuth und Reſignation bereit waren, die Strafe zu tragen, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hatten.

Wenn nun dies Gedicht höchſtens durch die weiche Molltonart ſeiner Verſe an die trübe Stimmung des Verfaſſers erinnert, ſo gilt das in noch höherem Grade von den ebräiſchen Melodien. Die ganze Poeſie, welche in den Schickſalen der jüdiſchen Nation liegt, iſt hier empfunden und ausgeſprochen.

Man darf dies Volk mit einem Edelſteine vergleichen, welcher durch Jahrtauſende unerkannt in dem Staube und Schmutze der Welt umhergerollt wurde, und dadurch mit einer faſt undurchdringlichen Hülle von fremdartigen und widerwärtigen Stoffen umgeben wurde. Byron hat das Juwel unter dieſer Schale erkannt, und zeigt uns den ſanften melancholiſchen Glanz deſſelben.

Den tiefinnerlichſten Ausdruck findet ſeine Anſchauung in dem achtzehnten dieſer Gedichte, wo eine junge Israelitin, gleichſam als Repräſentantin ihrer Nation in die folgenden ſtolzen und wehmüthigen Klagen ausbricht:

Wär' mein Buſen ſo falſch, wie du böslich geglaubt,
Nicht irrt' ich umher, der Heimath beraubt.
Leicht konnte ein Meineid löſen den Fluch,
Den mein Volk, wie du wähnſt, ſeit Jahrtauſenden trug.
Bleibt den Böſen der Sieg, dann wird Gott mit dir ſein.
Wenn der Sclave nur ſündigt, biſt frei du und rein.
Und meinſt du, ich ſoll nicht hienieden allein,
Ich ſoll auch im Jenſeit verworfen ſein,
So lebe nach deines Glaubens Gebot,
Doch für meinen Glauben geh' ich in den Tod.
Was ich ſchweigend erduldet für Marter und Pein,
Der Gott, der dir Macht gab, er weiß es allein.
Bei ihm iſt mein Herz und mein Hoffen — bei dir
Iſt mein Land und mein Glück, das ich hingab dafür.

Von ſolcher Art waren die Ergüſſe, welche aus des Dichters Herzen ſtrömten, während er ſelbſt von der Ungunſt der Verhältniſſe und dem Haſſe der Menſchen verfolgt, und verlaſſen von der jungen Gattin und dem kaum geborenen Kinde, einſam ein entlaubter Stamm, zurückblieb.

Wie es zeitweiſe uns Allen begegnet, daß wir, von Schmerz und Krankheit gepeinigt und ermattet, uns zur Ruhe legen, und dann ein milder Schlaf uns in das

Reich lieblicher Träume entführt, wo wir den Sorgen und Qualen des wirklichen Lebens entrückt, ein zweites, von jenem ersten ganz geschiedenes Leben führen, so ist es dem Dichter gestattet, die Muse anzurufen, daß sie ihn von den Mühseligkeiten und Beschwerden der Wirklichkeit erlöse, und ihn einführe in ihr unvergänglich blühendes Reich, in dem er nun mit solcher Kraft und Lebensfülle sich bewegt, und denkt und redet und empfindet, daß des Tages Gewühl „dann um ihn wie ein Traum vergeht, und ein unnennbar süßer Himmel ihm ewig im Gemüthe steht." Keinem aber war diese Gabe, ein zweites Leben in der Dichtkunst zu führen, in höherem Maße verliehen, als unserem Dichter. Und wenn er auch Alles hinter sich ließ, was des Menschen Dasein verschönt, wenn er freundlos, verwaist und verhöhnt seinem Vaterlande den Rücken kehren mußte, die Muse blieb seine treue Begleiterin auf der Reise.

Freilich war dann das Erwachen aus dem poetischen Traume jedes Mal ein desto schmerzlicheres. Wie der Gefangene am Morgen voll Entsetzen sich in den Kerkerwänden wiederfindet, und an den eisernen Stäben rüttelt, die sein Fenster versperren, so wechselten auch bei ihm die Stunden des selbstvergessenden Schaffens mit den Stunden der Wuth und Erbitterung. Grollend verließ er seine undankbaren Landsleute, die

ihn erſt vergöttert, und dann verhöhnt und geſchmäht hatten, und das Schiff, welches ihn über's Meer trug, ſollte ihn niemals wieder zur Heimath führen. Nur ſeine Leiche brachte man acht Jahre ſpäter nach England zurück.

Ende des erſten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Lord Byron.

Eine Biographie

von

Dr. Felix Eberty

Professor in Breslau.

Zweiter Theil.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1862.

Der Verfaſſer hat ſich das Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

Erſtes Kapitel.

Reiſe in die Verbannung 1

Zweites Kapitel.

Familiendichtungen. Manfred. Chillon 10

Drittes Kapitel.

Venedig 50

Viertes Kapitel.

Beppo. Ueberſiedlung in den Palaſt Mocenigo 77

Fünftes Kapitel.

Don Juan 92

Sechstes Kapitel.

Des Dichters wildes Leben in Venedig 135

Siebentes Kapitel.

Allegra. Erſte Bekanntſchaft mit der Gräfin Giuccioli . 155

Achtes Kapitel.

Beſuch Thomas Moore's. Die Selbſtbiographie . . . 175

Seite

Neuntes Kapitel.

Dichterische und politische Thätigkeit in dieser Zeit . . . 190

Zehntes Kapitel.

Uebersiedelung nach Pisa 214

Elftes Kapitel.

Genua. Abreise nach Griechenland 242

Zwölftes Kapitel.

Ankunft in Griechenland. Wirksamkeit des Dichters daselbst 257

Schlußwort 291

Anhang 297

Erstes Kapitel.

Reise in die Verbannung.

Am 25. April 1816 fuhr Lord Byron mit einem Segelschiffe nach Ostende. Ueber die Dauer und Ausdehnung seiner Reise hatte er keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Der Kammerdiener Fletsher und der Page Robert Rushton, welche er schon 1809 mitgenommen hatte, sollten ihn auch diesmal begleiten. Außerdem war ein Schweizer, Namens Berger, engagirt worden, und bildete dieser mit einem jungen Arzte, Polidori, einem unterrichteten, aber ziemlich eingebildeten und überspannten Menschen, den Rest des Gefolges.

Die trüben Eindrücke, unter welchen der Dichter sich auf die Reise begab, waren keineswegs im Stande, seinen Blick für die Außenwelt weniger scharf zu machen, und wie bei seiner ersten Pilgerfahrt sich seine Anschauungen und Erlebnisse alsbald in die Reime und Stanzen zusammenfügten, welche die beiden ersten Gesänge des

Childe Harold bildeten, ſo hatte er auch diesmal kaum den Fuß an's Land geſetzt, um zuerſt die belgiſchen Provinzen zu durchziehen, als auch ſchon der dritte Geſang dieſes Gedichts begonnen wurde, um von ſeinen Reiſeabenteuern der Welt Rechenſchaft zu geben.

Es iſt eine eben ſo weit verbreitete, als irrige Anſchauungsweiſe, daß Lord Byron durch die unglücklichen Erlebniſſe mit ſeiner Gemahlin, und durch die Trennung von derſelben, ſowie durch die Verfolgungen, welche ihn aus England trieben, in eine menſchenfeindliche, düſtere, faſt diaboliſche Gemüthsſtimmung verſetzt worden ſei, welcher er ſodann in ſeinen Werken Ausdruck gegeben habe; und eben ſo irrig iſt es, wenn man die düſtern und ſchwermüthigen Dichtungen, welche während des ſchweizer Aufenthaltes entſtanden, auf die Gewiſſensbiſſe zurückführen will, von denen die Bruſt des Dichters zerriſſen geweſen, ein Irrthum, in den auch Goethe verfallen iſt. Gewiſſensbiſſe ſind es nicht, welche durch ein verfehltes und leidenſchaftlich durchſtürmtes Leben hervorgerufen werden. Das Gewiſſen ſtraft nur beſtimmte Handlungen, und Byron hatte ſich kein einziges wirkliches Verbrechen vorzuwerfen, welches ihn zu ſo gewaltiger, verzehrender Reue hätte treiben können. Die dunkle Zerriſſenheit, welche z. B. in Manfred und Cain uns erſchüttert, werden wir zu erklären verſuchen, wenn der

Verlauf der Erzählung uns zur Beſprechung dieſer Werke führen wird. Auch war Lord Byron's ganzes Naturell gar nicht von der Art, um die jedesmaligen Eindrücke lange feſtzuhalten, ſondern er faßte Alles, was ihn betraf, mit größter Leidenſchaftlichkeit plötzlich auf, um es ebenſo ſchnell wieder von ſich zu werfen, und dann in raſchem Wechſel zu den früheren Empfindungen wieder und wieder zurückkehrend, ſie eben ſo oft und eben ſo ſchnell mit ganz entgegengeſetzten zu vertauſchen. Selbſt in den Tagen, wo die allerſchmerzlichſten Erfahrungen ihn trafen, konnte er in Geſellſchaft von einigen heiteren Freunden, ſeines Kummers vollſtändig vergeſſend, der heiterſte und witzigſte von allen ſein. Das epigrammatiſche Weſen ſeines Geiſtes vermochte aus allen Erlebniſſen, fremden und eignen, eine geiſtreiche Spitze herauszufinden, die ihn intereſſirte, und indem er den tiefſten Schmerz in einen Witz verwandelte, denſelben gleichſam aus dem Herzen herausverſetzte und zu Etwas machte, was er faſt mit den unparteiiſchen Augen eines Dritten anzuſchauen vermochte. Alle ſeine Tagebuchnotizen beweiſen dies auf's Deutlichſte. Man würde zwar irren, wenn man glaubte, er habe dieſelben wie eine geheime, für kein profanes Auge beſtimmte Beichte niedergeſchrieben, aber ſie verlieren dadurch nichts von ihrer Wahrheit und Unmittelbarkeit. Das Bewußtſein, daß

die Blicke des Publikums auf ihn gerichtet seien, war ihm weder unangenehm, noch unbequem, und er hatte sich so daran gewöhnt, daß er sich unter den Augen der Welt mit vollständigster Freiheit und Unbefangenheit äußerte, ganz in der Art, wie wir wahrnehmen, daß fürstliche Personen sich im Theater und andern öffentlichen Orten mit derselben Ungezwungenheit benehmen, wie wir es nur im eignen Hause thun. So kann man sich keine zwangloseren und unmittelbareren Mittheilungen denken, als Byron's Briefe an seinen Verleger Murray, und dennoch wußte er, während er sie hinschrieb, ganz genau, daß jeder dieser Briefe von hunderten und selbst von tausenden neugieriger Personen gelesen und bekrittelt werden würde. Ja man fühlt merkwürdiger Weise den Briefen dies Bewußtsein des Schreibers an, ohne daß die Freiheit der Sprache und des Gedankenflusses dadurch im Geringsten beeinträchtigt würde. Ein so zerknirschtes, gebeugtes und von dämonischem Menschenhaß erfülltes Herz, wie man unserem Dichter gewöhnlich beizulegen liebt, hätte unmöglich sogleich die Bilder von dem Schlachtfelde von Waterloo und den der Weltschlacht vorangegangenen Ereignissen in solcher Abstraction entwerfen können, wie sie der Anfang des dritten Gesanges von Childe Harold enthält. Wer von seinen persönlichen und gemüthlichen Affectionen ausschließlich in Anspruch genommen ist, der

wird für politiſche Tagesfragen unmöglich das lebhafte Intereſſe zeigen können, welches in dieſen Verſen ſich ausſpricht.

Auch war Napoleon's Sturz gerade der Gegenſtand, an den erinnert zu werden ihn vor Allem über ſein perſönliches Leid hinwegheben mußte, ſelbſt wenn ihn daſſelbe ſonſt für andere Eindrücke abgeſtumpft hätte, was aber von ihm keineswegs geſagt werden kann. Wir haben bereits geſehen, wie ſehr es ihn geſchmerzt hatte, als der Weltherrſcher im Jahre 1814 ſich zu einem ſchimpflichen Vertrage mit ſeinen Beſiegern herabließ, und ſich in Elba häuslich einrichtete, ſtatt ſein Leben für ſeine Thaten einzuſetzen. Damals ſchrieb er am 8. April in ſein Tagebuch: „Ich war ſechs Tage auf dem Lande. Nach Hauſe gekommen, erfahre ich, daß man meinen kleinen Götzen Napoleon von ſeinem Piedeſtal herabgeſtürzt hat; — die Spitzbuben ſind in Paris. Er iſt ſelbſt Schuld daran. Wie Milo wollte er die Eiche ſpalten, aber ſie ſchloß ſich zuſammen und zerquetſchte ſeine Hände, und nun kommen die wilden Thiere, Löwen, Bären, bis herab zum niedrigen Schakal, um ihn zu zerreißen — — den 9. April. Dieſer Tag iſt merkwürdig. Napoleon Bonaparte hat dem Throne der Welt entſagt. Sehr gut. Mich dünkt, Sulla machte es beſſer. Er rächte ſich zuerſt, und abdicirte dann auf

der Höhe ſeiner Macht, noch geröthet von ſeiner Feinde Blut. Die Geſchichte zeigt uns kein ſchöneres Beiſpiel davon, wie man Schufte verachten muß. Auch Diocletian machte es gut, auch Amurath nicht übel, wenn er nur nicht gerade ein Derwiſch geworden wäre. Carl V. nur ſo ſo, — aber Napoleon am ſchlechteſten von Allen! Wie! zu warten, bis ſie in ſeiner Hauptſtadt ſind, und dann von ſeinem guten Willen reden, Das aufzugeben, was längſt verloren war. Bei Gott! Dionys in Corinth war dagegen noch ein König. Die Inſel Elba als Rückzugsort. Wenn es noch Caprea geweſen wäre! Ich ſeh', des Menſchen Geiſt iſt nur ein Stück von ſeinem Glück. Ich bin ſo verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich denken ſoll. Vielleicht aber iſt eine Krone nicht werth, daß man dafür ſtirbt ——— Nun genug davon. Ich möchte ihn auch jetzt noch nicht aufgeben, obgleich alle ſeine Bewunderer, wie die Thane in Macbeth, von ihm abgefallen ſind*)." Wie mußte nun erſt die letzte Erhebung und der ſchließliche Sturz ſeines Helden auf den Dichter wirken. Die erwähnten Stellen des

*) Dieſe Zornausbrüche gaben den Stoff zu Byron's berühmter Ode an Napoleon Bonaparte. Die Gewalt der Gedanken hat durch die poetiſche Form kaum gewonnen. Das Gedicht, aus neunzehn neunzeiligen Stanzen beſtehend, wurde, wie das Tagebuch beſagt, am 10. April, alſo Tages darauf, verfaßt und in's Reine geſchrieben.

Childe Harold geben Zeugniß davon. Von ganz besonderem Interesse ist die neunzehnte Strophe, welche mit einem, für die damalige Zeit wunderbaren Scharfblicke es ausspricht, daß für die Freiheit der Völker durch das Zerbrechen des französischen Joches für's Erste nichts gewonnen sein werde. „Ist das Vergeltung?" ruft er aus. „Ist die Welt darum frei, wenn auch der Franke jetzt gefesselt in's Gebiß schäumt? Verbanden nur zu dem Sturz des Einen die Nationen sich, oder sollten die Könige alle lernen, fortan nicht mehr Tyrannen zu sein? Soll fort und fort der aufgeputzte Götze der Sclaverei uns schrecken, und haben darum nur den Löwen wir verjagt, damit die Wölfe uns zerreißen? Wenn Ihr von Neuem demuthsvoll vor Thronen knieet, so seht doch erst, was Ihr gewonnen habt, bevor Ihr Eure Siegeshymnen anstimmt. Der Kampf allein ist ruhmvoll, der zur Freiheit führt, wenn Myrthenzweige um das Schwert sich schlingen, mit dem Harmodius Athens Tyrannen schlug."

Da der Nationalstolz der Engländer die Schlacht bei Waterloo von jeher als eine rein englische That betrachtet hat, so war es bei der damals gegen den Dichter herrschenden Stimmung nicht zu verwundern, daß solche Aeußerungen lediglich als Ausbrüche seines Hasses gegen England betrachtet wurden. Uns aber erscheinen jetzt,

nach einem halben Jahrhundert, ſolche Blicke in die Zukunft nur wie eine Rechtfertigung des antiken Sprachgebrauches, welcher Dichter und Propheten mit demſelben Worte bezeichnet.

Der dritte Geſang des Childe Harold begleitet nun faſt wie ein Tagebuch den Dichter durch Belgien rheinaufwärts an Coblenz, Ehrenbreitenſtein und dem Siebengebirge vorbei nach der Schweiz. Die ſonnigen Bilder der Landſchaft malt er auf den düſtern Hintergrund ſeiner Weltanſchauung, welche darauf hinausläuft, daß Alles eitel iſt; und dieſer negative Inhalt der Dichtung iſt es, welcher uns trotz der unendlichen Schönheiten, denen wir im Einzelnen begegnen, trotz des üppigen Reichthums hochpoetiſcher Bilder und Gleichniſſe, doch zu keinem rechten Genuſſe kommen läßt. Ein reines ſittliches Gepräge trägt überhaupt in ſeinem ganzen Leben nur die Liebe zu ſeiner Schweſter Auguſte, der er auch auf dieſer Fahrt den Blumenſtrauß zuſendet, welchen ein Bauermädchen am Fuße des Drachenfels ihm geweiht hat. „Zwar weiß ich wohl," ruft er ihr zu, „daß dieſe Lilien längſt dahingewelkt ſein werden, bevor deine Hand ſie berührt, aber verwirf ſie darum nicht! Mir waren ſie werth, weil ich wußte, deine Augen werden darauf ruhen. Der Strauß, an des Rheines Ufer gepflückt, ſei dir eine Gabe vom Herzen zum Herzen; und doppelt würde

ich den Reiz dieſer lieblichen Ufer empfinden, wenn das Geſchick mir geſtattete, dich an meiner Seite zu haben!“

Zwiſchen trüben und heitern, zornigen und ſanften Empfindungen getheilt, erreicht er den Genfer See, deſſen klarer Spiegel ihn vor allem entzückt, und wo er in der warmen ſüdlichen Luft ſich wohl fühlt. Die Anmuth dieſer Gegenden ſchildert das Gedicht mit derſelben Meiſterſchaft, wie den Aufruhr des Gewitters, welches die idylliſche Landſchaft in eine wildromantiſche verwandelt, und deſſen Beſchreibung im erſten Bande mitgetheilt wurde. Rouſſeau und die neue Heloiſe werden vor des Dichters Geiſte lebendig, als er die lieblichen Gärten von Clarens durchwandert; aber nicht die Menſchen ſind es, welche ihn am meiſten anziehen*). In

*) In Childe Harold ſpricht der Dichter ſich hierüber etwa folgendermaßen aus:

Man kann die Menſchen fliehen ohne Haß.
Nicht Jedem glückt mit ihnen der Verkehr,
Und unzufrieden bin ich drum noch nicht,
Weil mein Gefühl ich mächtig ſtets bekämpft,
Daß es nicht überſtröm', im heißen Drang
Mich ſtürzend in der Böſen wilden Streit,
Wo auch der Stärkſte kämpfend untergeht.
Nicht in mir ſelber leb' ich. Nein, ich bin
Ein Theil des All's, das mich umgiebt. Für mich
Sind hohe Berge ein Gefühl. Jedoch
Der Schwarm, der ſich in Städten regt und drängt,
Wird mir zur Qual. In dir, Natur, allein

dieſem Sinne liebt und ſucht er die Einſamkeit, und oft, wenn er mit einem oder zwei Begleitern im kleinen Nachen ſtundenlang auf dem See ſich ſchaukeln ließ, lehnte er ſchweigend und in ſich verſunken über dem Rand des Fahrzeuges, und Niemand wagte dann, ihn zu ſtören und den Gang ſeiner Gedanken zu unterbrechen.

Zweites Kapitel.

Familiendichtungen. Manfred. Chillon.

Nachdem Byron ſich einige Wochen lang in Sécheron in der Nähe von Genf aufgehalten hatte, wo er das damals berühmte Hôtel bewohnte, miethete er für den Reſt des Sommers die an dem Ufer des Sees maleriſch gelegene Villa Diodati, wo er am 4. Juli 1816 die letzten Stanzen des 3. Geſanges von Childe Harold niederſchrieb, mit einem Seufzer nach dem zurückgelaſſenen Kinde ſein Lied beendigend, wie er es mit dem Ausdruck der innigſten Sehnſucht nach demſelben begonnen hatte.

Iſt nichts, was mich bedrängt, als jenes Band,
Das meinen Leib in's Reich des Staubes zieht
Abwärts zur Erde hin, dieweil mein Geiſt
Zum Himmel anſtrebt und zu Bergeshöh'n,
Und mit des Meeres wilder Woge ſich,
Selbſt mit den Sternen ſtolz vermiſchen darf.

Die so eben erwähnten Verse an seine Schwester Auguste führen uns darauf, an dieser Stelle diejenigen Gedichte zu nennen, welche in den Ausgaben der sämmtlichen Werke Lord Byron's mit dem Namen „Familiendichtungen" bezeichnet werden. Es sind ihrer fünf, alle im Jahre der Trennung der Ehe, 1816, verfaßt. Zwei derselben, das berühmte „Lebewohl" und dasjenige, welches die Ueberschrift trägt: „Zeilen als ich hörte, daß Lady Byron krank sei" sind an die Gattin gerichtet, die drei andern an seine Schwester. Das Lebewohl ist am 17. März 1816, also etwa 2 Monate später, niedergeschrieben, als Lady Byron ihn verlassen hatte, und sehr bald fand das Gedicht den Weg in die öffentlichen Blätter. — Es sind Worte des Abschiedes an die Gattin. Auf ewig ruft er ihr Lebewohl zu, wenn die Trennung eine ewige sein sollte. In den rührendsten Tönen der Zärtlichkeit spricht er zu ihr. „Wie oft hast du an meiner Brust geruht! O könntest du einen Blick thun in dies Herz, dann würd' es dich schmerzen, wie du mich von dir gestoßen hast. Und sollten meine Fehler gestraft werden, warum mußte gerade der Arm den Streich führen, der sich so oft um meinen Nacken geschlungen! — — Mein Schmerz ist tiefer, als hätte der Tod dich mir entrissen, und auch du wirst nicht minder als ich an jedem Morgen dein einsames Lager mit Thränen

benetzen. Und willst du dann an unseres Kindes Lallen dir Trost holen, o so lehre es wenigstens den Vaternamen aussprechen, wenn auch ich selbst ihm meinen Vatersegen nicht widmen darf. Wenn ihre Züge den Zügen gleichen, die du nie mehr erblicken wirst, dann sollst du an dem Klopfen deines Busens erkennen, daß dein Herz dennoch für mich schlägt. Doch es ist vorbei! Worte sind vergebens, zumal meine eigenen Worte, aber die Gedanken, die gewaltsam sich Bahn brechen, kann ich nicht zurück halten. Lebe denn wohl, während ich, gelöst von allen theuren Banden, einsam und kranken Herzens mehr als des Todes Bitterkeit empfinde!" —

Wenn Byron dadurch, daß er die Veröffentlichung dieser Verse veranlaßte, oder wenigstens nicht verhinderte, sich eine günstige Wirkung auf die Stimmung des Publikums versprochen hatte, so war dies ein großer Irrthum. Die Fluth der Schmähungen, welche über den Dichter ausgeschüttet wurde, schwoll nur um so höher an. Er will sich, so sagten die Einen, recht gebeugt und unglücklich schildern, um den Unwillen der Menschen gegen seine Gattin zu reizen. Wer so empfinden kann, meinten andere, wird sicherlich nicht seine Verse umherzeigen, Abschriften davon nehmen und sie veröffentlichen lassen. Noch schlimmer gestaltete sich das Urtheil über dies Lebewohl, als einige Monate nachher jenes

zweite Gedicht mit der Ueberſchrift: „Als ich hörte, daß Lady Byron krank ſei“ ſeinen Weg in's Publikum fand. Daſſelbe verdankt ſeinen Urſprung dem Ingrimm des Dichters über das Scheitern aller Verſuche, die von Seiten ſeiner Freunde gemacht worden waren, eine Ausſöhnung zwiſchen den Ehegatten zu bewirken. In der Empörung über dieſe ihm ſeiner Meinung nach zugefügte neue Unbill ſchrieb er auf ſeiner Schweizer Reiſe im September 1816 die Zeilen nieder. Sie enthalten Ausbrüche des Zornes und der Rachſucht gegen die Gattin, von einer Gewalt und Leidenſchaft der Sprache, die uns ſchaudern macht; „Barmherzigkeit“, heißt es in dieſen entſetzlichen Verſen, „iſt für die Barmherzigen. Wärſt du mitleidig geweſen, ſo fändeſt auch du Mitleid. Aber jetzt ſind deine Nächte dem Reich des Schlummers entrückt. Auf den ſchwärzeſten Fluch biſt du gebettet, und eine Ernte von bitterem Wehe muß dir aufgehn, weil du den Samen haſt geſtreut in meine Schmerzen. Viel Feinde hab' ich. Doch keinen Feind wie dich. Der Clytemnäſtra gleich haſt mit verſtecktem Schwerte du des Gatten Ruf und Selenfrieden, und ſeine Hoffnung hingemordet. Ja deine Tugend ſelbſt haſt in Verbrechen du verkehrt, du gabſt ſie hin, den Rachedurſt zu ſtillen, und künftigen Reichthum dir zu ſichern. Kein Mittel, noch ſo niedrig, ſcheuteſt du für deinen Zweck. Nun

wohl, du haſt's erreicht; — ich möchte Gleiches nicht mit Gleichem dir vergelten."

Hält man dieſe Strophen mit dem ſo eben im Auszuge mitgetheilten Lebewohl zuſammen, ſo wird ohne Weiteres klar, daß beide Gedichte nur Ausbrüche augenblicklicher Stimmungen ſind, was ja überhaupt beinahe für ſämmtliche Byron'ſche Gedichte gilt. Bei dem Lebewohl liegt überdies das eigene Zeugniß des Dichters in einer Tagebuchnotiz vor, an deren innerer Wahrheit nicht gezweifelt werden kann. Einſam im nächtlichen Zimmer trat ihm das Bild der Gattin vor Augen. Alle Momente gemeinſamen Glückes, die wie Sterne zwiſchen den Wolken der Leidenſchaften und des Haders hindurchblickten, wurden wieder lebendig, und reichlich ſtrömten die Thränen auf das Blatt, während er die Reime niederſchrieb.

In ſeinem ſtets arbeitenden Gehirne ſtiegen wie Schaum ſolche Empfindungen empor. Aber des Dichters Empfindungen, wenn er ihnen einmal poetiſche Form gegeben hat, verſchwinden nicht wie der Schaum alsbald wieder ſpurlos. Worte bleiben, ſagte der Römer. Und in unſrer Zeit, wo das Wort ſo leicht dauernd vervielfältigt wird, und dann in tauſendfacher Wiederholung an jedes Ohr klingt, und für alle Zeiten weiterſchallt, da gilt jener Spruch noch in weit höherem

Maße. Aber in Byron's Hand wurde die gefährliche Waffe des Wortes überdies noch ein zweiſchneidiges Schwert, welches eben ſo oft, und noch öfter ihn ſelbſt verwundete, als den Gegner, gegen den es gerichtet war. Für jeden Dichter iſt es bekanntlich ſchwer, und faſt unmöglich, ein Gedicht zu verbergen, aber niemand vermochte dies weniger, als Lord Byron. Mit dem Niederſchreiben der ſchnellſtrömenden Reime war ſeiner augenblicklichen Leidenſchaft genügt. Mit einem Ruf des Schmerzes oder der Empörung hatte er ſeine Bruſt erleichtert. Nun bewunderte er ſelbſt ſein Werk, und ſah im Geiſte die Tauſende, die es mit ihm bewundern würden. Seine maßloſe Eitelkeit ließ ihm dann keine Ruhe, bis irgend Jemand das neue Kunſtwerk geſehen und geprieſen hatte. Die heiligſten Empfindungen ſeiner Bruſt hatten aufgehört, ſein eignes Geheimniß zu ſein, und er war ſchwach genug, die Veröffentlichung nicht zu verhindern, ja er überredete ſich wohl ſelbſt, daß die Welt ein Anrecht auf ſeine Schöpfungen habe, und daß er ihr dieſelben nicht vorenthalten dürfe. Die Welt aber, wenn ſie ſich an den Verſen erfreute, in denen er offenbarte, was ſonſt ein Jeder ſorgſam in ſich verſchließt, ließ ſich durch ihre Bewunderung nicht abhalten, die Indiscretion zu verdammen, mit der ein Gatte die Klagen über ſeine Gattin den Zeitungen ein-

verleiben ließ, und er hat kein Recht, ſich zu beklagen, wenn man die Handlungsweiſe des Mannes ebenſo verabſcheute, wie man das Talent des Dichters bewunderte. Will man irgend Etwas zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen, ſo kann man ſich daran erinnern, daß viel ruhigere und ſittlichere Naturen von ähnlichem Tadel nicht freizuſprechen ſind. Wurden doch auch in Deutſchland einſt bittere, und wahrlich nicht ungerechte Klagen von den Perſonen laut, welche ſich durch die Rückſichtsloſigkeit verletzt fühlten, mit welcher Goethe ſeine und ihre Erlebniſſe in Werther's Leiden veröffentlichte, — aber dieſe Klagen ſind längſt verſtummt und reichlich aufgewogen durch das Entzücken des Leſerkreiſes, der in allen Ländern der Welt an dem Werke ſich erfreute.

Formell gilt übrigens von dieſen Gedichten daſſelbe, was faſt von ſämmtlichen kleinen lyriſchen Gedichten Lord Byron's zu ſagen iſt. Sie ſind vollendet ſchön, ja ſie tragen ein ſo eigenthümliches Gepräge der Empfindung und des Ausdrucks an ſich, daß wer ſich mit Byron's Art zu denken und zu fühlen vertraut gemacht hat, ſeine Poeſien niemals mit denen eines andern Dichters verwechſeln wird.

Dieſe kleinen Gelegenheits- und Liebesgedichte gehören ganz gewiß zu denjenigen ſeiner Werke, die man bis an's Ende der menſchlichen Cultur leſen und bewun

dern wird, und die ſich erhalten werden, wenn ein nicht unbedeutender Theil ſeiner ſonſtigen Werke in Vergeſſenheit gerathen ſein wird. Sie offenbaren die höchſte Blüthe der Genialität ihres Verfaſſers in ähnlicher Weiſe, wie das auch bei Goethe's lyriſchen Gedichten aus ſeiner früheren Periode der Fall iſt.

Um aber auf die Familiendichtungen zurückzukommen, welche zu dieſer Betrachtung Veranlaſſung gegeben haben, und welche eine ſo nachtheilige Wirkung auf den perſönlichen Ruf und die Schickſale des Dichters üben ſollten, ſo verſchlimmerte ſich in dieſem Falle die Sache noch bedeutend durch die Habgier der Buchhändler, welche nicht Anſtand nahmen, die beiden Gedichte mit einigen an Auguſta gerichteten, unter dem Titel: „Lord Byron's Gedichte über ſeine häuslichen Verhältniſſe" erſcheinen zu laſſen. Eine ſolche Publikation trug zu ſehr den Charakter einer marktſchreieriſchen Entweihung und Ausbeutung geheiligter Gefühle an ſich, als daß der Unwille des Publikums dadurch nicht zu neuen Ausbrüchen hätte gereizt werden ſollen. Die Zeitungen, welche in England aus dem Tagesklatſch recht eigentlich ein Gewerbe machen, ließen ſich dieſen Stoff nicht entgehen, um ihre Spalten täglich mit neuen Schmähungen und boshaften Erfindungen gegen Lord Byron anzufüllen. Dieſe Uebertreibun-

gen waren zu lächerlich, als daß ſie ihn nicht ſelbſt zuweilen ergötzt haben ſollten, und ſo ſehen wir denn auch in den Tagebüchern neben den Ausbrüchen des Unwillens über ſolche Verfolgungen, auch gar oft den witzigſten Spott und den ſprudelndſten Humor ſich ergießen. Denn ſein Aerger, ſeine Niedergeſchlagenheit und ſeine Anfälle von Reue entſtehen und verſchwinden eben ſo flüchtig, wie die Vorſätze zur Beſſerung und wie die Verſuchungen, welche ihn zu immer neuen Ausſchweifungen fortreißen, und der Wechſel von Ernſt und Scherz, von Heiterkeit und Verzweiflung, den namentlich ſeine ſpäteren Werke ſo oft und ſo reizend ausprägen, iſt ein treues Bild der Vorgänge in ſeinem eigenen Herzen.

Höchſt charakteriſtiſch in dieſer Beziehung iſt folgende Stelle aus einem Briefe an Thomas Moore: „Ich glaube, das Publikum wird nicht aufhören, mich wie einen anzuſehen, der in Sack und Aſche trauert, beſonders ſeit meine moraliſche Frau Gemahlin meinen guten Ruf zerfetzt hat. Aber weder dies noch etwas der Art konnte meinen Humor jemals ertödten, der durch den Druck nur immer elaſtiſcher wird.“

Das Leben des Dichters in dieſer Zeit war übrigens ein ziemlich ruhiges. Er ſelbſt hat ſich darüber gegen Capitain Medwin folgendermaßen geäußert: „Während meines Genfer Aufenthaltes befand ich mich

körperlich wie geistig in einem sehr gedrückten Zustande. Allein die Ruhe und der See, und bessere Aerzte als Polidori, brachten mir bald Hilfe. Nie habe ich ein so moralisches Leben geführt, als in dieser Zeit, aber es ward mir nicht angerechnet. Hatte ich die Strafe erduldet, so hätte man mich nun auch belohnen müssen, doch im Gegentheil, man fuhr fort, die allerabgeschmacktesten Gerüchte über mich zu verbreiten. Man beobachtete mich durch Ferngläser vom andern Ufer des See's aus, und noch dazu durch Ferngläser, die ganz verkehrte Bilder gegeben haben müssen. Bei meinen Abendspaziergängen lauerte man mir auf, kurz man sah mich für eine Art von menschlichem Ungeheuer an. — Von den Genfern lernte ich sehr wenige kennen, schon wegen meiner Unfähigkeit, eine französische Unterhaltung zu führen, und die einzige Gelegenheit, wo ich einen Professor und noch einen alten Herrn einmal bei mir sehen wollte, zog mir ohne meine Schuld die übelsten Nachreden zu. Ich war nämlich Frühmorgens in einem Segelboote ausgefahren, und der Wind verhinderte mich, zu rechter Zeit zurückzukommen, um meine Gäste zu empfangen, wodurch dieselben sich tödtlich verletzt fühlten." Frau von Stael, welche bekanntlich aus Genf herstammt, und damals auf ihrem Schlosse in Coppet residirte, scheint er nicht zu den Genfern gezählt zu haben. Diese

merkwürdige Frau hatte ſtets einen Kreis der ausgezeichnetſten Männer aus allen Theilen der Erde um ſich verſammelt, die ſie mit großem Geſchick zu beherrſchen und zu unterhalten verſtand. Hier fühlte ſich Byron ſehr wohl, wie er denn ſchon in England eine beſondere Zuneigung für ſie gefaßt hatte. Von unſern Landsleuten lernte der Dichter damals den berühmten Auguſt Wilhelm Schlegel kennen, welcher, wie man weiß, bei den franzöſiſchen Schriftſtellern das Amt eines gelehrten Amanuenſis verſah, und ſich auf deren Zuneigung nicht wenig einbildete. Kaum mögen jemals drei eitlere Menſchen als Byron, Schlegel und Frau von Stael ſich beiſammengefunden haben, und es iſt wunderbar, daß ſie einander gegenſeitig zuſagten.

Von Engländern hatte unſer Dichter in der Schweiz nur mit Hobhouſe, Monk Lewis*) und Shelley Verkehr. Seine andern Landsleute vermied er mit der ängſtlichſten Vorſicht, weil er ſich vor ihrer Klatſchſucht und Spionage auf's Aeußerſte fürchtete, und namentlich die engliſchen Damen durch ihre Plauderei ihn oft auf's Empfindlichſte beleidigten. Er galt für einen ſolchen Ausbund von Unſittlichkeit, daß ſein

*) Ein damals modiſcher Romanenſchreiber und Dichter. Den Beinamen Monk hatte er von ſeinem beliebten Romane: Der Mönch, erhalten.

bloßer Anblick ſchon eine Frau compromittirte. Als er einſt in Coppet bei Frau von Stael unerwartet in's Zimmer trat, fiel die Romanſchreiberin Miß Hervey vor Schreck in Ohnmacht, als hätte ſie den Teufel geſehen. Dies erklärt ſeinen Abſcheu vor Engländern ebenſo, wie die Wärme, mit der er ſich den Wenigen anſchloß, die ſich vernünftig betrugen. Die Bekanntſchaft mit dem Dichter Shelley wurde gar bald zu einer wahren und innigen Freundſchaft, die bis an's Ende des unglücklichen jungen Mannes gewährt hat. Dieſe Freundſchaft iſt von ſo gewaltigem Einfluß auf Byron geweſen, und hat ſeiner ganzen poetiſchen Thätigkeit in dieſer Periode ſo ſehr eine beſtimmte Richtung gegeben, daß es deshalb nothwendig iſt, von Shelley und ſeinen Schriften hier einiges zu ſagen, um ſo mehr, als dieſer Dichter, deſſen Werke erſt neuerdings in England recht in's Publikum gedrungen ſind, in Deutſchland ſehr wenig bekannt iſt.

Percy Byſſhe Shelley, älteſter Sohn des Baronet Sir Timotheus Shelley, iſt am 4. Auguſt 1792 geboren. Er war alſo vier Jahr jünger als Byron, und ſtand zu der Zeit, von der wir reden, erſt in ſeinem 24. Jahre. Seine Natur war von Kind auf eine grübelnde, in ſich ſelbſt zurückgezogene. In der Schule, welcher er zuerſt übergeben wurde, hatte er von der Ty-

rannei ſeiner Mitſchüler ſo viel zu dulden, daß ihn dies nur noch ſcheuer und verſchloſſener machte. In Eton, und noch mehr in Orford hatte er mit großem Fleiße ſtudirt, und ſich namentlich mit deutſcher Sprache und Literatur ſehr gründlich beſchäftigt. Während ſein weiches und menſchenfreundliches Herz ihn ſtets zu Werken wahrer chriſtlicher Liebe trieb, die er rückſichtslos auch da ausübte, wo er durch ſein Wohlwollen ſich mit den Rang- und Standesvorurtheilen ſeiner Landsleute, und noch mehr mit ihrer ſittlichen Prüderie in Oppoſition ſetzen mußte, hatte auf der andern Seite ſein Verſtand die Richtung der unerbittlichſten Logik genommen, und dies trieb ihn gar bald zu dogmatiſchen Zweifeln, welche bei ſeinen Freunden und Verwandten nicht minderen Anſtoß erregten. Der altteſtamentliche Gott, welcher die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied heimſucht, ſchien ihm den Begriffen von ewiger Gerechtigkeit grade ſo widerſprechend, wie der neuteſtamentliche, der durch die Verdienſte und den Tod eines Einzigen die Sünden der ganzen Menſchheit für geſühnt annimmt, und da er dieſe Anſichten in Wort und Schrift überall kund gab, ſo hatte dies die Folge, daß er von der Univerſität als ein Gottesleugner ausgeſtoßen wurde und auch ſein Vater ſich vollſtändig von ihm losſagte. Die bedrängten Um-

ſtände, in die er gerieth, wurden dadurch noch mißlicher, daß er als achtzehnjähriger Jüngling ſich wider den Willen ſeiner Aeltern mit einem Mädchen niederen Standes verheirathet hatte, die ihm zwei Kinder gebar. Dieſe Ehe war von beiden Seiten eine Uebereilung geweſen. Die junge Frau vermochte nicht ihren Abſcheu vor den freigeiſtiſchen Anſichten des Dichters zu überwinden, mit denen ſie erſt allmälig bekannt geworden war. Sie fühlte ſich unglücklich und machte ihren Gatten unglücklich. Nach wenigen Jahren kam man überein, ſich zu trennen. Die bedauernswerthe Frau verfiel in Schwermuth, und nahm ſich ſelbſt das Leben. Shelley aber vermählte ſich nicht lange nachher mit einer excentriſchen jungen Dame, Mary Woolſtoncroft Godwin, Tochter der Romanſchreiberin gleichen Namens. Bei ihr fand er das häusliche Glück und die Uebereinſtimmung in religiöſen und ſittlichen Anſichten, welche in der früheren Verbindung gefehlt hatte. Seine Familie hielt ſich in ihrem Gewiſſen für verbunden, die Erziehung der Kinder erſter Ehe nach dem Tode der Mutter einem gottesleugneriſchen Vater nicht anzuvertrauen, und es geſchah das nach unſern Begriffen Unbegreifliche: der Canzleigerichtshof erließ ein Urtheil, in Folge deſſen beide Kinder einem Geiſtlichen übergeben wurden, weil der Vater durch Veröffentlichung des Ge-

dichtes Queen Mab ſich als Atheiſt unfähig gemacht habe, ſeine Vaterrechte auszuüben. Bevor jedoch dies Reſultat erreicht wurde, hatte der unglückliche Dichter, durch die Verfolgungen, welche ihn von allen Seiten bedrängten, zur Verzweiflung gebracht, den Entſchluß gefaßt, ſein Vaterland zu verlaſſen, um ſo mehr, als ſeine von jeher zarte Körperbeſchaffenheit den Aufenthalt in milderen Himmelsſtrichen zu fordern ſchien.

Am 28. Juli 1814 trat er ſeine Reiſe an, von der er aber, nach allerlei abenteuerlichen Fahrten, ſchon am 31. Auguſt zurückkehrte, weil Geldmangel ihn zur Heimkehr zwang. Er führte nun ein Leben voll Entbehrungen in London, bis es ihm gelang, gewiſſe Anwartſchaften auf liegende Güter an ſeinen eigenen Vater für eine Jahresrente von 1000 L. zu verkaufen. Hierdurch Herr ſeiner Handlungen geworden, begab er ſich im Mai 1816 zum zweiten Male auf die Reiſe nach dem Continent, und gelangte am 17. deſſelben Monats nach Secheron bei Genf. Hier lernte er Lord Byron kennen, und dieſe Begegnung beider Dichter führte bald zu einer innigen Freundſchaft, welche bis zu Shelley's Tode ununterbrochen fortgedauert hat. Die Lebensſchickſale beider hochbegabten jungen Männer und ihre Gemüthsart hatte ſo viel Gemeinſchaftliches, daß dies die erſte Annäherung gar ſehr erleichterte. Beide waren

durch die Intoleranz ihrer Landsleute in das Exil getrieben worden, beiden hatte man wider ihren Willen ihre Kinder genommen, und beide sahen sich als Märtyrer der Tyrannei an, welche die Gesellschaft über die Gedanken und Handlungen derer sich anmaßt, welche, ihrer Natur folgend, von der gewöhnlichen Heerstraße des täglichen Lebens abweichend, ihre eigenen Wege zu gehen versuchen. Beide waren Dichter, deren Werke man bewunderte und theilweise verdammte. Beide waren überdies jung und von vornehmer Geburt, und so mußte das Band der Freundschaft sich um so leichter und schneller knüpfen, als es auch zwischen ihnen an solchen Gegensätzen nicht fehlte, welche bewirkten, daß jeder in dem Anderen eine Ergänzung des eigenen Selbst erblicken konnte.

So war Shelley, um die hauptsächlichste dieser Verschiedenheiten hervorzuheben, eine durchaus sittliche ethische Natur. Mit der ganzen Macht und Energie seines bei aller Weichheit festen Charakters strebte er einzig nach dem, was er für gut und vollkommen hielt. Ja, er war trotz des Atheismus, den seine Landsleute ihm vorwarfen, seinem ganzen Wesen nach religiös gesinnt. Entsprangen doch alle seine Zweifel und seltsamen Glaubensmeinungen lediglich aus dem fortwährenden Grübeln über göttliche und religiöse Dinge. Vaterland,

Freunde, Weib und Kind und Vermögen hatte er seinen Ueberzeugungen geopfert, und wie wenig hatten die sein Inneres erkannt, welche ihn in die Verbannung stießen! Als einst in einer italienischen Kirche die Erhabenheit des Gebäudes, und die Feierlichkeit der religiösen Gebräuche ihn mächtig ergriff, da sprach er seine tiefste Herzensmeinung in folgenden Worten aus: „Wie schön," sagte er, „wäre die Religion, wenn nicht die Glaubenssätze, sondern die Gebote der Liebe der Angelpunkt wären, um den Alles sich bewegte!" Solchen Anschauungen entsprechend waren die Thaten seines ganzen Lebens. Mildthätigkeit und Aufopferung bezeichneten jeden seiner Tage. Jeder Arme und Verlassene war sein Freund, und unter eignen Entbehrungen suchte er ihnen zu helfen. Er unterstützte und pflegte die Kranken in seiner Nähe, und hatte vielfach die Hospitäler besucht, um daselbst zu lernen, wie er seine Liebeswerke am besten vollbringen könnte. Ebenso außergewöhnlich und seltsam wie sein Leben war auch seine dichterische Begabung, und seine Werke, die man während seines Lebens verketzerte, werden erst jetzt in England allmälig in ihrer tiefen Bedeutung erkannt. Bereits im siebenzehnten Jahre hatte er die Queen Mab geschrieben, die wider seinen Willen gedruckt wurde und die erste Veranlassung zu alle den Verfolgungen gab, denen er erlag. Man vermochte in seine absonderliche,

den tiefſten Grübeleien nachhängende Schreibart ſich nicht zu finden. Seine Poeſie, ſagte man, verhält ſich zur klaſſiſchen Dichtung wie die Aſtrologie zu den Naturwiſſenſchaften. Sie iſt ein leidenſchaftlicher Traum, ein Ringen nach dem Unmöglichen. Mit fieberhaftem Seelendurſte ſchmachtet er nach dem Unerreichbaren, und ſo durchglüht ein unheimliches Feuer ſeine harmoniſchen Strophen.

Die Leiden, welche ſein Leben verbitterten, entſprangen aus derſelben Quelle, aus welcher Lord Byron die Verfolgungen herleitete, die ſein Leben zu einem äußerlich verfehlten und ihn ſelbſt zu einem von der Welt Ausgeſtoßenen machten, und zwar iſt dieſe Quelle von Haus aus zu ſuchen in dem Nationalcharakter der Britten. Bei aller der Freiheit, mit der ſie groß zu thun pflegen, fehlen ihnen doch zwei Arten von Freiheit, welche wir trotz unſerer beſchränkten politiſchen Verhältniſſe in hohem Grade beſitzen, die Freiheit des Gedankens und die Freiheit, geſellig nach unſerem eigenen Gefallen und nicht nach den Geboten einer ſteifen Mode zu leben. Denn die Kirche drückt wie eine ſchwere Laſt auf die Geiſter der ſtolzen Inſelbewohner. Der Glaube an die göttliche Inſpiration eines jeden Bibelwortes iſt dort nicht nur Gegenſtand religiöſer Ueberzeugung, ſondern auch ein Maßſtab für die Stellung, auf welche der Menſch in der

Geſellſchaft Anſpruch machen kann, und die auserleſene Schaar der Reſpectablen ſitzt wie eine Inquiſition über die Ungläubigen zu Gericht und behandelt ſie wie Ausſätzige und Peſtkranke, deren Berührung den Reinen beflecken muß. Shelley's Leben und Dichten war ein unausgeſetzter Kampf gegen dieſes Nationalvorurtheil, und er ging in dieſem Kampfe zu Grunde.

Die große Anziehungskraft, welche eine ſolche Natur auf Lord Byron üben mußte, iſt für die Schöpfungen desſelben in dieſer Periode von allergrößtem Einfluſſe geweſen. Auch Byron hatte über ſeine religiöſen Scrupel und Zweifel niemals hinwegkommen können, obgleich ſie ihn nicht ſo ausſchließlich beſchäftigten, wie ſeinen neuen Freund. Die Liebe, die Politik, der kleine Skandal und das ganze bunte Weltgetriebe theilten ſein Intereſſe. Shelley's Umgang und Geſpräch aber concentrirte ihn für eine Zeitlang auf die Beſchäftigung mit den beiden Hauptfragen, deren Löſung ihn ſchon lange gequält hatte.

Die Unmöglichkeit, das Beſtehen des Uebels und der Sünde neben einem allmächtigen und allgütigen Gott auf rein gedankenmäßigem Wege zu erklären, und die Sehnſucht nach Vergebung und Tilgung der eigenen Sünde iſt von jeher eine Hauptquelle des religiöſen Glaubens geweſen, und wer nicht zu *glauben* vermag,

der wird der Verzweiflung verfallen, wofern er nicht die Reſignation beſitzt, das Unerforſchliche nicht erforſchen zu wollen. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden Richtungen wurde in Lord Byron auf's Heftigſte durch Shelley's Grübeleien angefacht, und aus ihm iſt ſeine weitberühmte Dichtung Manfred hervorgegangen, welche in dieſer Periode entſtanden iſt, wenn auch die Vollendung derſelben erſt einige Monate ſpäter in Venedig erfolgte. Das Werk machte alsbald nach ſeinem Erſcheinen nicht nur in England, ſondern namentlich auch in Deutſchland das größte Aufſehen, und hat eine eigene Literatur von Auslegungen und Ueberſetzungen, von Lobpreiſungen und Widerlegungen hervorgerufen. Eine vergleichende Ueberſicht der hierdurch zu Tage geförderten, einander theilweiſe widerſprechenden Anſichten mitzutheilen, liegt nicht in unſerem Plane und würde dem Zwecke einer Lebensbeſchreibung nicht entſprechen. Wir wollen uns vielmehr damit begnügen, den Eindruck wiederzugeben, den Manfred nach mehrfachem Leſen, und nachdem wir von Beurtheilungen und Ueberſetzungen alles, deſſen wir habhaft werden konnten, zu Rathe gezogen, auf uns gemacht hat.

Seiner Form nach iſt das Gedicht dramatiſch, dem Weſen und dem Inhalte nach aber lyriſch. Die Gefühle und Empfindungen des Helden darzuſtellen, iſt der Zweck

des Ganzen. Das eigentlich Thatſächliche tritt in den Hintergrund und bleibt theilweiſe ganz im Dunkeln, oder wird nur leiſe angedeutet.

Ein mit ſeinem Schickſale und ſeinen Thaten unzufriedener Mann, iſt der Graf Manfred mit ſich und der Welt zerfallen. Er würde ſeinem Leben ein Ende machen, wenn ihn die Ungewißheit über das Loos der Menſchen nach dem Tode nicht zurückhielte. Vergeſſenheit des Vergangenen iſt das einzige Heilmittel, nach dem er ſich ſehnt. Dieſe zu erlangen, übt er ſeine Macht über die Geiſterwelt, die ihm vermöge ſeiner kabbaliſtiſchen Künſte unterwürfig iſt. Die Genien der Elemente erſcheinen auf ſeinen Ruf, ohne ihm helfen zu können. Er flieht in die Einöden der höchſten Schweizer-Alpen und wird von einem Gemsjäger von dem Abhange zurückgezogen, in den er, des Weges unkundig, zu ſtürzen im Begriff war. Eine Bergfee erſcheint ihm. Auch ſie vermag ihm keinen Troſt zu geben. Nun ſteigt er in die Unterwelt hinab, und ſein Flehen bewirkt, daß ihm die eigene Schweſter erſcheint, für die er in verbotener Leidenſchaft geglüht, und die auf eine geheimnißvoll angedeutete Art in Folge dieſer ſündigen Flamme ihr Leben verlor. Sie verkündet ihm das baldige Ende ſeiner irdiſchen Leiden. Nun kommt Frieden in ſeine gequälte Seele. Er bereitet ſich zum Tode und ſtirbt, indem er ſowohl die auf ihn

eindringenden böſen Geiſter, als auch den frommen Prieſter abweiſt, der ihn bekehren will. „Es iſt nicht ſchwer zu ſterben!“ ſind ſeine letzten Worte.

Die ungeheure Senſation, die ein ſolches Gedicht machen konnte, iſt, außer dem ergreifenden wunderſamen Inhalte und der ſchönen eigenthümlichen Form, doch unſtreitig zu einem großen Theile auch äußeren Umſtänden zuzuſchreiben. Einmal hatte ſich, wie wir geſehen haben, das Publikum daran gewöhnt, Lord Byron mit ſeinem Helden zu identificiren. Im Manfred ſchien er nun eine umfaſſende, wenn auch geheimnißvolle Beichte abgelegt zu haben, die zu den überſchwänglichſten Vermuthungen und Beſchuldigungen erwünſchte Gelegenheit bot. Man entblödete ſich nicht, ſein Verhältniß zu der Stiefſchweſter Auguſte auf die abſcheulichſte Weiſe in den Schmutz zu ziehen, um eine thatſächliche Grundlage für die Dichtung in des Dichters Leben nachweiſen zu können. So fand die Liebe zum Skandal, welche ein hervorſtechender Charakterzug des engliſchen Publikums iſt, in der Beſprechung des Manfred die reichſte Nahrung, und das Gedicht erhielt auf dieſem unlauteren Wege Eingang in die weiteſten Kreiſe.

Kaum beſſer erging es in Deutſchland. Hat doch ſelbſt Goethe bei dieſer Gelegenheit von einem zweifachen Morde gefabelt, veranlaßt durch Byron's Leidenſchaft

für eine Dame in Florenz, während er ſich in dieſer Stadt niemals aufgehalten hat, und das Ganze ein reines Märchen iſt, welches der Dichterfürſt ohne nähere Prüfung nachgeſprochen hat. Was aber in Deutſchland die Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf das wunderſame Drama lenkte, war ein anderer Ausſpruch Goethe's, demzufolge er Manfred zwar nicht für eine Nachahmung, aber doch für eine ſelbſtſtändige Nachbildung des Fauſt erklärte, und zwar für eine ſo geiſtreiche, daß darüber höchſt intereſſante Vorleſungen gehalten werden könnten. Hier hatten nun unſere Literaten, für die der Fauſt von jeher eine unerſchöpfliche Quelle für ihre Abhandlungen und Commentare geweſen iſt, eine erwünſchte Veranlaſſung, ſich auch über Manfred auszubreiten, und ſo ward des Schreibens und Redens über das Gedicht kein Ende.

Lord Byron ſelbſt hat es entſchieden in Abrede geſtellt, daß er den Goethe'ſchen Fauſt nachgeahmt habe. Dieſer war damals noch nicht in's Engliſche übertragen, und Byron wußte von dem Gedichte nur ſo viel, als ihm dadurch im Gedächtniſſe geblieben war, daß Monk Lewis ihm daſſelbe einſt aus dem deutſchen Original mündlich vorüberſetzt hatte. Allein ſelbſt eine ſo flüchtige Bekanntſchaft dürfte doch auf den Dichter nicht ohne Einfluß geblieben ſein, wenn gleich die Aehnlichkeit der erſten

Scene des Manfred mit der erſten Scene des Fauſt und die Erſcheinungen der Geiſter ebenſowohl aus dem Marlow'ſchen Fauſt und der Fauſtſage überhaupt, als ſpeciell aus dem Goethe'ſchen Werke ſich herleiten laſſen. Auffallender iſt manche einzelne Uebereinſtimmung: z. B. die des Verſes „und Fluch vor allem der Geduld!“

Das Ganze aber iſt durchaus dem Fauſt nicht an die Seite zu ſtellen. Es fehlt namentlich das humoriſtiſche Element vollſtändig, welches dem Goethe'ſchen Werke den größten Reiz verleiht, und den Leſer über die Verzweiflung des weltvernichtenden Inhaltes erhebt. Ebenſo hat die geheimnißvoll angedeutete Liebe Manfred's mit Fauſt's Liebe außer dem unglücklichen Ende gar Nichts gemein, und es laſſen ſich überdies die Eindrücke, welche auf Byron's Gemüth die Wirkung haben konnten, gerade damals ein ſolches Gedicht zu ſchaffen, ſo deutlich angeben, daß man keinen Grund hat, an eine Nachahmung zu denken. Dieſe Eindrücke ſind mannigfacher Art: Die gewaltige Wirkung der ſchweizeriſchen Natur auf das Gemüth des Dichters, die Unterredungen mit Shelley, Byron's eigene, ſehr erklärliche Schwermuth, wenn er ſeiner Vereinſamung im fremden Lande, bald traurig, bald zürnend gedachte, und endlich die Erinnerung an die Fauſtſage, die ihm nahe lag, wenn er ſich bewußt wurde, wie ja er ſelbſt ein Geiſterbanner ſei, der

die wunderſamſten Geſtalten mittelſt des Zauberſtabes der Phantaſie vor ſein geiſtiges Auge heraufzubeſchwören vermochte. Auch ſpricht er Aehnliches in einem Briefe an Thomas Moore aus, wo er die Stimmung ſchildert, in welcher der dritte Geſang des Childe Harold damals niedergeſchrieben wurde: „Ich war halb toll," ſagt er, „während ich dieſe Verſe machte. Philoſophiſche Grübeleien, Berge und Sonne, eine unauslöſchliche Liebesſehnſucht und unausſprechliche Gedanken ſtürmten auf mich ein, und zugleich drückte mich der Alp meiner eigenen Verirrungen. Manchen Tag war ich nahe daran, mir eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen, aber wenn ich dachte, wie meine Schwiegermutter ſich darüber freuen würde, ſo unterließ ich es, und doch hätte es mir Spaß gemacht, ſie nach meinem Tode als Geſpenſt zu verfolgen. — Aber wozu bei dieſen kleinen Familienangelegenheiten verweilen!"

Aus ſo trüben Quellen floß nun auch die Eingebung, welche den Manfred entſtehen ließ, und die Intenſität ſolcher Empfindungen iſt vielleicht die Urſache, daß ſich in dieſem Gedichte mehr als in irgend einem der Byron'ſchen Werke, ſeine unübertroffene Beherrſchung des Ausdrucks für die düſteren Regionen des menſchlichen Geiſtes offenbart. Zorn, Haß, Menſchenverachtung und Verzweiflung zu ſchildern, vermochte er, wie niemals

ein Dichter vor oder nach ihm: „Er ſchöpfte," ſagt Macaulay, „ſeine Beredtſamkeit aus einer nie verſiegenden Quelle von Bitterkeit. Von dem wahnſinnigen Hohnlachen bis zur herzſchmelzenden Klage giebt es keinen Schmerzenston, den er nicht anzuſchlagen vermöchte." Dennoch aber würde man ſehr irren, wenn man meinte, daß die in Manfred verkörperte Stimmung die geſammte Perſönlichkeit des Dichters beherrſcht hätte. Seine poetiſch ſchöpferiſchen Momente waren es hauptſächlich, welche dieſe Färbung trugen. Im Uebrigen war er für die freudigen, harmloſen und geſelligen Eindrücke des Lebens empfänglich genug, und namentlich ſtand ſein Herz den Reizen der Natur offen, welche gerade damals ihn in üppigſter Fülle umgaben. Seine Briefe und Tagebücher geben Zeugniß davon, und wir werden weiter unten durch Auszüge aus den Reiſenotizen dies belegen.

Einer ſo wandelbaren Stimmung entſprechend, iſt auch dasjenige, was er ſelbſt über Manfred äußert. Zum erſten Male erwähnt er des Gedichtes in einem Briefe vom 15. Februar 1817 an ſeinen Verleger, wo er nach Beſprechung verſchiedener anderer Dinge hinzufügt: „Ich „vergaß zu melden, daß ich eine Art von dialogiſirtem „Gedicht oder Drama in Jamben vollendet habe, welches „in der Schweiz begonnen wurde. Es iſt in drei Akten, „aber von einer wilden, metaphyſiſchen, nicht zu be-

„ſchreibenden Gattung. — — Ich habe von dieſem „phantaſtiſchen Stücke keine große Meinung, wenigſtens „habe ich es ſo eingerichtet, daß man es unmöglich auf's „Theater bringen kann, gegen welches ich ſeit meinem „Verkehr mit Drurylane die gründlichſte Verachtung „habe. Es iſt noch nicht einmal in's Reine geſchrieben, „weil ich mich dazu jetzt zu träge fühle. Sobald es aber „copirt iſt, werde ich es Ihnen ſchicken, und Sie mögen „es dann in's Feuer werfen, oder nicht.“ Am 9. März „ſchreibt er alsdann: „Hiebei folgt der dritte Akt von der „Art von dramatiſchem Gedicht, von dem ich neulich die „beiden erſten Akte überſandte. Ich habe dabei nur zu „bemerken, daß es nicht gedruckt werden darf, ohne vor„her nochmals bei mir anzufragen. Geben Sie es Herrn „Gifford, oder wem Sie wollen zur Durchſicht — — — „daß man nie daran denken kann, es aufzuführen, iſt „klar. Ich zweifle ſogar, ob es ſich für den Druck eignet*). „Es iſt zu ſehr in meinem alten Styl, aber ich habe es „in einem wahren horreur vor der Bühne niederge„ſchrieben, mit der Abſicht, ſogar die Möglichkeit einer „Aufführung auszuſchließen, denn ich weiß, daß meine

*) Man hat vor einer Reihe von Jahren in Wien den Verſuch gemacht, Manfred auf die Bühne zu bringen, und zwar mit melodramatiſcher Muſikbegleitung; es fand aber die Aufführung keinen Anklang im Publikum, und ſie wurde auch nicht wiederholt.

„guten Freunde ſich dennoch bemühen werden, Das zu „thun, was mir den größten Abſcheu einflößt, nämlich „es aufzuführen. Ich merke, daß ich verteufelt manierirt „werde, und muß mich ändern. Aber was ſoll ich „machen! Wenn ich nicht irgend eine Arbeit vorhabe, „ſo fürchte ich, daß meine Einbildungen und die Wirk„lichkeit mich erdrücken.“

Es iſt nicht zu verwundern, daß ein Gedicht, welches unter ſolchen Umſtänden entſtanden iſt, eine düſtere und unerquickliche Färbung trägt, und man kann nur dem Urtheil Goethe's beiſtimmen, wenn derſelbe ſagt, daß uns die Gluth einer grenzenloſen reichen Verzweiflung am Ende läſtig wird, wenn gleich der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft iſt. Nun aber ſoll ein Gedicht uns erfreuen und erheben, und ſelbſt die Tragödie darf niemals in eine troſtloſe Quälerei ausarten, wie es in Manfred der Fall iſt. Nur der Gemſenjäger mit ſeiner Bergnatur und ſeinem unverdorbenen menſchlichen Gefühle iſt ein Lichtpunkt in dieſem aus lauter Schatten zuſammengeſetzten Bilde. Aber dieſer einzelne Punkt iſt nicht hell genug, um einen verklärenden Schein über das trübe Ganze auszugießen. So mögen denn die Liebhaber tiefſinnig melancholiſcher Grübeleien an dieſem wunderlichen Drama ihre Freude haben; wir Anderen aber kehren

aus ſolchen dunklen Wolkenſchatten ſo ſchnell wie möglich lieber in das Sonnenlicht des Tages zurück. Merkwürdig iſt übrigens der Umſtand, daß in der erſten und urſprünglichen Form des Stückes der dritte Akt von den engliſchen Freunden für völlig mißrathen erklärt wurde. Byron hatte nämlich ſeinen Helden im Zank mit einem fanatiſchen habgierigen Prieſter dargeſtellt. Sein klares poetiſches Gewiſſen ſagte ihm alsbald, daß man dieſe beinahe rohe Scene mit Recht getadelt habe, als unvereinbar mit der tief elegiſchen Stimmung des erſten Aktes. Er hat daher noch vor dem Drucke den ganzen letzten Akt umgearbeitet, und den Abt als einen wahrhaft frommen und milden Mann dargeſtellt, der aus reinſter chriſtlicher Liebe und Erbarmen ſich zu Manfred begiebt, um dieſen zu retten. Die Vergleichung beider Arbeiten iſt in hohem Grade intereſſant, und giebt ein Beiſpiel von der Art und Weiſe, wie der Dichter ſeinen Ideen eine vollkommen neue und faſt entgegengeſetzte Wendung zu geben weiß, ohne dadurch die Einheit des urſprünglich ganz anders angelegten Werkes zu ſtören.

Verwandten Geiſtes, obgleich von ganz anderer Form, iſt das zweite größere Gedicht, welches während dieſes erſten Schweizeraufenthaltes entſtand.

In dem romantiſch gelegenen Schloſſe Chillon, auf einer kleinen Inſel im Genfer See, die jetzt mit dem dicht

daranliegenden Ufer verbunden iſt, zeigt man in der halbunterirdiſchen ehemaligen Kapelle noch heute den Ring, an welchen der edle Republikaner Franz Bonnivard ſechs Jahre lang angekettet war, und durch ſeine Wanderungen um den Schaft der Säule, die ihn feſthielt, dem ſteinernen Fußboden die Spur ſeiner Tritte eindrückte. Der Herzog von Savoyen, gegen den er die Freiheit ſeiner Vaterſtadt vertheidigt hatte, hielt ihn hier gefangen, bis er durch die Berner befreit wurde. Noch dreißig Jahre lang lebte er ſpäter für das Wohl ſeiner heimiſchen Republik, die er auch zur Erbin ſeiner Güter einſetzte.

An jener Säule des Gefängniſſes lieſt der Reiſende noch heute Lord Byron's Namen, und die Eindrücke, welche dieſe unterirdiſchen Gewölbe auf das Gemüth des Dichters hervorbrachten, ſind in dem Gedichte „der Gefangene von Chillon" wiedergegeben.

Nur die trübe Seite der Begebenheit hat Byron verarbeitet und das Grauenhafte noch durch die Erfindung geſteigert, daß drei Brüder an die drei Säulen gefeſſelt waren. Der älteſte ſieht die beiden jüngeren ſterben, und ſchwer gebeugt kann er ſelbſt ſeiner ſpäteren Befreiung nicht mehr froh werden.

Walter Scott hat das Gedicht ſo trefflich charakteriſirt, daß wir deſſen Worte herſetzen: „Man wird zugeben müſſen," ſagt er, „daß der Eindruck dieſes Gedichts

mehr ein gewaltiger, als ein gefälliger iſt. Bonnivard's Kerker iſt ein zu trauriger Gegenſtand, als daß die Macht des Dichters oder des Malers hinreichte, ſeine Schrecken zu bannen. Die Wirkung des Gedichts iſt um ſo troſtloſer, weil der menſchlichen Hoffnung darin der Anker geraubt iſt, auf den ſie ſich ſtützen könnte, indem der Dulder, obgleich ein Mann von Geiſt und Herz, machtlos und thatenlos ſeinem Schickſale ſich ergiebt. Als Gemälde jedoch iſt die Darſtellung, trotz ihrer dunklen Färbung, dem ſchönſten an die Seite zu ſetzen, was aus Lord Byron's Feder hervorgegangen iſt, und dem Leſer ſinkt das Herz in der Bruſt faſt ebenſo wie dem Schlachtopfer, deſſen Qualen geſchildert worden."

Betrachten wir nun das Gedicht als ein Kunſtwerk, ſo müſſen wir eine Reihe von wunderbar ergreifenden Schilderungen in demſelben bewundern. Der Tod der Brüder, die Gefühle der Ueberlebenden, und der Dämmerſchein des Kerkers, der über das Ganze ausgegoſſen iſt, erfüllen uns mit unendlicher Wehmuth. Aber dieſen trüben Eindruck durch einen Strahl der Hoffnung verklären zu laſſen, lag um ſo näher, als der wirkliche Bonnivard aus ſeinem Gefängniſſe zu friſchem, neuen Leben hervorging. Lord Byron aber läßt ihn geknickt und lebensſatt über die Schwelle des Kerkers in die Freiheit zurückkehren.

Das beweiſt auf's Neue, wie in dieſer Periode ſeines poetiſchen Schaffens, nicht das Bedürfniß und der Wunſch, objective Kunſtwerke zu erzeugen, ſondern nur der Drang, ſeinen eigenen melancholiſchen Stimmungen Ausdruck zu geben, ihn zur Dichtung trieb.

Und dennoch waren die Augenblicke, wo er dieſen Stimmungen ſich hingab, ſtets nur vorübergehende. Dafür ſpricht nicht nur der heitere objective Ton in einem großen Theile ſeiner Briefe und Reiſeſchilderungen, ſondern ganz vorzüglich der Umſtand, daß er nach wie vor ſeine müſſigen Tage mit einer ununterbrochenen Reihe von Liebſchaften und Liebeleien ausfüllte. Dies iſt ein für alle Mal unverträglich mit der gewöhnlichen Annahme, daß die trübgefärbten Gedichte dieſer Periode der Ausdruck eines im Tiefſten zerriſſenen und verdüſterten Herzens geweſen, wie man das ſo oft behaupten hört. Wenn er aber von ſeinen wechſelnden Empfindungen damals faſt nur die ſchwermüthigen in poetiſche Schöpfungen verwandelte, ſo findet das ſeine Erklärung theils darin, daß er die böſen Geiſter der Schwermuth durch die Thätigkeit des Dichtens am leichteſten zu bannen vermochte, theils aber auch in der Leichtigkeit und Meiſterſchaft, mit der er gerade für ſolche Zuſtände den immer neuen und immer treffenden Ausdruck bereit hatte.

Wir theilen im Folgenden einige Auszüge aus dem

Reiſetagebuche mit, welches er während einer mit Hobhouſe unternommenen Gebirgstour führte. Dieſe klaren und objectiv gehaltenen Schilderungen zeugen keineswegs von einem verdüſterten Gemüthe, und nur zuweilen fliegt ein leichter Schleier der Wehmuth darüber hin. Wer ſich die Mühe nehmen will, dieſe Naturbeſchreibungen mit den entſprechenden Stellen des Manfred zu vergleichen, der wird über die Unmittelbarkeit erſtaunen, mit welcher in Byron's Seele die äußeren Sinneseindrücke ſich in Poeſie verwandelten, und wie es oft nur der Einſchiebung von ein paar Worten bedurfte, um das Tagebuch in die herrlichſte Dichtung umzuſchaffen. In den beſſeren engliſchen Ausgaben der Werke Lord Byron's finden ſich deshalb auch ſehr zweckmäßig die betreffenden Stellen des Journals unter dem Text des Drama's abgedruckt.

Das Tagebuch beginnt am 18. September 1816 mit der Bemerkung, daß die Reiſe am Tage vorher in Hobhouſe's Begleitung angetreten worden. — — Nach Clarens gelangten wir dies Mal zu Waſſer. Von da zu Lande nach Chillon, durch eine Scenerie, welche der größte Maler nicht nachzubilden vermöchte. Beſah nochmals das Schloß. Traf auf der Rückfahrt einen Wagen mit Engländern. Eine Dame in tiefem Schlaf. Schlafen in Umgebungen, die doch wahrhaftig den Schlaf verſcheuchen ſollten, — excellent! — Das erinnert mich an

eine andere Engländerin in Chamouny, die ihrer Gesellschaft zurief: „„Haben Sie jemals etwas so Ländliches gesehen?““ Ländlich! rief ich aus. Felsen, Tannen, Bergströme, Gletscher, Wolken und ewige Schneegipfel darüber, und — ländlich!

Nach einem leichten Mittagsmahle besuchten wir das Schloß in Clarens. Eine Engländerin hat es gemiethet. Die Familie war eben abwesend, und die Diener baten uns, das Innere zu besehen. Auf dem Tische des Salons Predigten von Blair und von noch Jemand, ich weiß nicht mehr von wem. Wir gingen dann in das Bosquet de Jülie u. s. w. Der Führer voll von Rousseau, den er beständig mit St. Preux verwechselte, und Buch und Autor durcheinander warf. Der Corporal, der uns die Wunder von Chillon erklärte, war so betrunken wie Blücher, und wie mir scheint, ein eben so großer Mann*). Er war noch dazu

*) Diese Stelle findet ihre Erklärung durch Byron's Verehrung für Napoleon, welche bewirkte, daß der Besieger desselben ihm auf's Aeußerste verhaßt war. Schon als er im Jahre vorher mit Blücher in den Londoner Salons zusammentraf, sprach er diesen Widerwillen aus: „Nie," sagt er, „habe ich einen minder ehrwürdigen Greis gesehen, als Blücher. Mit der Sprache und den Manieren eines Corporals, macht er auf die Ehren eines Helden Anspruch, gerade als müßte man einen Stein verehren, weil ein Mann darüber gestolpert ist."

taub, und weil er auch alle Andern für taub hielt, ſo brüllte er die Sagen von dem Schloſſe ſo entſetzlich heraus, daß Hobhouſe ernſtlich böſe wurde. Wir beſahen aber Alles, vom Folterpfahl bis zum Burgverließ, und kehrten nach Clarens in größerer Freiheit zurück, als man im 15. Jahrhundert genoß.

Den 19. September.

—— Wundervolle Berggegend. Auf einem hohen, ſteilen Felſen blies ein Schäfer das Alpenhorn, ganz anders als in Arkadien, wo die Hirten mit langen Musketen, ſtatt mit Schäferſtäben umhergehen, und Piſtolen im Gürtel haben. Unſeres Schweizers Horn klang ſanft, und hatte einen angenehmen Ton. —— Die Muſik des Heerdengeläutes (ihr Reichthum beſteht in Vieh, wie bei den Patriarchen), der Ruf der Hirten von Fels zu Felſen, wo ſie ihr Rohr auf Höhen blaſen, welche ganz unerſteigbar erſcheinen, die ganze umgebende Natur, — dies alles zeigte mir in greifbarer Wirklichkeit, was ich jemals von idylliſcher Exiſtenz mir vorgeſtellt oder geträumt habe, weit mehr noch als in Griechenland und Kleinaſien, wo das Alles einen räuberiſch kriegeriſchen Anſtrich hat. Hier aber erſcheint das Ganze rein und ungemiſcht, einſam, wild und patriarchaliſch. Als wir herabſtiegen, ſpielten ſie den Kuhreigen und andere Lieder

zum Abſchiede*). Meinen ganzen Sinn und Geiſt habe ich in letzter Zeit mit Natur erfüllt. — —

Den 20. September.

— — Das Volk hier ſieht frei, glücklich und reich aus. Die letzte Eigenſchaft bedingt noch keineswegs die erſten beiden. Prachtvolle Kühe. Ein Stier ſprang beinahe in unſeren Wagen. Das hätte eine angenehme Reiſegeſellſchaft abgegeben. — — Rechts ein Berg mit ungeheuren Gletſchern, der Klitzgerberg, weiter hin das Gockthorn — hübſche Namen, ſo ſanft! Stockhorn, glaube ich, heißt er. Hoch und rauh, und hie und da Flecken von Schnee. Keine Gletſcher, aber die Wolken lagen ihm recht hübſch auf den Schultern. An der Grenze von Waadtland und Bern wechſelte das Franzöſiſche gegen ſchlechtes Deutſch. Das Land iſt berühmt wegen Käſe, Freiheit, Eigenthum und keine Steuern.

Den 22. September.

— — Wir kamen nach Interlaken, und nun öffnet ſich eine Reihe von Anſichten, die über alle Beſchreibung und alle Vorſtellung ſind. Wir ſind am Fuß der Jungfrau. Gletſcher. Waſſerfälle. Einer davon

*) Manfred, 1. Akt, 2. Scene.

ſtürzt vor unſern Augen neunhundert Fuß tief herab. Kehre beim Pfarrer ein. Gehe das Thal zu beſichtigen. Höre eine Lawine donnergleich herabſtürzen. Ungeheure Gletſcher. Es brach ein Gewitter herein. Donner, Blitz und Hagel, alles vollendet ſchön und wundervoll. Ich zu Pferde. Führer will meinen Stock tragen. Mir fällt ein, daß es ein Stockdegen iſt, der den Blitz anziehen könnte. Behalte ihn ſelbſt zu meiner großen Beſchwerde, denn als Peitſche konnte ich ihn nicht gebrauchen, und das dumme Pferd ſtand bei jedem Donnerſchlage ſtill. Mein dicker Mantel machte, daß ich ziemlich trocken nach Hauſe kam. Hobhouſe, durch und durch naß, tritt in eine Hütte ein. Schickte ihm vom Pfarrer aus Schirm und Mantel. Das Pfarrhaus ſehr gut, beſſer als viele engliſche Vikarwohnungen. Es liegt geradeüber von dem Waſſerfall (Staubbach), den ich erwähnte. Dieſer gleicht herabſtürzend einem weißen Roßſchweife, der im Winde flattert. So mag der Schweif des weißen Roſſes ausgeſehen haben, welches der Tod in der Apokalypſe ritt. Es iſt weder Nebel noch Waſſer, ſondern etwas zwiſchen Beiden. Die ungeheure Höhe macht, daß es ſich in einer unbeſchreiblichen Biegung bald verdichtet, bald auseinanderſtäubt. Das war heut' der ſchönſte Tag unſeres Ausfluges. —— Steige zur Wanger-Alp hinauf. Der Blick umfaßt die Jung-

frau mit allen ihren Gletſchern, das Silberhorn, leuchtend wie Wahrheit. Der kleine und große Eiger und als würdiger Schluß das Wetterhorn. Faſt alle fünf Minuten hörten wir Lawinen fallen. Alles dies bildet nur die eine Seite der Ausſicht. Auf der andern Seite wirbelten ſich Wolken aus dem gegenüberliegenden Thale an den ſteilen Abhängen hinauf, gleich dem Schaum eines Höllenmeeres zur Fluthzeit, weiß und ſchweflich, und unergründlich tief. Beim Heruntersteigen kamen wir an Schnee vorbei. Warf Hobhouſe mit Schneebällen. Zurück zu unſern Pferden. Kamen an einen Moraſt. Ich verſank bis zum Kopf des Pferdes. Beſchmutzt, aber unverletzt. Grindelwald, — ſpeiſten — ſtiegen wieder auf und ritten zu den obern Gletſchern. Ein erſtarkter Sturmwind. Sternenlicht, wundervoll, aber der Weg ganz verteufelt. Schadet nichts. Kamen glücklich an. Es blitzt hin und wieder, aber während des ganzen Tages das Wetter ſo ſchön, wie an dem Tage, wo das Paradies erſchaffen wurde. Vorüber an ganzen Wäldern von verwitterten Tannen, die Stämme mit ihren todten Zweigen rindelos, wie abgeſchält. Ein einziger Winter hat das gethan. Der Anblick gemahnte mich an mich ſelbſt und mein Haus.

Den 24. September.

Am ſchwarzen Gletſcher vorbei. Das Wetterhorn rechts. Ueber die Scheidek nach dem Roſenlauigletſcher, der der ſchönſte in der Schweiz ſein ſoll. Kamen zum Reichenbachfall, durch das Berner Oberland, über den Brienzer See nach Brienz. Abends erſchienen vier Mädchen von Oberhasli und ſangen ihre Volkslieder. Zwei Stimmen davon ſehr ſchön, ebenſo die Melodien, wild und eigenthümlich, und doch zu gleicher Zeit ſo ſanft. Das Singen iſt vorbei, aber unten höre ich eine Fiedel. Kein gutes Omen für die Nachtruhe. Ich will hinunter gehen und dem Tanze zuſchauen.

Den 25. September.

Die ganze Stadt Brienz ſchien unten in dem Zimmer zu ſein. Hübſche Muſik und ausgezeichnetes Walzen. Nur Bauern. Das Tanzen viel beſſer als in England. Die Engländer können nicht walzen, haben es nie gekonnt, werden es niemals können. Ein Mann mit der Pfeife im Munde tanzte ſo gut wie die andern. Auch Tänze zu Zweien und Vieren wurden ſehr hübſch ausgeführt. Heut' früh ſchiffte ich mich auf dem See ein. Weiber ruderten uns in einem langen Boote. Es ſcheint hier Sitte zu ſein, daß die Boote mit Weibern bemannt werden, denn obgleich in unſerem Schiffe fünf

Männer und nur drei Frauen waren, ſo ruderten doch alle Frauen und nur ein Mann. Mittags in Interlaken. Ein Mädchen gab mir Blumen und hielt eine Anrede auf deutſch, wovon ich nichts verſtehe. Ob die Rede hübſch war, weiß ich nicht, aber das Mädchen war hübſch. Nach dem Thuner See. Am Ufer ſprengten ſie Felſen mit Pulver, und warnten uns nur eine Minute vorher. Reine Dummheit. Aber ſie hätten uns die Köpfe zerſchmettern können. Das Wetter ziemlich, doch da wir jetzt aus den höchſten Berggegenden heraus ſind, ſo iſt das gleichgiltig. Hier in der Ebene muß mein Journal ſo flach werden, wie die Gegend. —

Das Tagebuch ſchließt am 29. September mit folgender Bemerkung: „Mit dem Wetter habe ich auf dieſer dreizehntägigen Tour Glück gehabt. Glück auch mit meinem Reiſegefährten Hobhouſe. Glück auch darin, daß uns faſt keine der kleinen Unannehmlichkeiten betroffen hat, die ſonſt von einer Fahrt durch wilde Gegenden unzertrennlich ſind. Ich war eben in der Laune, daß mir Alles gefallen ſollte. Ich bin ein Freund der Natur, und ein Bewunderer der Schönheit. Anſtrengung kann ich ertragen, und Entbehrungen ſind mir willkommen. Ich habe einige der ſchönſten und erhabenſten Gegenden der Welt geſehen. Aber bei alle dem hat die Erinnerung an das Bittere, was ich erfah-

ren, mich nicht verlaſſen, und vor Allem wird das Bild meines verwaiſten Hauſes mich durch mein ganzes Leben begleiten. Nicht das Lied des Hirten, nicht der Donner der Lawinen und des Waſſerfalles, nicht Berge, Gletſcher, Wald und Wolken haben nur einen Augenblick lang den Druck erleichtert, der auf meinem Herzen laſtet, oder mir die Kraft gegeben, mein unglückliches Selbſt inmitten der Majeſtät, der Macht und Herrlichkeit zu vergeſſen, die mich nach allen Seiten rings umgiebt."

Drittes Kapitel.

Venedig.

In den erſten Tagen des October 1816 verließ Lord Byron die Schweiz, um ſich in Begleitung ſeines Freundes Hobhouſe nach Italien zu begeben. Vorher hatte er noch die Freude gehabt, mit ſeinem geliebten Schulfreunde Scrope Davies zuſammenzutreffen, und in den Erinnerungen an Harrow zu ſchwelgen. Shelley war bereits früher nach England zurückgekehrt, um dann ſpäter nochmals mit ſeiner zweiten Gattin den Continent zu beſuchen und in Byron's Nähe zu bleiben.

Ueber Martigny ging die Reiſe zuerſt nach Mailand. Unterwegs wurden die borromäiſchen Inſeln beſucht — er fand ſie ſehr ſchön, aber zu künſtlich. — Größeren Eindruck machte die Simplonſtraße auf den Dichter. Hier, ſchreibt er, ſind Natur und Kunſt in gleichem Maße erhaben. Gott und Menſchen haben Wunder gethan, des Teufels gar nicht zu gedenken, der ſicher auch ſeine Hand im Spiele gehabt hat, um die Felſen und Abgründe, über welche der Weg führt, ſo wunderbar aufeinander zu thürmen. Mailand erinnert an Sevilla, dem es aber nicht gleichkommt. Auf der Ambroſianiſchen Bibliothek zog ihn beſonders ein handſchriftlicher Liebesbriefwechſel an, zwiſchen Lucrezia Borgia und dem Cardinal Bembo. Die Briefe kurz und ſehr einfach, aber voll Liebesanmuth, gerade auf ihr Ziel losgehend. Eine wohlerhaltene lange Locke des ſchönſten Haares liegt bei der Handſchrift. Von dieſer Reliquie einen Theil zu erhalten, gab er ſich die größte Mühe, allein ohne Erfolg. Nur ein einzelnes Haar konnte er heimlich ſich zueignen. In der Gemäldegallerie ließ ihn, wie immer, das eigentlich Künſtleriſche kalt, dagegen das rein Menſchliche in der Darſtellung ſprach ihn an. Eine Hagar von Guercino wirkte in dieſer Weiſe beſonders auf ſein Gemüth. Gegen die niederländiſchen Bilder kann er ſeinen Ekel und Widerwillen

nicht ſtark genug ausſprechen. Er verlangt, daß die Kunſt einem erhabenen Ideale nachſtrebe.

Von dem berühmten Beccaria, der durch ſeine Schriften den erſten Anſtoß zur Abſchaffung der Todesſtrafe gegeben, erzählt er, daß derſelbe Alles aufgeboten habe, um einen Bedienten, der ihn beſtohlen hatte, aufhängen zu laſſen.

Hier in Mailand wurde Byron auch von ſeinem mediziniſchen Reiſebegleiter Polidori befreit. Dieſer junge Mann hatte ſich durch ſeinen Eigendünkel, ſeinen Hochmuth, ſeinen Mangel an Rückſichten, und durch ſeinen Hang zum Luxus dem Dichter ſchon längſt unerträglich gemacht, obgleich derſelbe die Schwächen des jungen überſpannten Doctors mit unglaublicher Nachſicht lange geduldet hatte. Polidori gerieth im Theater in Mailand mit einem öſterreichiſchen Officier in Streit, in Folge deſſen er verhaftet wurde. Byron's Dazwiſchenkunft bewirkte zwar ſeine Freilaſſung, doch erhielt er die Weiſung, binnen vierundzwanzig Stunden über die Grenze zu gehen. Durch Unterſtützungen und Empfehlungen aller Art ſuchte Byron ihm die Rückreiſe und den ſpätern Aufenthalt in England zu erleichtern.

Auf des Dichters Geſundheit und auf ſeine äußere Erſcheinung hatte die Reiſe ſehr vortheilhaft gewirkt, und wir haben über den Eindruck, den ſeine ſchönen aus-

drucksvollen Züge auf jeden Beſchauer machten, einen in dieſer Zeit verfaßten Bericht des bekannten Kunſtkritikers Beyle, der ſich folgendermaßen äußert:

„Im Herbſt 1816 traf ich Lord Byron im Theater della Scala in Mailand. Er ſaß in der Loge des Chevalier de Brême. Mich frappirte ſofort der Ausdruck der Augen des Dichters, während derſelbe einem Sextett aus der Oper Helene zuhörte. Nie in meinem Leben habe ich ſchönere und ausdrucksvollere Züge geſehen. So müßte ein großer Künſtler das Genie malen — — Tags darauf ſpeiſte ich in einer Geſellſchaft, wo auch Lord Byron ſich befand. Der Dichter Monti deklamirte einige ſeiner Verſe, welche die anweſenden Italiener für die ſchönſten erklärt hatten, die ſeit hundert Jahren gedichtet worden. Er war entzückt. Die hochmüthige und ablehnende Miene, welche ſonſt ſeinem ſchönen Geſichte nicht zum Vortheil gereicht, war verſchwunden. Er ſah vollkommen glücklich aus. Nie werde ich den göttlichen Ausdruck dieſer Züge vergeſſen. Das heitere Bewußtſein der Macht und des Genius ſpiegelte ſich auf ſeinem Antlitz, ohne daß die geringſte Beimiſchung von Abſichtlichkeit dabei mitgewirkt hätte.“

Die Geſelligkeit in Mailand ſagte unſerm Dichter im Ganzen ſehr zu, doch fühlte er ſich von dem Unbehagen gedrückt, mit welchem die öſterreichiſche Herrſchaft

die Gemüther der Italiener erfüllte, und er ſagte in dieſer Beziehung, man befände ſich dabei wie auf einem Schiffe unter Quarantaine.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen wird die Reiſe fortgeſetzt. Unterwegs ergötzte er ſich an der blauen Fluth des Gardaſees, und an dem Anblick ſeiner köſtlichen Ufer, und beſichtigte dann die Merkwürdigkeiten von Verona. Hier imponirte ihm das Amphitheater, deſſen Gleichen er in Griechenland nicht geſehen zu haben bekennt. Doch ſind es nicht die Kunſtwerke, welche hier ſeine Gefühle beſonders anregen. Julia's Sarg feſſelte ſein Intereſſe in höherem Grade. Stückchen von dieſem verwitterten Granite bricht er ab, um ſie ſeiner Tochter und den Kindern ſeiner Schweſter zu ſchicken. Um die Mitte des Novembers trifft Lord Byron endlich in Venedig ein, wo er einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenkt.

Er miethete zuerſt eine Wohnung in dem Hauſe eines Kaufmannes, mit deſſen junger Gattin er auch alsbald einen Liebeshandel anſpinnt. So bewährte ſich Venedig vom erſten Augenblick an, als der Ort, der ſeinen lockern Gewohnheiten den meiſten Vorſchub zu leiſten geeignet war, und wo gerade diejenigen Verſuchungen, denen er am wenigſten zu widerſtehen ver-

mochte, ſich in der allerverführeriſchſten Weiſe ihm aufdrängten.

Von der Sittlichkeit, oder vielmehr von der Unſittlichkeit der dortigen Frauen, entwirft er ein ſchreckliches Bild, wobei er, wie man ſich denken kann, nicht als Moralprediger auftritt, der von Abſcheu vor ſolchen Zuſtänden erfüllt wäre, ſondern er nimmt die Sache mehr von der lächerlichen Seite. Die Moralität, ſagte er, iſt im Allgemeinen noch ganz ſo, wie zur Zeit der Dogen. Tugendhaft iſt nach dieſem Sittencodex eine Frau, die außer ihrem Manne nur Einen Liebhaber hat. Die, welche zwei, drei oder mehr haben, ſind ein wenig wild, — und nur die ganz verworfenen, oder diejenigen, welche ſich mit Leuten gemeinen Standes einlaſſen, überſchreiten die Grenzen desjenigen, was einer verheiratheten Frau erlaubt iſt. Freilich giebt es ausnahmsweiſe einige Beiſpiele von ſtaunenswerther Tugend und Treue. So kenne ich eine Dame von fünfzig Jahren, die in ihrem Leben nur Einen Liebhaber gehabt hat; als dieſer in der Jugend ſtarb, wurde ſie fromm und lebte allein mit ihrem Gatten. Natürlich iſt ſie auf dieſe Wunderthat nicht wenig ſtolz, und ſie ſpricht zuweilen davon mit einer höchſt ergötzlichen Salbung.

Lord Byron war nicht der Mann, der ſich aus

einem ſolchen Sodom und Gomorrha eilig in's Weite gerettet hätte, vielmehr machte er ſich in vollem Maße die Ungebundenheit zu Nutze, welche der Landesgebrauch ihm geſtattete, und er riß nun alle Schranken nieder, welche ihn in der Heimath unter den Augen ſeiner prüden Landsleute noch einigermaßen im Zaume gehalten hatten. Es konnte ihm natürlich nicht verborgen bleiben, daß er auf dieſe Weiſe der Londoner guten Geſellſchaft vollſtändig wie ein Verſtoßener und Verworfener erſcheinen mußte, und die Folge davon war, daß er mit äußerſter Sorgfalt jedes Zuſammentreffen mit reiſenden Engländern vermied. So den Augen derer entrückt, deren Urtheil er noch allenfalls zu ſcheuen hatte, gab er ſich unter der Gluth des üppigen italieniſchen Himmels, einem Leben voll von Ausſchweifungen hin, die uns leider mit tiefem Widerwillen erfüllen müſſen. Seine althergebrachte Verkehrung der Tages- und Nachtzeit ſetzte er dabei fort, auch hierin der Landesſitte folgend; denn der Venetianer verſchläft die heißen Tagesſtunden und beginnt erſt um Mitternacht recht aufzuleben. Seine Diät war um nichts regelmäßiger, als ſeine Zeiteintheilung. In beſtändiger Furcht, die kaum beſeitigte Corpulenz ſeiner Geſtalt wieder erſcheinen zu ſehen, kaſteite er ſich mit Faſten, um dann abwechſelnd wieder zu ſchwelgen. Die Kräfte zu erſetzen, welche eine ſpärliche, faſt nur aus

Pflanzenkoſt beſtehende Nahrung ihm nicht gewähren konnte, nahm er zu geiſtigen Getränken ſeine Zuflucht, und trank beſonders das beliebte Gemiſch der Engländer, Rum und Waſſer, in großen Quantitäten. Das hatte dann die gewöhnlichen Folgen, und die Kopfſchmerzen am andern Morgen zu vertreiben, mußten Sodawaſſer und Sodapulver in großen Sendungen aus England immer auf's Neue beſtellt werden.

Es genügt, dieſe Dinge hier angedeutet zu haben, weil das Eingehen auf Details uns doch keinen weitern Einblick in des Dichters Charakter gewähren würde. Wenn wir von einem Manne zu berichten haben, daß er ein Trinker geweſen, ſo wiſſen wir durch dies Eine Wort gerade ſo viel, als wenn wir ihn auf ſeinen Gängen in die Weinhäuſer begleiten, und ihm die Flaſchen nachrechnen wollten, die er geleert hat. Bei Lord Byron nun ſtand es in der Periode, von der wir reden, mit den ſogenannten Liebesverhältniſſen leider nicht beſſer. Bis auf geringe Ausnahmen, die wir kennen lernen werden, hatten ſeine Verbindungen mit dem weiblichen Geſchlecht durchaus keinen Einfluß auf ſeine ſeeliſchen Zuſtände, etwa in der Art, daß ſich der Charakter und die Gemüthsweiſe der Geliebten in ſeinen Gedichten wiederſpiegelte. Es waren vielmehr Ausſchweifungen, zu welchen ſein ungebändigtes Naturell

ihn verführte, und um ein deutliches Bild von ſeinem Leben und Treiben in Venedig zu gewinnen, braucht der Leſer ſich eben nur zu vergegenwärtigen, daß neben ſeinem poetiſchen Schaffen, und neben dem, was ſeinen Geiſt ſonſt noch in Anſpruch nahm, dieſes willenloſe Hingeben an die Verlockungen ſeiner Begierden ſtets begleitend einherging. Die natürlichen Wirkungen ſolcher Lebensart konnten nicht ausbleiben. In den Augenblicken, wo er nicht durch irgend eine dichteriſche Schöpfung aus ſich heraus verſetzt wurde, ergriff ihn ein Gefühl des Ueberdruſſes und des Ekels, gegen welches er das rechte Mittel zu ergreifen nicht die Kraft hatte. In ſich zu gehen, und das ſittliche Moment, oder mit einem Worte, die Tugend, als eine Rettung aus ſeiner ſinnlichen Verſunkenheit zu erkennen und mit Ernſt zu ergreifen, dazu war ſeine leicht bewegliche und beſtimmbare Natur zu ſchwach. Er ſuchte deshalb nach einem andern Gegengifte, und glaubte ein ſolches in einer recht ſchwierigen und langweiligen Arbeit zu entdecken. Dies brachte ihn auf den ſeltſamen Gedanken, die ſchwerſte aller Sprachen, welche jemals von einem Volke erſonnen ward, zu erlernen, nämlich die armeniſche. Veranlaſſung und Gelegenheit hierzu bot das Kloſter St. Lazarus, von armeniſchen Mönchen bewohnt, welche in Venedig von jeher ſich der tiefſten und gründlichſten

Studien befliſſen haben. Byron ſagt von dieſem Kloſter, es habe alle guten Seiten des mönchiſchen Beiſammenlebens, ohne deſſen Laſter, vereinigt. Die ſaubere und behagliche Einrichtung, die ſanfte Gemüthsart, und die ungeheuchelte Frömmigkeit der gelehrten Geiſtlichen erfüllten ihn mit der Ueberzeugung, daß inmitten dieſer verderbten Welt es noch mehr als eine kleine beſſere Welt gebe, und es that ſeinem Herzen wohl, auf Stunden wenigſtens ſich dem Strudel ſeines leidenſchaftlichen Treibens zu entziehen, um in ſolchen Umgebungen eine geiſtig geſunde und erquickliche Luft zu athmen. Er intereſſirte ſich lebhaft für die Arbeiten der Mönche, und nahm Theil an der engliſchen Ueberſetzung einer armeniſchen Grammatik, und an der Herausgabe und Ueberſetzung eines Manuſcripts, welches einen apokryphiſchen Briefwechſel zwiſchen dem Apoſtel Paulus und den Aelteſten der Corinthergemeinde enthält.

Daß er in die Kenntniß der armeniſchen Sprache tiefer eingedrungen wäre, behauptet er ſelbſt nicht, doch unterhielt ihn die Arbeit, und er wurde durch die Meiſterſchaft, mit welcher er das Engliſche beherrſchte, den gelehrten Mönchen von Nutzen.

Dieſe Beſchäftigung, mit den trockenſten und ernſteſten Dingen, welche ihn oft mehrere Stunden täglich feſſelte, ſtand im ſchneidendſten Widerſpruche mit

den Zerſtreuungen, welche den Reſt des Tages in Anſpruch nahmen. Von jedem nähern Umgange mit Perſonen ſeines Standes ſich zurückziehend, ließ er ſich nur ſelten bewegen, hier und da größere Zuſammenkünfte bei den tonangebenden Familien Venedigs zu beſuchen. Im eigenen Hauſe aber verkehrte er faſt ausſchließlich mit der Dame, welche gerade die Gebieterin ſeines wandelbaren Herzens war, und da ſehr oft eine neue Flamme aufloderte, bevor die alte erloſchen war, ſo kam es nicht ſelten vor, daß Scenen der Eiferſucht ſich ereigneten, die, dem italieniſchen Nationalcharakter entſprechend, zu den lauteſten und ungezügeltſten Ausbrüchen führten. Mit der naivſten Unbefangenheit berichtet Byron ſolche Dinge an ſeinen Freund Thomas Moore, und der Liebhaber von dergleichen kann ſich an einer Schlachtſcene zwiſchen zwei Schwägerinnen ergötzen, welche in der launigſten Weiſe unter dem 24. Januar 1817 mitgetheilt wird.

Inmitten von allem dieſem Treiben ſchlummerte ſeine Dichtergabe nicht. Der vierte, und unſtreitig ſchönſte, Geſang des Childe Harold ward während des Jahres 1817 verfaßt, und die Widmung des vollendeten Gedichtes an Hobhouſe trägt das Datum vom 2. Januar 1818*).

*) Ueber die Rapidität, mit welcher er die mehr als 180 Strophen verfaßte, aus denen dieſer vierte Geſang beſteht, giebt er

Dieſe merkwürdige Dichtung deckt uns die tiefe Strömung ernſter Gedanken und Gefühle auf, welche in Byron's Seele unter dem trüben Schaume ſeiner frivolen Zerſtreuungen, und ſeiner zur Schau getragenen Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der Welt dahinfloß. Ein ſolches Doppelleben des Geiſtes hat er ſeit dem Tage geführt, wo er die erſten Dichterlorberen erntete. Nur mit wenigen Freunden verkehrend, war ihm jede Berührung mit der großen Menge zuwider geweſen, und ſcheu hatte er ſich ſtets von den Menſchen zurückgezogen. Aber in der Einſamkeit erforſchte er alsdann die tiefſten und geheimſten Regungen ſeines Herzens, um ſie alsbald in Form von Gedichten dem großen Publikum Preis zu geben; und dieſen Gedichten fühlt man es an, daß er bei jedem Worte ſich von einer lauſchenden Menge umgeben weiß, die bewundernd ihm zuhört.

Auf den erſten Blick ſollte man glauben, daß dies Bloßlegen des innerſten Herzens, dies öffentliche Klagen über Familienangelegenheiten, die ſonſt Jeder gern ſelbſt

---

nicht ohne Selbſtbefriedigung jedes Mal nach Vollendung eines neuen Abſchnittes ſeinem Verleger Rechenſchaft. Am 15. Juli hatte er achtundneunzig Strophen niedergeſchrieben, und ſchon fünf Tage ſpäter, am zwanzigſten, zeigt er die Vollendung des Gedichts an, welches im erſten Entwurfe nur 126 Strophen enthielt, denen die übrigen im Laufe der ferneren Ueberarbeitung, und während des Drucks hinzugefügt wurden.

vor den nächſten Freunden geheim hält, bei dem Publikum Ekel, Ueberdruß und Widerwillen erzeugen müßte. Allein die Macht des Genies iſt ſo groß, daß ſie jedweden Stoff, den ſie berührt, in ein Kunſtwerk verwandelt; und ſo wandelt denn auch die Byronſche Muſe jene intimſten Privatverhältniſſe in allgemeine, uns mächtig ergreifende Betrachtungen und Schilderungen um.

Es iſt dies übrigens in der Literaturgeſchichte keine vereinzelt daſtehende Erſcheinung. Auch Rouſſeau zog ſich in ſeiner Menſchenfeindlichkeit auf eine einſame Inſel zurück, und doch war er daſelbſt in fortwährender innerer Unterhaltung mit den Menſchen begriffen, die zu verachten er ſich einbildete, und auch er hat aus ſeiner Abgeſchiedenheit die ausführlichſten und umfaſſendſten Selbſtbekenntniſſe mit einer Offenherzigkeit ohne Gleichen der Welt Preis gegeben.

Dieſe Aehnlichkeit mit Rouſſeau hatte ſchon des Dichters Mutter an dem Knaben wahrgenommen, der aber von einer ſolchen Vergleichung Nichts wiſſen wollte und ſich ſehr darüber ärgerte, als der Recenſent in dem Edinburgher Review auf denſelben Gedanken kam.

Was nun den Inhalt des vierten Geſanges von Childe Harold betrifft, welcher uns zu dieſen Betrachtungen veranlaßte, ſo könnte man denſelben im Allgemeinen als eine rhapſodiſche Elegie auf Italien bezeichnen.

Um Stoff in weiteren Kreiſen hiezu zu ſammeln, begab Lord Byron ſich gegen Ende April auf einige Wochen nach Rom. Die Reiſe ging über Ferrara und Florenz. In erſtgenannter Stadt wurde ihm auf der Bibliothek die Handſchrift von Taſſo's befreitem Jeruſalem gezeigt, und nicht weit davon liegt die Zelle, in der man den Dichter länger als ſieben Jahre gefangen hielt. Dieſe benachbarten Denkmale des Ruhmes und der Leiden Torquato's gaben Veranlaſſung zu den Verſen, welche unter dem Titel: „Taſſo's Klage" ſich in den vermiſchten Gedichten befinden, und mit denen er mit vollem Rechte ſich ſelbſt zufrieden erklärt. „Taſſo's Klage," ſchreibt er an ſeinen Verleger, „ſehe ich für ganz gute Reime an, wie Pope's Papa zu ſeinem Sohne ſagte, als dieſer noch ein kleiner Junge war." Daß Taſſo in dem neuen Geſange des Childe Harold nicht in den Vordergrund tritt, findet ſeine Erklärung durch das ebenerwähnte Gedicht, in welchem Byron ſeinem Intereſſe für das tragiſche Schickſal deſſelben einen beſonderen Ausdruck gegeben hatte. Venedig und Rom bilden die Hauptpunkte, und Venedig wenigſtens iſt ſicherlich nirgends ſchöner und poetiſcher beſchrieben worden. Die ganze ſüße Melancholie der Mondſcheinnacht kommt über uns, wenn wir mit Byron auf die Seufzerbrücke treten und die einſt ſo mächtige Lagunenſtadt zu unſeren Füßen erblicken. Ita-

lien, zweimal so groß und herrlich und weltbezwingend, sieht der Dichter zerrissen und der Fremdherrschaft preisgegeben. Die verhängnißvolle Schönheit der gesegneten Halbinsel ward ihr Verderben, und trauernd ziehen die Schatten der Helden und Dichter, der Künstler und Staatsmänner vor dem Auge des Beschauers vorüber; und wenn wir von der tiefen Empfindung mit ergriffen werden, mit welcher die Betrachtung der antiken Meisterwerke die Brust des Dichters bewegt, wenn die Venus, der Laokoon, vor Allem aber der sterbende Fechter ihm fast zu Gedichten werden, so müssen wir annehmen, daß die Gleichgültigkeit, die er in Gesellschaft Anderer so oft gegen die bildenden Künste zur Schau trug, zum großen Theil wieder jenem eigenthümlichen Hange zuzuschreiben ist, dasjenige, was ihn am tiefsten bewegte, in sich allein zu verarbeiten, und erst in der Form von Gedichten der Welt mitzutheilen. Auch die Ruinen der römischen Bauwerke, vor Allem das Colosseum, üben eine ähnliche Wirkung auf ihn, und das ganze italienische Volk erscheint ihm im Lichte einer solchen Ruine. Aber er hofft und prophezeit schon die neue Erhebung des zertretenen Landes, welche in unseren Tagen sich zu verwirklichen scheint.

Childe Harold selbst tritt mit seiner Person vollständig in den Hintergrund, und erst am Schlusse wird seiner gedacht, mehr um der Form zu genügen, als weil

der flatternde Gedankengang es verlangte. Der Held des Liedes wird wie ein Abgeſchiedener behandelt. Nur ſeine Gedanken und Empfindungen ſind für die Ueberlebenden zurückgeblieben. So führt uns der Dichter zu Todesbetrachtungen, und die Trauerbotſchaft, welche damals England und ganz Europa mit ſympathiſcher Theilnahme erfüllte, findet eine paſſende Stelle der Erwähnung.

Die Tochter Georgs IV., Britanniens Hoffnung, war durch einen plötzlichen Tod der Welt entriſſen, und ſie nahm den jungen Thronerben, der die Kronen dreier Königreiche tragen ſollte, mit ſich in's Grab. Unter rührenden Betrachtungen über ihr Loos und über die unerfüllten Erwartungen eines trauernden Volkes findet das Lied ſeinen Schluß.

Von dem feſten Grunde der Erde, die ſeiner Sehnſucht keine Befriedigung bietet, wendet er ſich zu den Fluthen des Meeres, das er von Jugend auf ſo ſehr geliebt, und in deſſen Wellen zu baden bis an's Ende ſeine größte Luſt geblieben iſt. Er verehrt in den mächtigen Gewäſſern des Mittelmeers die Vermittelung zwiſchen den Küſten, an denen einſt die Wiege alles Glaubens und alles Wiſſens ſtand. Das Lied iſt zu Ende, und dem Leſer wird überlaſſen, ſich eine Lehre daraus zu ziehen, wenn er eine Lehre darin finden kann.

Betrachten wir nun dieſen vierten Geſang als Kunſtwerk, ſo gilt im Ganzen von ihm daſſelbe, was von den drei erſten geſagt worden. Die Gedanken fließen in loſer Weiſe einer aus dem anderen, und zwar ſo, daß man kaum annehmen kann, daß Byron im Voraus einen feſten Plan für die aufeinanderfolgenden Strophen entworfen habe; ja man hat alle Urſache, ihm wörtlich zu glauben, wenn er irgendwo verſichert, er wiſſe, wenn er ein Wort niederſchreibe, noch nicht, wie das nächſte lauten werde. Viele der einzelnen Theile des vorliegenden Geſanges gehören aber unſtreitig zu dem Schönſten, was er überhaupt geſchaffen. Auch ſind hier die düſteren Ergießungen einer lebensſatten Weltanſchauung durch den reichen Stoff, welchen Italiens Geſchichte und Kunſt darbieten, mehr in den Hintergrund gedrängt. Die meiſterhafte Beherrſchung der Sprache, und die Präciſion, mit der die Gedanken ungezwungen in die knappſte Form gefügt ſind, finden wir auch hier wieder, und wir empfangen, trotz Allem, was ſich tadeln läßt, durchaus den Eindruck, daß ein großes poetiſches Genie zu uns redet.

Da des Dichters Ausflug nach Rom hauptſächlich dazu diente, den geiſtigen Stoff zu dieſem Gedichte anſammeln zu helfen, ſo wird es am Orte ſein, aus den brieflichen Reiſeberichten hier Einiges mitzutheilen.

Von Foligno aus ſchreibt er am 23. April: „In

Florenz blieb ich nur Einen Tag, da ich nach Rom eile, und auf dem Wege dahin mich jetzt hier befinde. Ich habe indeſſen die beiden Gallerien geſehen, aus denen man trunken von ſoviel Schönheit zurückkehrt. Die Venus erregt mehr Bewunderung als Liebe, aber es ſind hier Bildwerke und Gemälde, die mir zum erſten Male eine Idee davon gegeben haben, was die Leute mit ihrem enthuſiaſtiſchen Gerede über dieſe künſtlichſte unter den Künſten eigentlich meinen. Den größten Eindruck machten auf mich Raphael's Geliebte, ein Portrait, Titian's Geliebte, eine Venus in der Gallerie Medicis. Die Venus. Die Parzen, ein Gemälde von Michael Angelo, und Antinous und Alexander, und ein paar nicht ſehr decente Gruppen in Marmor. Auch in die mediceiſche Kapelle ging ich. Eine hübſche Spielerei mit großen Stücken von ſehr koſtbaren Steinen, zum Andenken an fünfzig vermoderte und vergeſſene Gerippe. Sie iſt unvollendet, und wird ſo bleiben.

Die Kirche St. Croce umſchließt vielen hochberühmten Staub. Die Gräber von Macchiavelli, Michael Angelo, Galilei und Alfieri machen ſie zur Weſtminſterabtei Italiens. Die Grabmäler ſelbſt gefielen mir nicht, ſie ſind ſchwer und überladen. Was braucht es mehr als eine Büſte und einen Namen? Allenfalls noch eine Jahreszahl für ſo unchronologiſche Leute wie ich z. B.

— Aber die Allegorien und Lobhudeleien ſind ein für alle Male abſcheulich, noch ſchlimmer als die dicken Perückenköpfe, welche die Bildhauer aus der Zeit Carls II. auf römiſche Figuren ſetzten. — —

Rom, 5. Mai. Seit einigen Tagen bin ich in der Wunderſtadt Rom. Ich habe vom Morgen bis Abend nichts gethan, als Merkwürdigkeiten beſehen, außer daß ich den dritten Akt von Manfred umarbeitete. Heute früh ſah ich einen lebendigen Pabſt und einen todten Cardinal. Pius VII. beſtattete den Cardinal Broschi, deſſen Leiche im Staat in Chiesa nuova ausgeſtellt war. Rom entzückt mich mehr, als irgend Etwas, was ich bisher geſehen habe, mit Ausnahme von Athen und Conſtantinopel. Dennoch werde ich nicht lange hier bleiben. Ich habe ein Reitpferd angeſchafft, und auf demſelben nach allen Richtungen hin Ausflüge in die Umgegend gemacht."

Nachdem er einige Tage länger in Rom verweilt, änderte er ſeine Anſicht dahin, daß er die Stadt dennoch für intereſſanter als Conſtantinopel und Griechenland erklärte. Um ſie als Wohnſitz lieb zu gewinnen, dazu fehlte ihm die Gemüthsruhe, weil ihn die Sehnſucht zu ſeiner venetianiſchen Geliebten zurückzog. Der Brief, der dies ausſpricht, enthält folgende merkwürdige Worte: „Beſchreibungen kann ich nicht geben, weil die erſten Eindrücke bei

mir allemal zu ſtark und zu verwirrt ſind, bis erſt das Gedächtniß ſie geordnet und unter ihnen ausgewählt hat, ſo wie auch in der Landſchaft der Hintergrund weniger deutlich, aber deſto ſanfter verſchmolzen erſcheint. Es muß noch andere Werkzeuge der Sinneswahrnehmung geben, als uns Sterblichen zu Theil geworden ſind; denn wenn wir Vieles zugleich auffaſſen ſollen, ſo ſetzt uns das jedes Mal in Verwirrung, und wir empfinden dabei, daß wir einer höheren und weitergreifenden Macht des Verſtändniſſes bedürfen. — — Von meiner armen Schweſter Auguſte habe ich einen Brief erhalten, der voll Beſorgniß wegen meines letzten Unwohlſeins iſt. Bitte, ſagen Sie ihr (und das iſt die Wahrheit), daß ich mich beſſer als je befinde, und bei einer Geſundheit, die mir faſt zu viel wird, dick und roth geworden bin, und von impertinenten Leuten wegen meines kräftigen Ausſehens beglückwünſcht werde, da ich doch bleich und intereſſant ausſehen müßte. Sie erzählen mir, daß mein Vetter George Byron einen Sohn hat. Auguſte ſchreibt, eine Tochter. Welches von beiden iſt wahr? Es kommt indeſſen nicht viel darauf an; der Vater iſt ein guter Menſch und ein braver Officier, und hat eine hübſche kleine Frau geheirathet, die trotz ihrer Mitgift doch ſeine Kinderzahl noch mehr als ſeine Einkünfte vergrößern wird. Wenn er ein Commando bekäme, würde es ihm

Nichts ſchaden. Zu Euch zu kommen, fällt mir nicht ein, ſo lange ich meine Geſchäfte von hier aus beſorgen kann. Läßt Newſtead ſich leidlich verkaufen, ſo komme ich überhaupt nicht mehr zurück, denn ich fühle mich außerhalb Eurer Inſel viel glücklicher, als auf derſelben. Von Engländern ſind nur wenige hier, aber doch einige von meinen Bekannten, unter Anderen der Marquis von Landsdowne, bei dem ich morgen ſpeiſe. Die Jerſey's traf ich unterwegs in Foligno. Ich vergaß zu ſagen, daß die Italiener Chillon und noch andere Gedichte nachgedruckt haben. Eine Spitzbüberei. — Es iſt eine hübſche kleine Ausgabe, hübſcher als Ihre, und wird ſchon verkauft, wie ich zu meiner Ueberraſchung ſah, und ſie haben merkwürdiger Weiſe das Engliſche ganz correct gedruckt. Wie und weshalb ſie es gethan, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich wegen der Engländer. — — — Ich bin hier faſt den ganzen Tag zu Pferde, gerade wie ich es auch in Conſtantinopel gethan habe. Aber Rom iſt die ältere Schweſter, und die ſchönere. Wegen des Colloſeum, Pantheon, Vatican St. Peter ꝛc. — ſiehe Reiſehandbuch — ſie ſind ganz unbeſchreiblich und müſſen geſehen werden. Der Apoll von Belvedere iſt das Portrait der Lady Adelaide Forbes, und ich glaube, daß ich niemals eine frappantere Aehnlichkeit geſehen habe."

Am 28. Mai war Byron bereits wieder nach Venedig zurückgekehrt. Er wäre, wie er ſagt, gern auch nach Neapel gegangen, aber die Menge Engländer, die dort ſein ſollten, ſchreckte ihn ab. „Ich haſſe ſie lieber von Weitem," ſchreibt er, „es müßte denn ein Erdbeben, oder ein guter wirkſamer Ausbruch des Veſuv mich mit ihrer Nachbarſchaft ausſöhnen."

Intereſſant iſt die Beſchreibung einer Hinrichtung, der er zwei Tage vor ſeiner Abreiſe in Rom beiwohnte; intereſſant nicht blos als Schilderung, ſondern weil man daraus erſieht, wie er ſolche Dinge förmlich als Studium behandelte, ebenſowohl für die äußeren Vorgänge, als für die Vorgänge in ſeinem Inneren. Er ſagt: „Das Verfahren mit den verlarvten Prieſtern, den halbnackten Henkersknechten, dem Verbrecher mit verbundenen Augen, dem ſchwarzen Crucifix und der Fahne, dem Schaffot, den Soldaten, dem ganzen langſamen Aufzuge, und dem ſchnellen Raſſeln und ſchweren Fall des Beiles, das verſpritzte Blut und der geiſterhafte Anblick der vorgezeigten Köpfe, alles das iſt weit eindrucksvoller als die gemeine, unedle, ſchmutzige und hündiſche Art, wie man an engliſchen Verbrechern die Todesſtrafe vollzieht. Zwei von den Delinquenten benahmen ſich mit ziemlicher Faſſung, aber der dritte ſtarb mit großem Entſetzen und Widerſtreben. Es war furchtbar anzuſehen, wie er ſich

nicht niederlegen wollte, dann war der Hals zu dick für die Oeffnung, und der Prieſter mußte die Schmerzensrufe durch ſeine noch lauteren Ermahnungen übertäuben. Der Kopf war herunter, ehe das Auge dem Fallbeil folgen konnte. — — Jedenfalls iſt dieſe Hinrichtungsart beſſer als die orientaliſche, und auch, wie es mir ſcheint, beſſer als das Richtbeil unſerer Väter. Der Schmerz ſcheint gering, und doch iſt der Eindruck der Vorbereitungen für den Verbrecher und für die Zuſchauer ein gewaltiger, und macht das Blut erſtarren. Die Enthauptung des erſten machte mich ganz heiß, und ich hatte ein trockenes Gefühl im Munde, und mich befiel ein ſolches Zittern, daß ich kaum das Opernglas halten konnte. Ich ſtand zwar nahe dabei, wollte es aber doch ganz genau ſehen, wie man Alles im Leben einmal genau ſehen ſollte. Bei dem zweiten und dritten (ſo entſetzlich ſchnell gewöhnt man ſich an die Dinge) muß ich zu meiner Beſchämung bekennen, daß ich nur noch das Gefühl des Ekels und Widerwillens empfand, obgleich ich beide gerettet hätte, wenn ich es im Stande geweſen wäre."

Während er auf dieſe Weiſe Alles, was um ihn her ſich begab, mit ſcharfer Beobachtung in ſich aufnahm, als Stoff für künftige poetiſche Verwendung, ſo enthalten ſeine Briefe auch ſämmtlich Andeutungen darüber, daß

ihn die Dinge in der Heimath, namentlich die politiſchen und literariſchen Angelegenheiten, ſehr lebhaft intereſſirten. Zur Vergleichung mit den betreffenden Verſen in Childe Harold folgt hier der Brief, welcher den Tod der Prinzeſſin Charlotte erwähnt: „Dieſe Nachricht hat auch hier Alles erſchüttert, und muß zu Hauſe wie ein Erdbeben empfunden worden ſein. Die lange Liſte von mehr als dreihundert Perſonen, welche Erbrechte auf die engliſche Krone haben, muß auf alle treuen Unterthanen ſehr beruhigend wirken, und auf die Ausländer nicht minder, mit Ausnahme des Signor Travis, eines reichen jüdiſchen Seidenhändlers hierorts, der ſich über die lange Trauerzeit in England bitter beklagt, da in Folge davon alle großen Beſtellungen auf Seide für ein Jahr lang rückgängig gemacht ſind.

„Der Tod der armen jungen Frau iſt in jeder Rückſicht höchſt beklagenswerth. Zu ſterben mit zwanzig Jahren, im Wochenbette, und noch dazu mit einem Knaben! Sie, die künftige Königin, und gerade als ſie anfing, ſich glücklich zu fühlen, und ihrer ſelbſt und der Hoffnungen, die ſie erweckte, froh zu werden! Soviel ich weiß, iſt ſie die erſte engliſche Prinzeſſin, die, ſoweit unſere Geſchichte reicht, im Kindbette geſtorben iſt. Mir thut es in jeder Beziehung leid. Wir kommen um eine weibliche Regierung, und haben eine Fürſtin verloren, die

durchaus harmlos war. Und dann alle die Freudenbezeugungen, die es gegeben hätte, die Adreſſen und wie John Bull bei dieſer Gelegenheit ſich in Unkoſten geſetzt und beſoffen hätte! Der Prinz Regent wird wieder heirathen, ſobald er ſeine Frau los iſt, und der Hofpoet wird jetzt eine Elegie, und dann eine Ode ſchreiben! —"

Iſt nun hier der Ernſt der Empfindung nach gewohnter Art durch Späße und Satyren überdeckt, ſo ſpricht ſich die theilnehmende und liebevolle Geſinnung gegen ſeine Freunde unverhüllt in dem Briefe aus, den Byron am 2. Febr. 1818 an Thomas Moore richtete, als dieſer eins ſeiner Kinder durch den Tod verloren hatte. Er ſchreibt: „Erſt heut habe ich Ihren Brief vom 8. Octbr. erhalten, in Folge einer der ſo häufigen ganz unerklärlichen Verzögerungen des Poſtenlaufes. Ihr häusliches Unglück iſt ein ſchweres, und ich empfinde mit Ihnen ſo tief wie ich überhaupt zu empfinden vermag. So lange ich lebe, wird alles, was Sie verlieren, auch für mich ein Verluſt ſein, und was Ihnen gegeben wird, iſt Gewinn für mich, und wie ſehr auch der Strom meines Herzblutes verſiegen mag, für Sie wird ſtets noch ein Tropfen auf dem Grunde bleiben. Ich kann ganz mit Ihnen empfinden, denn (Selbſtſucht iſt ja nun einmal die Grundlage alles irdiſchen Daſeins) auch ich bin von Liebe für meine eigenen Kinder durch und durch erfüllt. Zu dem

kleinen Töchterchen aus meiner Ehe hat ſich hier noch ein ungeſetzmäßiges Schweſterlein eingefunden, und ich hoffe, daß wenigſtens eine von beiden die Stütze meiner alten Tage werden ſoll, wenn ich jemals — ich hoffe, es wird nicht der Fall ſein — dieſen traurigen Lebensabſchnitt erreiche. Ich habe eine große Liebe zu meiner kleinen Ada, wenn ſie auch einſt mich vielleicht ebenſo quält wie ihre Mutter. — — Meine eigne Lebensart anlangend, ſo habe ich ſeit acht Tagen kaum einen Augenblick Schlaf genoſſen. Wir ſind jetzt auf der Höhe des Carnevalſchwindels, und heut und morgen muß ich wieder die ganze Nacht auf den Beinen ſein. Ich habe einige Maskenabenteuer gehabt, von denen ich aber nicht erzählen darf, da ſie noch im Gange ſind. Ich will das Gold aus den Schachten der Jugend bis auf das letzte Körnchen zu Tage fördern, und dann gute Nacht! Ich habe gelebt, und bin zufrieden. — — Jetzt muß ich meine Abendtoilette machen. Es iſt Oper und Ridotto, und Gott weiß was, und außerdem Ball. Und ſomit immer und immer der Ihrige. B. Poſtſcript. Der Ruhm und Erfolg von Lalla Rookh macht mich ganz glücklich, und nochmals gratulire ich zu dem wohlverdienten Erfolge."

Neben Moore war es auch Walter Scott, auf deſſen Werke er ſtets mit aufrichtiger Liebe und Bewunderung hinſah, und wenn er auf dieſe beiden zu ſprechen kommt,

wird er jedesmal ernſthaft, während die ſonſtigen Erſcheinungen der Tagesliteratur, deren keine ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht, faſt alle mit mehr oder weniger Spott und Humor abgefertigt werden. Intereſſant iſt es, daß „die Erzählungen meines Wirths“, welche damals, wie alle Scott'ſchen Romane anonym erſchienen, von vielen Perſonen, ja ſelbſt von der Schweſter unſeres Dichters, für ein Werk Lord Byron's gehalten wurden; er ſagt, daß er dies erklärlich finde, wegen gewiſſer in dem Werke enthaltener Aeußerungen und Beziehungen zu lebenden Perſonen, ohne jedoch näher anzugeben, welches dieſe Beziehungen geweſen ſeien. Ueberhaupt giebt es wohl keinen bündigeren Beweis gegen die damals weitverbreitete und auch jetzt noch nicht überall verſchwundene Meinung, daß Byron eigentlich eine Art von menſchenfeindlichem Teufel geweſen ſei, als die innige gegenſeitige Achtung und Freundſchaft, welche zwiſchen W. Scott und Byron bis an deſſen Tod beſtanden hat. Nicht die Menſchen, ſondern nur die ſteifen Formen der engliſchen Geſellſchaft haßte Byron, und ſetzte ſich über dieſelben ebenſo rückſichtslos hinweg, als ſeine Landsleute in ihrer Unterwürfigkeit gegen die Forderungen äußern Anſtandes oft zu weit gehn.

Viertes Kapitel.

Beppo. Ueberſiedlung in den Palaſt Mocenigo.

In der poetiſchen Richtung Lord Byron's tritt während dieſes venetianiſchen Aufenthaltes ein Wendepunkt ein. Es wurde ihm klar, daß ſeine größern Gedichte bisher eigentlich ſtets daſſelbe Thema variirt hatten. Die edelmüthigen Räuber und die heldenhaften Verbrecher, welche er zu Hauptfiguren in ſeinen Geſängen gemacht hatte, zeigten unter einander eine ebenſo große Familienähnlichkeit, wie die Damen, durch deren Liebreiz ſie zu ihren überſchwenglichen und abenteuerlichen Thaten begeiſtert wurden. Auch in der Form hatten dieſe Schöpfungen eine gewiſſe Gleichförmigkeit, und Childe Harold mit ſeiner verdüſterten Weltanſchauung, ſeiner Liebe zur ſchönen Natur und ſeiner Menſchenverachtung lag nicht weit ab vom Corſaren und Lara. Byron fühlte nun in ſich die Kraft auch nach ganz anderen Richtungen hin zu glänzen, und nicht nur der innere Drang ſeiner Befähigung, ſondern auch die Furcht, daß das Publicum der Wiederholungen des ähnlichen Stoffes überdrüſſig werden möchte, trieben ihn an, nach neuen Gegenſtänden und neuen Formen ſich umzuſehen. Hiezu nöthigte ihn noch überdies der Umſtand, daß fortan, bei gereifteren

Jahren jenes Piratenthum ihm nicht mehr als eine ideale Lebensweiſe erſcheinen konnte, die fort und fort zu verherrlichen eine des Dichters würdige Aufgabe wäre. Vor allem aber gewährten ſolche Schilderungen ihm keinen Raum, diejenige Richtung ſeines Talentes zur Geltung zu bringen, welche unſtreitig zu den hervorragendſten Seiten ſeiner reichen Begabung gehörte, nämlich die witzige und humoriſtiſche Auffaſſung der geſammten innern und äußern Lebensverhältniſſe.

Ein entſchiedener Schritt aus dem bisher betretenen Wege heraus war nun ſchon im Gefangenen von Chillon geſchehen. Hier hatte ein wirkliches Ereigniß und wirkliche äußere Eindrücke den Stoff zu einem abgeſchloſſenen Gedichte gegeben, deſſen einzelne Theile offenbar in dem Beſtreben aneinander gereiht waren, ein organiſches Kunſtwerk zu bilden. Und während er dieſen geſchichtlichen Stoff in die alte Form ſeiner Erzählungen brachte, ſo verwandelte er gleichzeitig in Manfred die alten menſchenfeindlichen und ſelbſtquäleriſchen Fauſt-Geſinnungen in ein dramatiſches Gedicht, und richtete von nun an ſeine Augen wieder mit Ernſt auf das Drama; unmittelbar nach ſeiner Rückkehr aus Rom ſchrieb er an ſeinen Verleger, um ſich Quellen für das Studium der Geſchichte Marino Faliero's zu verſchaffen. Daß er grade auf dieſen Stoff zuerſt verfiel, iſt nicht zu verwun-

dern. Der Name des unglücklichen Dogen tönt dem Fremden in Venedig von allen Seiten entgegen, die Steine in der Stadt erzählen seine Geschichte. Täglich besteigt man die Treppe, wo er enthauptet wurde, und täglich führt uns der Weg in den Dogenpalast, wo der Platz mit einem Trauerschleier verhängt ist, den sein Bild in der Reihe der Herzöge einzunehmen bestimmt war. Wie nun kurz vorher Bonnivart's Kerker, und Tasso's Gefängnißzelle ihn zu poetischen Schöpfungen angeregt hatten, so konnte es nicht fehlen, daß die venetianischen Monumente, in ihrer Großartigkeit auf eine gleich großartige Geschichte hindeutend, seine Dichtergabe noch mehr zu neuem Aufschwunge anreizen mußten.

Dennoch vergingen fast drei Jahre, bis inmitten seines unruhigen Treibens, und der vielfachen Zerstreuungen und Abhaltungen, die Vorarbeiten vollendet wurden, und er an die Ausführung des Werkes gehen konnte, auf das wir seiner Zeit zu sprechen kommen werden.

Neben den mannigfachen dramatischen Entwürfen aber, die in seinem Geiste zu keimen begannen, bewegte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit noch der Gedanke an die Ausführung einer ganz andern Art von Gedichten. Auch hiezu kam ihm die Anregung von außen. Grade um diese Zeit nämlich (October 1817) erhielt Byron aus England das unter dem angenommenen Namen Whistlecraft erschie-

nene komiſche Gedicht über König Arthus und deſſen Tafelrunde. Verfaſſer desſelben iſt der in jenen Tagen vielfach genannte ausgezeichnete Diplomat John Hookham Frere*), deſſen Name ohne Zweifel eine bedeutende Stelle in der engliſchen Literaturgeſchichte einnehmen würde, wenn er die Poeſie zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hätte, ſtatt ſie nur als eine Erholung für ſeine Mußeſtunden zu betrachten. Frere hatte die Geſchmeidigkeit erkannt, mit welcher die achtzeilige Strophe der Italiener ſich jedem Thema fügt, welches man in dieſer Form vorzutragen beabſichtigt.

Schon Arioſt's unſterbliche Geſänge beweiſen, daß Heldenthaten und idylliſche Gemälde ſich in gleich angemeſſener Weiſe in dieſen Ottaverimen ſchildern laſſen, und daß jede Art von Leidenſchaft darin ihren entſprechenden Ausdruck finden kann. Daß aber auch für das Burleske und die Satyre dieſe Stanzen ſich vorzüglich eignen, davon hatte Francesco Berni**) den Beweis geliefert, indem er ſich für die Umarbeitung des verliebten Roland von Bojardo des arioſtiſchen Metrums bediente.

Wirklich ſcheint die ganze Anordnung dieſer Verſe auf eine geiſtreiche und witzige Pointe angelegt zu ſein, indem die ſiebente und achte Zeile mit ihrem gemein-

*) geb. 1769, geſt. 1846.

**) geb. 1490, geſt. 1536.

ſchaftlichen Reime gleichſam den Schluß und das Facit aus dem Inhalte der ſechs erſten Zeilen zuſammenzufaſſen beſtimmt ſind, während dieſe, mit ihren drei Paaren verſchlungener Reime die Vorausſetzungen darzulegen haben, aus welchen der Schluß gezogen wird. Die drei erſten Viertel der Stanze erzählen die Fabel, und die Endzeilen geben die Moral dazu.

Frere hat eine ſolche Anſchauungsweiſe dieſer Reimart dem engliſchen Humor auf's Trefflichſte angepaßt, und es iſt nicht zu verwundern, daß Lord Byron hier ſofort das Werkzeug erkannte, mit dem er, ſeiner poetiſchen Eigenthümlichkeit zufolge, die herrlichſten Kunſtwerke zu ſchaffen gedachte. Dieſe Erkenntniß drängte ſich ihm ſo unmittelbar auf, daß er alsbald, und zwar, wie erzählt wird, in Einem Niederſitzen, das komiſche Gedicht Beppo auf's Papier warf, in welchem er dem ganzen Uebermuth ſeiner Laune freien Lauf ließ, und eine Anecdote aus dem venetianiſchen Geſellſchaftsleben mit einer ſolchen Fülle von überſprudelndem Humor erzählte, daß dieſes kleine poetiſche Erzeugniß an übermüthiger Anmuth kaum ſeines Gleichen haben mag. Die epigrammatiſche Wirkung des gewählten Versmaßes ſteigerte ſich unter ſeiner Hand in's Unendliche. Die abſolute Herrſchaft, welche er über die Sprache übte, kam ihm dabei ebenſo ſehr zu ſtatten, wie die Gewalt, mit welcher er ſich, wie kein anderer

Dichter, den Reim dienſtbar gemacht hatte. Wort und Reim ſind ſeine Sclaven, und müſſen jeden Befehl des Herrn, auch den tollſten alsbald vollführen, während andere Dichter, und oft ſogar die beſten, doch zu Zeiten dem Reime oder dem Sylbenmaße Conceſſionen machen. Schon bei Gelegenheit des Childe Harold haben wir geſehen, daß ein ſchwieriges und verwickeltes Versmaß für Byron nur ein Zügel war, gegen den ſein Pegaſus mit um ſo wilderen und graciöſeren Sprüngen in's Gebiß ſchäumte. Dieſer Uebermuth ſteigert ſich faſt zu Ausgelaſſenheit, wenn der Dichter ſich in der ihn noch weniger beſchränkenden achtzeiligen Stanze bewegt. In vollſter Freiheit ſingt er dann wirklich und wahrhaftig wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet. Bald läßt er in ſüßem ſchmelzenden Liedeston ſich vernehmen, bald mit mächtigem Flügelſchlage hebt er zum Aether ſich empor, und ſtürzt auf einen an Kraft ihm ſcheinbar überlegenen Feind herab, bald endlich, mit grauſamem Vergnügen vernichtet er die Würmer und Inſekten, die ihm in den Wurf kommen. In ſolchem Gebahren zeigt ſich dann Lord Byron, um einen Goethe'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, „grenzenlos genial"! Er fühlt ſich ſo recht eigentlich in ſeinem Elemente, und plätſchert mit freudigem Uebermuth in den Wellen des Geſanges, wie ein Fiſch, den man aus dem Netz in ſeine heimiſchen Fluthen zurückverſetzt.

Von dieſem tollen Treiben aber, und von dem Genuß, den ſeine derartigen Dichtungen gewähren, kann man ſich nur einen Begriff machen, wenn man ſie in der Urſprache lieſt. Sei die Ueberſetzung auch noch ſo treu und vortrefflich, der eigentliche Reiz geht dennoch verloren, weil keine Mühe und kein Talent des Dolmetſchers die unmittelbare Wildheit des augenblicklichen Schaffens wiederzugeben vermag.

Ueber den Inhalt der 99 Strophen, aus denen Beppo beſteht, iſt es kaum nöthig, etwas zu ſagen. Das gewöhnliche Thema der italieniſchen Poſſe, eine galante Frau und ein betrogener Ehemann, wird auch hier abgehandelt. Aber nicht dieſer Faden der Erzählung iſt es, welcher uns entzückt; ſondern die arabeskenartig in tauſend Windungen um denſelben ſich ſchlingende Kette von drolligen und launigen Gedanken und Einfällen üben den Zauber auf den Leſer aus. Alles iſt mit ſo leichter ſpielender Hand hingeworfen, und dabei doch ſo correkt, als wenn ein großer Maler in müſſiger Stunde den Stift zur Hand nimmt, und mit ſeinen Skizzen irgend ein weißes Blatt anfüllt, und halb unbewußt ein kleines Kunſtwerk ſchafft, welches noch in den ſpäteſten Zeiten von Kennern und Liebhabern bewundert, und ſorgſam aufbewahrt wird. Auch in Beppo findet ſich übrigens die dem Dichter eigenthümliche, leichtfertige Art und Weiſe

wieder, mit welcher er die Schwächen des weiblichen Geſchlechtes ſtets betrachtet hat, und die ihm während ſeines ganzen Lebens ſo viel Leiden und Freuden bereiten ſollte.

Daß Lord Byron ſelbſt über Beppo, als Kunſtwerk betrachtet, nicht ſofort ein richtiges Urtheil hatte, wird uns nicht wundern, zu hören, nachdem wir ſeiner Unſicherheit in dieſer Beziehung ſchon ſo oft begegnet ſind.

Die erſte Erwähnung des Gedichtes findet ſich in einem Briefe an Murray vom 12. Oct. 1817. „Ich habe," ſchreibt er, „in letzter Zeit ein humoriſtiſches Gedicht in 84 achtzeiligen Stanzen geſchrieben*), in, oder nach der vortrefflichen Manier des Herrn Whiſtlecraft (den ich für Frere halte) nach einer venetianiſchen Anecdote, die mich amüſirte. Für heute ſage ich aber nichts weiter darüber." Alsdann am 23. deſſelben Monates: „Mr. Whiſtlecraft hat keinen größeren Verehrer als mich. Ich habe, ihm nachahmend, eine Geſchichte in 89 Strophen geſchrieben, die Beppo heißt. Italieniſche Abkürzung von Joſeph. Ich überlaſſe ſie Ihnen als Zugabe für das Honorar des vierten Geſanges von Childe-Harold, damit Sie zu Ihrem Gelde kommen. Vielleicht iſt es beſſer, das Ding anonym zu veröffentlichen. Doch davon wollen

*) Es ſind alſo fünfzehn Stanzen erſt ſpäter hinzugekommen.

wir noch reden. In die beabſichtigte große Geſammtausgabe meiner Gedichte können Sie alles aufnehmen, mit Ausnahme der engliſchen Barden, deren Wiederabdruck ich niemals geſtatten werde.“

Erſt am 19. Januar 1818 ſandte er dem Verleger das vollſtändige Manuſcript mit folgenden Worten: „Sie erhalten hiebei die Erzählung in drei geſonderten Couverts. Sie muß allein ohne Namen gedruckt werden. In eine Zeitſchrift paßt ſie nicht, wegen der vielen politiſchen Anſpielungen. Aendert nichts! Verſchafft Euch nur einen Gelehrten, welcher die italieniſchen Redensarten corrigirt (denn nebenbei geſagt, Euer Druck mit den ewigen, nie endenden Druckfehlern macht mich ganz krank), und nun helf' Euch Gott! Hobhouſe, der vor vierzehn Tagen abgereiſt iſt, hat das ganze Manuſcript mitgenommen, und wenn er nicht in den Alpen den Hals gebrochen hat, ſo ſchwimmt er jetzt mit meiner Handſchrift im Munde, und ſeinen Mantelſack in der rechten Hand, in einer Korkjacke zwiſchen Calais und Dover. Der Carneval iſt auf ſeiner Höhe und ich befinde mich in den größten Kämpfen der Aufregung wegen eines neuen Liebeshandels, ich weiß ſelbſt nicht recht wie? oder mit wem? außer daß ſie unerſättlich liebedurſtig iſt, kein Geld nehmen will, und blonde Haare und blaue Augen hat, (eine Seltenheit hier zu Lande) und daß ich ſie auf einer

Maskerade traf, und daß, wenn ſie ſich demaskirt, ich ſo klug bin wie vorher. Ich will mein Bischen Jugend, ſo lange es dauert, auf alle Weiſe benutzen.“

Beppo war kaum erſchienen, als das Gedicht auch ſofort das ungeheuerſte Aufſehen machte. Tauſende von Exemplaren wurden in wenig Tagen verkauft, und die Auflagen folgten ſchnell aufeinander, trotz des Anſtoßes, den der lockere Inhalt mit Recht bei den Engländern erregte. Aber der friſche Humor und die Unmittelbarkeit der munterſten Laune wirkten mit ſo erheiternder Gewalt, daß auch die ſtrengſten Sittenrichter nicht zu widerſtehen vermochten. Die Leichtfertigkeit des Ganzen trägt durchweg einen gewiſſen vornehmen Charakter, und wo dieſer ſich findet, iſt das engliſche Publikum zu unbegränzter Nachſicht geneigt.

Wenn nun auch ein eigentlicher Inhalt dem Gedichte abgeht, ſo ſind doch die einzelnen Züge von der Art, daß ſie ein treues Bild der italieniſchen, namentlich der venetianiſchen Geſellſchaft geben. Byron hatte Gelegenheit genug gehabt, dieſe gründlich kennen zu lernen. Denn während er vor den reiſenden Engländern ſich ſcheu zurückzog, ſo brachte ihn ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit und ſeine vielfachen Abenteuer, mit Männern und Frauen aller Klaſſen der italieniſchen Bevölkerung in nächſte Verbindung. Der Reiz des Geheimnißvollen, der ihn, in Folge

der vielen, zum Theil fabelhaften Gerüchte umgab, die über ſein früheres Leben verbreitet waren, ſein Dichterruhm, ſein hoher Rang, und die Schönheit ſeiner perſönlichen Erſcheinung, bewirkten, daß alle Kreiſe der Geſellſchaft mit dem größten Eifer ſich bemühten, ihn an ſich zu ziehen. Dazu kam noch beſonders die Art und Weiſe, wie er als Cicisbeo ſeiner ſchönen jungen Wirthin, im Anfange ſeines Aufenthaltes in Venedig, ſeine Neigung auf jede Art und Weiſe mit abſichtlicher Oeffentlichkeit zu erkennen gab, eine Handlungsweiſe, die nach ortsüblichen Begriffen für durchaus löblich angeſehen wurde.

Er wohnte noch immer in ſeinem erſten Quartier, in der ſehr engen Straße Spezieria, wo das Haus jenes Kaufmanns gelegen war, und ſo ſehr fühlte er ſich an die junge Dame ſeiner Wahl gefeſſelt, daß er weder im Theater noch in den Ridottos ſich ohne ſie zeigte, und es wurde bereits erwähnt, daß die Sehnſucht nach ihr, ihn ſeinen römiſchen Ausflug abkürzen ließ. Ja er gab die Reiſe nach Neapel gänzlich auf, weil er es vorzog, zu einem Stelldichein zu eilen, welches er mit Marianna in einiger Entfernung von Venedig verabredet hatte.

In der That behielt dies Verhältniß für eine Zeitdauer ſeinen Reiz, die im Verhältniß zu des Dichters ſonſtiger Unbeſtändigkeit wunderbar lang iſt, nämlich

während ganzer zwölf Monate. Es lockerte ſich jedoch allmälig, als ein höchſt unromantiſcher Vorfall ſich ereignete, welcher den Enthuſiasmus des Liebenden abzukühlen wohl geeignet war. Er hatte außer mannigfachen ſonſtigen Geſchenken der Geliebten einen koſtbaren Diamantſchmuck verehrt. Als nach einiger Zeit ihm von einem Juwelier wiederum verſchiedene Schmuckſachen zur Auswahl vorgelegt wurden, war er nicht wenig erſtaunt, jenen ſelbigen Schmuck unter dieſen Gegenſtänden wieder zu erkennen, den Marianna verkauft hatte, wahrſcheinlich weil die nicht glänzenden Vermögensumſtände ihres Mannes das baare Geld nöthiger erheiſchten, als den Beſitz des Geſchmeides. Byron nahm zwar die Sache ſo wenig ernſthaft, daß er dem eigentlichen Zuſammenhange gar nicht weiter nachforſchte, vielmehr den Schmuck zurückkaufte, und der Dame zum zweiten Male verehrte, indeß fing er doch ſeit dieſer Zeit an, ſein bisheriges Quartier eng und unbequem zu finden. Er ſah ſich nach einem Palaſte am großen Canale um, den er miethen könnte, und nachdem die Unterhandlungen mit dem Grafen Gritti ſich zerſchlagen hatten, ließ die Gräfin Mocenigo ſich bereit finden, ihm einen ihrer drei Paläſte für die jährliche Summe von 200 Louisdor abzutreten. Er ſiedelte nunmehr dahin über, und hat während ſeines ganzen Aufenthaltes in Venedig dieſe herrlich gelegene Wohnung inne gehabt.

Dergleichen Erfahrungen und alles, was damit zuſammenhing, mußte ihn denn allerdings in die Kenntniß des venetianiſchen Lebens genugſam einweihen, und dieſe Kenntniß, welche in Beppo ſo deutlich zu Tage tritt, berechtigte ihn wohl, ſich für einen competenten Richter über Schilderungen des italieniſchen Volkslebens zu halten. „Vielleicht," ſagt er in einem ſeiner Briefe, „weiß ich mehr von dem italieniſchen Volksleben, als ſonſt ein Engländer, denn ich habe unter ihnen gelebt, und zwar an Orten, wo vormals Engländer gar nicht hingekommen ſind*). Aber etwas über ſie zu ſchreiben, wie man mehrfach von mir verlangt hat, iſt nicht meine Abſicht. Ihre Moral iſt nicht unſere Moral, ihr Leben nicht unſer Leben. Engländer, Franzoſen und Deutſche könnt Ihr verſtehen, nicht aber die Italiener. Ihre klöſterliche Erziehung, die Cavaliere serventi, ihre ganze Art zu ſein und zu denken iſt ſo ganz eigenthümlich, und die Verſchiedenheit von unſerer Sitte tritt, je länger man mit ihnen verkehrt, um ſo mehr zu Tage, daß ich wirklich nicht weiß, wie ich Euch ein ſolches Volk begreiflich machen ſoll. Denn dieſe Italiener ſind zu gleicher Zeit mäßig und lüderlich, ernſt von Charakter, und hanswurſtmäßig

*) Dieſe Worte ſind 1820 geſchrieben, wo Byron lange Zeit, in Ravenna, und im Sommer ſich an verſchiedenen Orten auf dem Lande in der Gegend von Venedig aufgehalten hatte.

in ihren Vergnügungen, empfänglich für Eindrücke und Leidenſchaften, die, plötzlich entſtehend, doch dauerhaft ſind (und das findet ſich bei keinem Volke wieder), und die in der That nach unſeren Begriffen keine Art von Geſelligkeit haben. Daher kommt es auch, daß ſie keine Comödie beſitzen (auch die von Goldoni iſt keine), denn dazu iſt eben Geſelligkeit erforderlich, die auf dem Theater wiedergegeben wird.

Ihre ſogenannten conversazioni ſind keine Geſellſchaften. Wenn ſie ſprechen wollen, gehen ſie in's Theater, und in Geſellſchaft ſind ſie ſtumm. Die Frauen ſitzen in einem Kreiſe, und die Männer ſtehen in Gruppen umher, oder ſpielen um geringe Einſätze Pharo oder Lotto. Ihre Akademien ſind Concerte wie die unſrigen, nur förmlicher und mit beſſerer Muſik. Das Beſte ſind noch die Bälle und Maskeraden des Carnevals, wo Jedermann ſechs Wochen lang verrückt iſt. Nach Tiſche machen ſie Verſe, oder haben Einer den Anderen zum Beſten, Alles in einer Art und Weiſe, auf die Ihr Nordländer niemals eingehen würdet.

Was die Weiber betrifft, von der Fiſcherfrau bis zur Gräfin, ſo haben ſie ein Syſtem von feſten Geſetzen für das, was für ſchicklich gehalten wird, und ſie ſpielen ihre Herzensſpiele nach gegebenen Regeln, von denen man ſich nicht entfernen darf, wenn man nicht verlieren

will. Eiferſüchtig ſind ſie wie die Furien, und ſie erlauben ihren Anbetern auch nicht zu heirathen, wenn ſie es hindern können, ſondern ſuchen dieſelben in und außer dem Hauſe ſtets an ihrer Seite gefeſſelt zu halten. Kurz, ſie haben einen Sittencodex erdacht, den man am beſten ſo bezeichnet, daß ſie aus dem ſechſten Gebote das Wörtchen „nicht“ ausgeſtrichen haben. Der Grund davon iſt, daß ſie heirathen, um ihren Aeltern zu Willen zu ſein, lieben aber wollen ſie für ſich allein. Sie fordern von dem Liebhaber Treue wie eine Ehrenſchuld, den Ehemann aber bezahlen ſie wie einen Handwerker, d. h. gar nicht. Spricht man über den Charakter eines Herrn oder einer Dame, ſo wird nicht danach gefragt, wie ſie ſich gegen ihren Gatten oder Gattin, ſondern wie ſie ſich gegen den Liebhaber oder die Geliebte betragen. Wollte ich einen Quartband hierüber vollſchreiben, ſo könnte er eigentlich Nichts weiter enthalten, als was ich hier anmerkte.“

Bedenkt man, daß Lord Byron, damals in der Blüthe ſeiner Jahre, ſich in den Strudel einer ſolchen Geſelligkeit geſtürzt hatte, ſo iſt es, wenn man auf ſeine ganze Perſönlichkeit Rückſicht nimmt, nicht ſowohl zu verwundern, daß er mit vollen Segeln auf ſolcher Strömung ſich treiben ließ, als es vielmehr merkwürdig bleibt, daß er damals Neigung verſpürte, in derſelben

Zeit gerade ſolche poetiſche Arbeiten zu liefern, welche einem ganz anderen, und zwar dem nach Form und Inhalte allerſtrengſten Gebiete der Kunſt angehören, nämlich dem dramatiſchen. Ja durch eine Grille, welche man hauptſächlich auf die mißverſtandenen Theorien der Aeſthetiker zurückführen muß, ließ er ſich ſeltſamer Weiſe verleiten, ſeine Dramen mit ſtrengſter Berückſichtigung der drei Einheiten von Raum, Zeit und Handlung anzulegen, und er fühlte ſich auch in dieſer Beſchränkung noch frei genug, um nicht nach dem erſten Verſuche wieder davon abzuſtehen.

Fünftes Kapitel.

Don Juan.

Vor der Hand waren es indeſſen nur die Ideen zu ſolchen Arbeiten, welche in ſeinem Kopfe ſich bewegten, und er hatte daneben bereits andere, dem Manfred verwandte, und in Form und Inhalt ſich demſelben nähernde Werke in's Auge gefaßt, in welchen er die Anſchauungen und Gedanken niederlegen wollte, welche in ihm durch ſeinen beſtändigen inneren Kampf gegen den kirchlichen Bibelglauben, durch die Lektüre Gibbon's, und

durch den Umgang mit Shelley theils entſtanden, theils weiter ausgebildet waren.

Alle dieſe Dinge bedurften aber einer Vorbereitung durch geſchichtliche, poetiſche, philoſophiſche und theologiſche Studien, und es war durchaus nicht in ſeiner leidenſchaftlichen, den Eingebungen des Augenblicks unterworfenen Art, etwa jede andere dichteriſche Thätigkeit ſo lange auf die Seite zu ſchieben, bis er ſich zur Ausführung jener Pläne gehörig vorbereitet hätte.

In der Zeit, von der wir jetzt reden (1817 und 1818), folgte er zunächſt dem Anſtoße, welchen er durch Niederſchreibung des Beppo ſich ſelbſt gegeben hatte, und bereits am 19. September 1818 war der erſte Geſang ſeines größten, und unſtreitig genialſten Werkes, des Don Juan, vollendet.

Um dieſen ſpaniſchen Namen hat ſich bekanntlich in der ganzen romaniſchen Literatur ein Sagenkreis gebildet, ähnlich wie um den Doctor Fauſt der Germanen. Beide Perſönlichkeiten haben das mit einander gemein, daß ſie nach verſchiedenen Seiten hin die Unzufriedenheit des Menſchen mit ſich ſelbſt darſtellen, der ein Jeder anheimfallen muß, ſobald er ein anderes Lebensprinzip für maßgebend anerkennt, als die Forderungen der höchſten Sittlichkeit.

Der deutſche Repräſentant dieſer Richtung will in

der Wiſſenſchaft und dem Forſchen danach ſich ſelbſt genug thun, und erſt als er hier ſich getäuſcht findet, ergiebt er ſich dem Teufel, der ihn zu ſinnlichen Ausſchweifungen verführt, und zuletzt als Beute mit ſich in die Hölle zieht.

Die Romanen ſtellen ihren Helden als einen vornehmen, ſchönen und reichen Mann dar, der auf die Frauen einen unwiderſtehlichen Reiz übt, ſowie er ſeinerſeits ſich zu denſelben unwiderſtehlich hingezogen fühlt. Dieſer urſprünglich ſpaniſche Sagenkreis hat ſich um zwei verſchiedene Perſonen gruppirt, welche beide den Namen Don Juan führen. Der erſtere, Don Juan Tenorio, hatte die Tochter des Gouverneurs von Sevilla verführt, tödtet deren Vater im Zweikampfe, und lädt dann die Statue deſſelben zum Gaſtmahle ein. Das Marmorbild erſcheint und führt den frechen Spötter zur Hölle. Der zweite, Don Juan de Maranha, ging mit dem Teufel ein Bündniß ein, und beſtand in Folge deſſen die wunderbarſten Abenteuer des Kampfes und der Liebe, wurde ſchließlich durch die Fürbitten ſeiner Mutter mit der Kirche ausgeſöhnt, und ſtarb im Geruche der Heiligkeit.

Die Art und Weiſe, wie Molière und Mozart dieſe Don-Juan-Sage poetiſch und muſikaliſch in ihren weltberühmten Werken verherrlicht haben, iſt bekannt. Byron

war der dritte, der dieſes Gegenſtandes ſich bemächtigte, und wahrlich kein unwürdiger Mitbewerber auf dieſem Felde des Ruhmes. Daß er ſich gerade dieſen Helden für ſein Gedicht wählte, iſt kein Wunder. Er ſelbſt war eine ſolche Don-Juan-Natur, und während die Zeitgenoſſen ihm prophezeiten, daß er gleich dem Don Tenorio zur Hölle fahren werde, ſo wiſſen wir, daß Walter Scott der Anſicht war, Byron werde einſt noch zur Frömmigkeit ſich bekehren, und im Schooße der katholiſchen Kirche durch die Strenge ſeiner Bußübungen ſich auszeichnen. Er ſelbſt mochte Etwas von beiden Richtungen in ſich fühlen, und darum iſt er auch bis zuletzt nicht mit ſich ſelbſt darüber in's Klare gekommen, welchem Ende er ſeinen Don Juan entgegenführen ſollte.

Auf vierundzwanzig Geſänge war das Gedicht angelegt. Nach Beendigung des ſechzehnten rief der Tod den Dichter ab. Die beiden letzten Abſchnitte erſchienen erſt 1824 zum erſten Male im Druck. Mehr als ſechs Jahre lang alſo hat Lord Byron mit längeren und kürzeren Unterbrechungen ſein Epos fortgeſetzt, und in den Zwiſchenräumen noch faſt alle ſeine Dramen, und eine große Zahl von anderen Gedichten aus dem Füllhorn ſeines überreichen Geiſtes ausgeſchüttet.

Dennoch ſcheint es angemeſſen, den Don Juan als Ganzes ſchon jetzt zu beſprechen.

Ueber die Anlage deſſelben finden ſich mehrere Aeußerungen in verſchiedenen Briefen des Dichters.

Von dem erſten Geſange*) meldet er am 19. September 1818 dem Verleger: „Ich habe den erſten langen Geſang (etwa einhundert und achtzig Octaven) eines Gedichts im Style und der Manier des Beppo beendet, wozu der gute Erfolg dieſes letztgenannten mich ermuthigt. Es heißt Don Juan, und ſoll meiner Abſicht nach ſich in einer kleinen, ruhigen und witzigen Art über allerlei Dinge verbreiten. Doch hege ich Zweifel, ob es nicht — wenigſtens ſo weit es bis jetzt gediehen — zu frei iſt für unſere ſo ſittſamen Zeiten. Jedenfalls werde ich den Verſuch anonym machen, und wenn es keinen Effect hat, ſo höre ich auf. Dedicirt iſt es an Southey, mit guten einfachen biſſigen Verſen über die politiſche Wetterwendigkeit dieſes poeta laureatus, und über die Art, wie er zu derſelben gekommen iſt.“

Den 25. Januar 1819. „Drucken Sie Alles, nur die Verſe über Caſtlereagh müſſen natürlich ausgelaſſen werden, da ich nicht zur Stelle bin, um ihm Genugthuung zu geben. Iſt das Gedicht poetiſch, ſo wird es dauern, wo nicht, wird es fallen. Alles Andere iſt

*) Derſelbe enthält jetzt zweihundert und zweiundzwanzig Stanzen, und in ſiebenzehn Stanzen eine erſt nach des Dichters Tode veröffentlichte ſatyriſche Widmung an Southey.

dummes Zeug, und hat noch niemals meinen Werken weder genützt noch geſchadet. Langweiligkeit iſt in ſolchen Dingen der einzige Annihilator. Das heuchleriſche Tagesgeſchwätz verachte ich, wie alle Eure anderen Superfeinheiten, die Euch zu Geſichte ſtehen, wie den alten Britten die Farben, womit ſie ſich bemalten. Will man ſich dieſen Prüderien fügen, ſo fällt der halbe Arioſt, Shakeſpeare, Lafontaine und alle Schriftſteller aus den Zeiten Karls II." Den 2. Februar 1819. „Den zweiten fertigen Geſang habe ich noch nicht abgeſchrieben, wegen meiner natürlichen Trägheit, und entmuthigt durch das lauwarme Waſſer, welches man über den erſten ausgegoſſen hat. Ich ſage Ihnen das, damit Sie es weitererſagen, denn ich will Alles offen ausgeſprochen haben. Hätten die Kritiker geſagt, die Poeſie ſei ſchlecht, ſo würde ich mich dabei beruhigt haben. Aber ſie ſagen das Gegentheil, und reden dann von meiner Moralität. Dies Wort habe ich immer nur von Schuften gehört, die es um irgend eines Zweckes willen vorbrachten. Ich bleibe dabei, daß es das allermoraliſchſte Gedicht iſt. Wollen die Leute die Moral nicht entdecken, ſo iſt das ihr Fehler, und nicht meiner."

Nachdem Murray nochmals die Auslaſſung einiger ihm anſtößigen Stellen dringend befürwortet hatte, antwortete ihm Byron am 16. April 1819: „Ihr ſollt

mir aus meinen Gesängen kein Tractätchen machen. Das Gedicht wird Beifall finden, wenn es interessant ist; aber von Eurem verdammten Zustutzen und Beschneiden will ich Nichts wissen. — Ich werde meinen Weg machen, ihnen Allen zum Trotze, und ich will mich wehren wie ein Stachelschwein!"

In einem späteren Briefe endlich heißt es: „Der fünfte Gesang ist so weit entfernt davon, der letzte des Don Juan zu sein, daß es vielmehr eigentlich erst der Anfang ist. Ich habe die Absicht, ihn die Tour durch Europa machen zu lassen, mit gehöriger Beimischung von Belagerungen, Kämpfen und Abenteuern, und zuletzt soll er wie Anacharsis Clootz in der französischen Revolution sein Ende finden. Wie viele Gesänge es werden, weiß ich eigentlich selbst nicht, noch auch, ob ich es jemals zu Ende bringe, auch wenn ich so lange lebe. Ich habe vor, ihn in Italien den Cavaliere servente spielen zu lassen, in England soll er Anlaß zu einer Ehescheidung geben, und in Deutschland ein sentimentalschmachtender Werther sein. Auf diese Art werde ich Gelegenheit haben, die Lächerlichkeiten einer jeden Landesweise anschaulich zu machen, und natürlich meinen Helden immer verzogener und blasirter zu schildern. Ob er aber zuletzt in der Hölle, oder in einer unglücklichen Ehe Ende nehmen soll, darüber bin ich noch nicht mit mir einig, weil ich nicht

weiß, welches die ſchwerſte Strafe iſt. Die ſpaniſche Sage iſt für die Hölle, aber wahrſcheinlich iſt das nur eine Allegorie für den anderen genannten Zuſtand. Nun ſind Sie im Beſitz alles deſſen, was ich ſelbſt über den Gegenſtand weiß."

Betrachten wir nun dies merkwürdige Gedicht nach ſeinem Inhalte, ſofern uns derſelbe in den ſechzehn Geſängen vorliegt, ſo iſt zuvörderſt die Mannigfaltigkeit und der Reichthum, und die ſtets überraſchende Abwechſelung der Erfindung wahrhaft ſtaunenswerth. Die Scenen fügen ſich auf's Natürlichſte eine an die andere, und doch würde man niemals das Folgende aus dem Vorhergehenden zu errathen vermögen.

Ein junger liebenswürdiger, mit natürlicher Empfänglichkeit für jeden Genuß reich ausgeſtatteter Knabe, dem es aber auch an Thatenluſt, Tapferkeit und Ausdauer nicht mangelt, wird von ſeiner pedantiſchen Mutter Donna Ines auf's Verkehrteſte erzogen. Dieſe Dame und ihr Gemahl, Don Joſe, ſind unleugbar mit der Abſicht geſchildert, des Dichters eigene Erlebniſſe während ſeines Eheſtandes zu parodiren, und zwar in einer ſo giftig ironiſchen Weiſe, daß der Leſer über ſich ſelbſt ärgerlich wird, wenn er trotz aller moraliſchen Mißbilligung doch nicht im Stande iſt, das Lachen zu unterdrücken.

Donna Ines, heißt es, war ſo tugendhaft, als

träten Miß Edgeworth's Schriften leibhaftig aus ihrem Einband, ſie hatte keinen einzigen Fehler — und das iſt der ſchlimmſte von allen.

Der eigentliche Grund der Uneinigkeit zwiſchen den Eheleuten wird übrigens auch hier unerwähnt gelaſſen, wie denn Lord Byron zu allen Zeiten, in Ernſt und Spott, in zornigen und wehmüthigen Aeußerungen über dieſe Verhältniſſe, ſtets wiederholt hat, daß die Veranlaſſung zu ſeiner Trennung von Lady Byron in einer Reihe von Kleinigkeiten beſtanden habe, die für jeden Dritten vollſtändig unbegreiflich ſein würden. Merkwürdig bleibt es aber, daß Don Jóſe offenbar der Untreue gegen die Gattin beſchuldigt wird.

Der Held Don Juan verliert ſeinen Vater ſehr frühe und kommt unter die Vormundſchaft der Mutter, die einen Muſterknaben an Sitte und Weisheit aus ihm zu machen beſchließt, und ihn namentlich die alten Klaſſiker nur in ſolchen Ausgaben leſen läßt, wo die anſtößigen Stellen ſorgfältig ausgemerzt, und um das Aufſuchen derſelben zu erleichtern, in einem Inder am Schluſſe zuſammengedruckt ſind*).

Auch das alte Familiengebetbuch, auf deſſen Rändern die herrlichſten Miniaturbilder ſchöner weiblicher

*) Eine Monſtroſität, deren ein engliſcher Herausgeber des Martial ſich wirklich ſchuldig gemacht haben ſoll.

Heiligen zu ſehen ſind, behält Donna Ines für ſich, und giebt dem Sohne ein anderes. Er darf nicht die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus ſtudiren, der ſeine Ausſchweifungen ſo lebhaft ſchildert, daß der Leſer ihn darum beneidet.

So wächſt der Knabe heran, und iſt kaum ſechzehn Jahre alt geworden, als er in unbewußter Liebe zu einer ſchönen jungen Freundin ſeiner Mutter entbrennt. Donna Julia, die reizende Frau des Don Alonzo, eines Funfzigers, verliebt ſich in den Jüngling. Ein ſtrafbares Einverſtändniß zwiſchen Beiden wird von dem Gatten entdeckt, und Donna Julia muß in ein Kloſter wandern, während Don Juan auf Reiſen geſchickt wird. In einem Briefe ſagt ſie dem Scheidenden das letzte Lebewohl! —

Man macht ſich ſicherlich keiner Uebertreibung ſchuldig, wenn man ſagt, daß in der Erzählung dieſes erſten Liebesabenteuers des Helden ſowohl der humoriſtiſche, wie der ſentimentale Theil der Darſtellung mit einer Meiſterſchaft des Ausdrucks, mit einem Witze, und auf der anderen Seite mit einer Gluth der Empfindung vorgetragen iſt, die nirgends ihres Gleichen hat. Die tollſten Sprünge aus einem Gegenſatz in den anderen folgen auf einander, aber es iſt nicht die Spur von dem Geſuchten und Gemachten zu entdecken, mit welchem z. B. Heine oft die rührendſten Stellen ſeiner Gedichte

durch einen frivolen Mißklang unterbricht. Bei Byron macht ſich auf ſolche Weiſe lediglich diejenige Seite des Talentes geltend, welche wir bei einer früheren Gelegenheit in der Art bezeichnet haben, daß ſich während der Momente dichteriſcher Begeiſterung in ſeiner Seele Alles und Jedes, das Große wie das Kleine, das Ernſte wie das Heitere, das Tragiſche neben dem Lächerlichen gleichmäßig in Poeſie verwandelt. Wie ein goldig gefärbtes Glas uns eine Landſchaft im hellſten Sonnenglanze erblicken läßt, und zwar nicht blos die Wolken und Berge, die Bäume und Quellen, ſondern auch die Menſchen und ihre Geräthſchaften, bis zu dem Alltäglichſten und Gemeinſten herab, ſo gießt unſer Dichter den Zauber ſeiner hinreißenden poetiſchen Schilderung ebenfalls auf die Geſammtheit der Begebenheiten aus, die er uns vorführt, auf die gleichgültigen und niedrigen mit derſelben Kraft und Wirkung, wie auf die höchſten und ergreifendſten.

Donna Julia's Brief z. B. iſt ein Meiſterſtück der glühendſten lyriſchen Dichtung. Die Liebesverzweiflung eines ſchuldigen Weibes, welche zwiſchen Reue und Sehnſucht hin und her ſchwankt, die Abſchied nehmen muß, und doch ſich nicht losreißen kann, das völlige Aufgehen der Frauenſeele in dem einen Alles verſchlingenden Gefühl der Liebe, iſt mit ſo über-

ſchwänglicher, aus dem tiefſten Grunde des Herzens ſtrömender Beredtſamkeit nirgends wiedergegeben. Die Sprache wird zur lyriſchen Muſik. Mit dem Schmerzensrufe, daß es ihr nicht verſtattet ſei zu ſterben, ſchließt ſie; aber bis zum Tode will ſie ihn lieben, und für ihn beten.

So endet die 197. Strophe des erſten Geſanges, und die 198. beſchreibt mit der größten Ausführlichkeit, wie ſie den Brief auf goldgerändertes Papier mit zierlicher Rabenfeder geſchrieben, wie ihre zitternde Hand kaum das Siegelwachs an den Wachsſtock zu bringen vermag, wie ſie aber doch, ohne eine Thräne zu vergießen, in den duftenden ſuperfeinen Lack ihr Petſchaft drückt, eine Sonnenblume darſtellend, mit dem Motto: Elle vous suit partout.

Damit ſchließt Don Juan's erſtes Abenteuer. Es iſt eben ganz einfach der Hergang. Wenn ſie den Brief ſchrieb, ſo mußte ſie ihn auch ſiegeln, und das Petſchaft wurde durch ihren Schmerz ſo wenig geändert, wie die Rabenfeder, die auf dem Schreibzeug lag. Das Komiſche, welches in dieſen Gegenſätzen liegt, iſt allerdings abſichtlich pointirt, aber es iſt im Grunde doch nur der Humor des Lebens ſelbſt, welches in ſolchen Gegenſätzen verläuft.

Die engliſchen Kritiker, und namentlich Jeffrey, haben dieſen Brief Donna Julia's für eine arge poetiſche

Inconſequenz erklärt. Die junge Dame, ſagen ſie, läßt ſich von ihrer Leidenſchaft zu einem verbrecheriſchen Verhältniſſe mit einem jungen, kaum erwachſenen Menſchen hinreißen. Sie wird entdeckt, und bis zu dem Augenblick, wo man ſie auf eine höchſt lächerliche Weiſe der That überführt, behauptet ſie ihre Unſchuld in einer ſo kecken Weiſe, daß man ſie frech nennen kann. Wie durfte nun, fragt man, der Dichter einem ſolchen Weibe dieſe zartempfundenen Abſchiedsworte in den Mund legen, oder vielmehr in die Feder dictiren? Jeffrey wird darüber förmlich pathetiſch. „Auf dieſe Art," ſagt er, „werden alle unſre Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt, unſer Vertrauen in die Tugend wird erſchüttert bis zum Grunde, und auf Wahrheit und Treue iſt kein Verlaß mehr!"

Aber war denn Donna Julia als Tugendheldin geſchildert, oder vielmehr als eine ſchwache, ſinnliche Frau, die, nachdem ihr Ruf, ihre Freiheit und ihr Glück vernichtet iſt, im Augenblick, wo ſie gezwungen wird von ihrem Geliebten und von der Welt Abſchied zu nehmen, ſich zu einer pathetiſchen Liebesverzweiflung erhebt?

Noch mehr aber als die Immoralität, welche man in dem Gedichte fand, war den Engländern die Leichtfertigkeit anſtößig, mit der über religiöſe Dinge geſprochen wird. Die Strophen 205—206 reden von der Art, wie

der Dichter ſeine Arbeit fortzuführen denkt, und er geht die berühmteſten engliſchen Dichter durch, um zu zeigen, wie man ihnen zu folgen, oder die von ihnen eingeſchlagenen Wege zu meiden habe. Dieſe Vorſchriften kleidet er in die Form der zehn Gebote. An andern Stellen witzelt er über die Parabel von Lazarus und dem reichen Manne, und läßt es überhaupt an Spötteleien à la Voltaire nicht fehlen. Das war zuviel für die orthodoxe Verehrung der Briten für jedes Bibelwort. Der Spötter mußte unerbittlich der Verdammniß anheimfallen, und er wußte dies ſelbſt ſo gut, daß er ſagte, ein Kamel werde leichter durch ein Nadelöhr gehen, als ſein Don Juan durch die Thür einer engliſchen Familienwohnung. Aber nicht genug damit. Der Uebermuth ſcheint ihn förmlich gekitzelt zu haben, ſich möglichſt viele Feinde zu machen, was er doch wahrhaftig nicht erſt nöthig hatte. So erzählte er in ironiſcher Ausgelaſſenheit in der 219. und 220. Strophe, daß er das british Review beſtochen, und von dem Herausgeber die Zuſicherung einer lobhudelnden Recenſion erhalten habe, und unglaublicher Weiſe nahm der Redacteur dieſer Zeitſchrift die Sache ernſthaft, und erklärte den Lord für den ſchwärzeſten Verläumder. Byron antwortete in einer höhniſchen Epiſtel, welche die an ſich ſchon klare Lächerlichkeit der Beſchuldigung noch klarer machte. Die Dich-

ter Coleridge, Wordsworth und Southey griff er auf's Schonungsloſeſte an, — kurz er ſchlug auch hier wie ein ungezogener Knabe nach allen Seiten um ſich, und die Keckheit ſolcher Angriffe kennt ſo wenig eine Grenze, wie die poetiſche Genialität derſelben über alle Grenzen hinausgeht.

Die Fluth der Schmähungen, welche das Erſcheinen des erſten Geſanges auf ihn herabzog, hinderte ihn nicht, in Zeit von vier Wochen (13. Dezember 1818 bis 20. Januar 1819) die 216 Strophen des zweiten Geſanges zu vollenden.

Hier wird nun erzählt, wie Donna Inez, um dem Skandal, den ihres Sohnes Abenteuer erregt hat, ein Ende zu machen, den Jüngling mit einem Hofmeiſter Pedrillo auf Reiſen ſchickt. Sie ſelbſt errichtet während ſeiner Abweſenheit eine Sonntagsſchule, wozu der Erfolg, den ſie bei der Erziehung des eigenen Kindes erzielt hat, ſie ermuthigt. Dem Abreiſenden, der ſich in Cadiz einſchifft, giebt ſie einen Brief voll guter Lehren mit (er las ihn nie) und viele Wechſelbriefe, die ihm beſſer behagen. Sein Schmerz über die verlorene Geliebte wird durch die Seekrankheit unterbrochen. Ein Sturm erhebt ſich, das Schiff geht zu Grunde, die Mannſchaft rettet ſich in ein offenes Boot, und treibt, den Qualen des Hungers und des Durſtes Preis gegeben,

auf offener See herum, bis die Aermſten, zur Verzweiflung getrieben, den Beſchluß faſſen, einander ſelbſt zur Nahrung zu dienen. Das Loos ſoll entſcheiden, wer zuerſt geopfert werden ſoll. Um die Looſe aus Papier machen zu können, nehmen ſie dem Helden Donna Julia's Brief mit Gewalt fort. Den armen Pedrillo trifft das Loos. Man öffnet ihm die Adern, und an dem Leichnam ſtillen ſie, mit Ausnahme von Wenigen, unter denen Don Juan, ihren Hunger. Doch die ekle Speiſe wirkt verderblich. Im Wahnſinn ſtürzen ſie in's Meer. Die Ueberlebenden tragen ihre Qualen noch einige Tage, bis am Horizonte Land erſcheint, und ſie endlich in der 100. Strophe eine Inſel erreichen.

Alle dieſe Vorgänge ſind auf's Treueſte nach der Natur gemalt. Byron hat die Schilderungen, wie ſolche in den merkwürdigſten Seereiſen ſich finden, in ſeiner Beſchreibung zuſammengedrängt, und ſo eins der ergreifendſten Gemälde gegeben, welches im Kreiſe der epiſchen Dichtung überhaupt zu finden iſt. Auch hier ſind wieder in das Grauen der Verzweiflung einzelne humoriſtiſche Züge zerſtreut, aber wiederum nur ſolche, auf welche der Verlauf der Begebenheiten von ſelbſt führt, und die alſo auch hier nur den Humor des wirklichen Lebens wiedergeben. Wenn z. B. die äußerſte Hungersnoth die Verunglückten zu dem Verſuche treibt, ihre Schuhe und

Mützen als Nahrungsmittel zu verwenden, ſo iſt dies ein Umſtand, deſſen die aus ſolcher Drangſal Erretteten wohl ſelbſt mit Lächeln gedenken; und wenn es auch damals für den armen Don Juan ſchlimm genug war, daß er ſeine Gefährten um eine Klaue von dem Schoßhunde ſeines Vaters bitten mußte, als das Thier dem unwiderſtehlichen Bedürfniſſe geopfert ward, ſo iſt auch dies nur einer von den Zügen, wie ſie die Reiſebeſchreiber uns vielfach mitgetheilt haben. Dazu kommt noch, daß die Art und Weiſe, wie ſolche Nebenumſtände angebracht werden, keineswegs den hochtragiſchen Eindruck des Hintergrundes beeinträchtigt, auf dem ſie als komiſche Glanzlichter ſpielen. Wir finden eben nur in dem poetiſchen Bilde das Große neben dem Kleinen, das Hohe neben dem Niedern und Gemeinen, ganz ſo wie im wirklichen Leben wieder.

Auch hatte Lord Byron von der Art, mit welcher er ſolche Gegenſätze auffaßte, das vollſte poetiſche Bewußtſein. „Ich will,“ ſagt er, „den Vorwurf widerlegen, den man mir aus der ſchnellen Aufeinanderfolge von Ernſt und Scherz gemacht hat. Der Ernſt hebt den Scherz deſto ſtärker hervor, und umgekehrt, wenigſtens ſollte es ſo ſein. Man ſagt mir, der Menſch könne nicht zu gleicher Zeit durchnäßt und verbrannt werden. Das zeugt von geringer Erfahrung. Man braucht nur bei

heißem Wetter eine Meile weit ſchnell gegangen zu ſein. Hat mein Tadler ſich niemals, während er ſeiner Dame den Hof machte, eine Taſſe heißen Thee auf ſeine Nankinbeinkleider gegoſſen? Hat er niemals während der Mittagshitze in der See gebadet, wo der Schaum des ganzen Oceans nicht im Stande iſt zu hindern, daß unſer Scheitel verſengt wird — — —“

Doch zurück zur Erzählung! In dem Augenblicke, wo die Unglücklichen ihr Boot durch die Brandung an die Küſte bringen wollen, ſchlägt daſſelbe um. Die von Hunger und Mangel Entkräfteten verſuchen durch Schwimmen ſich zu retten, doch Don Juan iſt der einzige, welcher das Ufer erreicht. Die Andern werden von den Wellen verſchlungen. Mit Aufbietung ſeiner letzten Kräfte erklimmt der Held des Gedichtes den ſteilen Rand des Eilandes, und ſinkt bewußtlos nieder. Als er die Augen wieder aufſchlägt, gewahrt er, über ſich gebeugt ein holdes Mädchenantlitz.

Haidee, die Tochter eines Seeräuberfürſten, war mit ihren Gefährtinnen an die Stelle gekommen, wo Juan lag. Mit zarter Sorgfalt bringen die Mädchen den Schiffbrüchigen zum Leben zurück, und nun kann Byron der Verſuchung nicht widerſtehen, noch einmal den Ton des Corſaren und Lara's anzuſchlagen, und er beſingt die Liebe des jungen Räubermädchens mit einer

flammenden Farbenpracht, welche durch den Humor, für welchen hier Raum gewonnen iſt, die früheren romantiſchen Erzählungen weit hinter ſich läßt. Jene älteren Gedichte erklärten wir aus dem knabenhaften Vergnügen Lord Byron's, ſich ſelbſt in reizende und gefahrvolle Lagen hineinzuträumen, hier aber ſchwebt der zum Manne herangereifte Dichter auf den Schwingen des Humors hoch über ſeinem Gegenſtande, und ſchaut mit faſt mitleidigem Lächeln auf das Treiben des verliebten jungen Paares herab. Die orientaliſche Ueppigkeit, mit welcher die Feſte geſchildert werden, durch welche Haidee ihr Liebesglück gleichſam ſichtbar darzuſtellen ſich beſtrebt, dient zugleich als Einfaſſung für eines der köſtlichſten lyriſchen Juwele, welches wir Byron verdanken. Ein alter Sänger greift während des Mahles in die Saiten, und feiert die alte untergegangene Herrlichkeit Griechenlands in Strophen, die an Innigkeit der Empfindung dem Abſchiedsgeſange im Anfang des Childe Harold gleich kommen; und außer dieſem Liede ſind noch eine große Anzahl nicht minder ſtrahlender Edelſteine mit verſchwenderiſcher Hand in dieſen Geſängen umhergeſtreut, z. B. das Ave Maria in der 102. und 103. Strophe. Dazwiſchen läßt der Dichter wieder in ſatyriſchen Ausfällen gegen die Modedichter des Tages ſeinem Uebermuthe freien Lauf.

Im dritten und vierten Geſange wird die Erzählung des Abenteuers fortgeſetzt. Der Räuberfürſt Lambro kehrt zurück. Er überraſcht Don Juan bei ſeiner Tochter, nimmt ihn nach heftigem Widerſtande gefangen, und ſchickt ihn auf den Sclavenmarkt nach Conſtantinopel. Haidee verfällt in Wahnſinn und ſtirbt. Don Juan wird mit einer Anzahl von Unglücksgefährten zum Verkauf ausgeſtellt. Höchſt ergötzlich iſt die Beſchreibung einer ganzen italieniſchen Operngeſellſchaft, welche von einem treuloſen Impreſario betrügeriſcher Weiſe zu Sclaven gemacht iſt; ebenſo iſt der Engländer ſehr launig geſchildert, welcher ſeiner dritten Frau entlief, und unterwegs in Gefangenſchaft gerieth, und Macaulay iſt, wie ſo oft, auch hier in ſeinem Urtheil ungerecht, wenn er grade dieſe Figur herabſetzt, und ſich fragt, eine wie anders lebensvolle Geſtalt Walter Scott aus dem armen Ehemanne gemacht haben würde.

Auf dem Wege zum Markte hat die Favoritſultanin unſern Don Juan erblickt, und ſich in ihn verliebt. Sie läßt ihn durch einen ihren ſchwarzen Eunuchen ankaufen. In Weiberkleider geſteckt wird er trotz ſeines Sträubens zu ihr geführt. Die majeſtätiſche Dame fragt ihn: „Chriſt, kannſt du lieben?“ Er aber, Haidee's Bild noch im Herzen tragend, weiſt ſie mit ſtolzen Worten zurück. Die Fürſtin, deren Launen noch niemals Widerſpruch

erfahren haben, will im ersten Zorn ihn tödten, doch der Kampf widerstreitender Gefühle bewegt sie so heftig, daß sie zusammenbricht, und Don Juan ist im Begriff, durch den Anblick ihrer Beschämung und ihrer Liebesgluth erweicht zu werden, als unerwartet der Sultan eintritt. Ihm gefällt die neu angekommene Sclavin, und er befiehlt, sie in den Harem zu führen. Das giebt, wie man sich denken kann, zu den prachtvollsten Beschreibungen, aber auch zu dem tollsten Uebermuthe Anlaß, wenn die Folgen geschildert werden, welche der Eintritt eines verkleideten Mannes in den Kreis der Sultansgeliebten nach sich zieht. Allein diese Scenen bilden den schwächsten Theil des ganzen Gedichtes, weil Byron sich hier in üppigen Schilderungen gehen läßt, denen eigentlich jeder Gedankenhintergrund fehlt, und die ihm nur Anlaß geben, sein beliebtes Thema an der Sinnlichkeit und Verführbarkeit der Frauen in der abscheulichsten Weise auszuspinnen.

Mit Hilfe des mitleidigen Eunuchen gelingt es Juan und jenem Engländer zu entkommen. Zwei türkische Damen aus dem Harem begleiten sie, und die kleine Karawane gelangt in Suwarow's Lager, als dieser gerade im Begriff steht, Ismail zu belagern (1790). Den Engländer Johnson erkennt der General wieder, als einen Soldaten, der früher unter ihm gedient hatte, und

in türkiſche Gefangenſchaft gerathen war, und beide Freunde erhalten eine Anſtellung im Heere.

Die Beſchreibung der Belagerung iſt vielfach getadelt worden, weil man ſagt, daß die arioſtiſche Art und Weiſe auf ſolche modernen Vorgänge nicht angewendet werden dürfe. Allein uns ſcheint gerade dieſer Theil des Gedichtes zu den größten Meiſterſtücken des Dichters zu gehören, und wir finden in der Manier, wie die Lage der Feſtung, die Anſtalten zum Angriff, Suwarow's Perſönlichkeit und der ganze Hergang des Unternehmens uns vor Augen geführt wird, einen neuen Beweis für Byron's „grenzenloſe Genialität.“ Er betrachtet die Vorfälle aus dem höchſten menſchlichen Standpunkte, wo die kriegeriſchen Großthaten der Könige und Feldherrn ſo klein, und die ſittliche Kraft der Einzelnen ſo groß erſcheint. Dieſe abweichende Anſchauung erzeugt natürlich ein Lächeln über die Verkehrtheit der Menſchen, die ſich für „Medaillen, Rang und Bänder, Stickereien und Scharlach“ zur Schlachtbank führen laſſen, wenn die Habſucht oder der Ehrgeiz der Großen ihnen ſolche Spielereien vorhält. Aber auch in tiefem Ernſte ſpricht er ſeinen Abſcheu vor dem Kriege in den ſchönen Schlußzeilen der 3. Strophe des 8. Geſanges aus, mit den Worten, daß der Ruhm, eine einzige Thräne getrocknet zu haben, höher gelten müſſe, als das Vergießen ganzer Ströme von Blut.

„Der ſiebente und achte Geſang (ſagt Lord Byron in einem Briefe vom 8. April 1822) enthält das vollſtändige Detail der Belagerung und Erſtürmung von Ismail, mit den gehörigen Sarkasmen über die Fleiſcher en gros d. h. über die ſtehenden Soldheere. In dieſen Dingen, wo gegenwärtig die Philoſophie mit der Tyrannei in offenem Kampfe begriffen iſt, muß man das Schwert ziehen, und die Scheide wegwerfen. Wohl weiß ich, daß es einem furchtbaren Gegner gilt. Aber ausgefochten muß der Kampf werden, und zuletzt wird derſelbe doch der Menſchheit zum Guten gereichen, wie ſchlimm er auch für den Einzelnen ablaufen mag, der ſich in dieſe Gefahr begiebt.“

Das Thatſächliche und Locale dieſer Erzählung hat Byron wörtlich einem franzöſiſchen Geſchichtswerke entnommen*), und bei dieſer Verwandlung der Proſa in Ottaverime einmal wieder die faſt despotiſche Herrſchaft bewieſen, die ihm über die Sprache zu Gebote ſtand. Jedes Wörtchen, ja faſt jede Silbe, die behufs ſolcher Umwandlung hinzugeſetzt oder fortgelaſſen werden mußte, iſt unter ſeiner Hand zu einem geiſtreichen Spiele des Witzes und der Laune geworden, und die Vergleichung bietet das höchſte Intereſſe dar. An eigentlich

*) Essai sur l'histoire ancienne de la nouvelle Russie par le Marquis Gabriel de Castelnau.

hochpoetiſchen Stellen iſt dieſer Abſchnitt des Epos allerdings im Ganzen arm, und nur da, wo der alte Paſcha auftritt, der ſeine fünf Söhne um ſich her fallen ſieht, und dann nach verzweifelter Gegenwehr ſelbſt den Tod findet, und ferner wo das kleine, unter Leichen verlaſſene Türkenmädchen beſchrieben wird, deſſen Don Juan ſich annimmt, um es auferziehen zu laſſen, erhebt ſich das Gedicht zu einem höhern Schwunge. Dagegen iſt ein deſto ſchärferer und verzehrenderer Gebrauch von der Satyre gemacht, mit welcher der Dichter ſpottend und vernichtend gegen die Feinde des Freiheitsideales zu Felde zieht, für welches Byron ſtets eine ſchwärmeriſche Verehrung gehegt und ausgeſprochen hat. Mit dieſer Freiheitsliebe war es ihm wirklich tiefer Ernſt, nur darf man dabei niemals vergeſſen, daß der Engländer die Begriffe von Freiheit und Gleichheit nicht für unzertrennlich hält, wie Franzoſen und Deutſche dies thun, ſondern daß die engliſche Freiheit, ihrer geſchichtlichen Entſtehung nach, recht eigentlich auf der Verſchiedenheit der Einzelnen beruht, der einzelnen Perſonen ſowohl, als der Stände und Berufsarten. So ſieht der Britte z. B. ſeinen Adel mit ganz andern Augen an wie wir. Die engliſchen Lords und die engliſche hohe Geiſtlichkeit waren es, welche die magna charta erkämpften, und bei allem Großen und Schönen, was

uns in der engliſchen Geſchichte begegnet, ſtehen die Namen der Adelsgeſchlechter im Vordergrunde. Und eben weil dieſer engliſche Adel kein Junkeradel iſt, darum kann in England die höchſte und idealſte Freiheitsliebe mit der entſchieden ariſtokratiſchen Geſinnung verbunden ſein, und eine ſolche Verbindung fand ſich auch in Lord Byron's Perſönlichkeit. Was er bekämpft, und was ſtets von neuem die Ausbrüche ſeines bitterſten Zorns veranlaßt, iſt die wunderbare Erſcheinung, daß die Völker ſich ſo lange der abſoluten Willkürherrſchaft ihrer Könige fügen konnten, und am tiefſten ergrimmt iſt er darüber, daß nach den Freiheitskriegen Europa's Völker es ſich gefallen ließen, daß man das Netz der alten Tyrannei nur noch feſter über ihren Häuptern zuſammenzog. Deshalb ſein ſonſt unerklärlicher Widerwille gegen die Schlacht bei Waterloo, und gegen Wellington, der die Krücken der Willkürherrſchaft wieder ausflicken half. „Wenn deine Schmeichler dich den Retter der Nationen nennen," ruft er ihm zu, „ſo ſind dieſe ja nicht gerettet, ſondern haben nur eine Sklaverei mit der andern vertauſcht. Man nennt dich Europa's Befreier, aber Europa iſt noch ebenſo geknechtet wie vorher! Die Helden des Alterthums verzichteten auf jede Belohnung, auch Waſhington und Pitt ſtarben arm, aber der Held von Waterloo läßt ſich mit Reichthümern und Nationalbe-

lohnungen überschütten, während seine irischen Landsleute Hungers sterben.“ Das sind noch die gelindesten der Schmähungen, die dem gefeierten Helden des Tages angethan werden, und man kann sich denken, wie sehr dies den Mißkredit erhöhen mußte, in welchen Byron ohnehin schon bei seinen Landsleuten gerathen war. Allein seine augenblicklichen Einfälle waren für ihn souveraine Gebiete, und keine Rücksicht der Vernunft oder der Berechnung konnte ihn bewegen, das zu unterdrücken, was ihm gerade durch den Kopf oder durch die Feder ging.

In der Fortsetzung des Gedichtes wird nunmehr Folgendes erzählt: Don Juan, der sich bei der Erstürmung Ismails tapfer benommen, und durch die Sorgfalt, mit welcher er bei eigener Lebensgefahr das gerettete Kind in Sicherheit zu bringen wußte, einen romantischen Nimbus um sich verbreitet hatte, wird von Suwarow auserwählt, der Kaiserin Katharina die Siegesbotschaft zu überbringen. Der Feldherr, der unter dem Deckmantel seiner rohen Manieren feine Welt- und Menschenkenntniß verbarg, wußte gar wohl, daß ein so hübscher, junger Abgesandter vor den Augen der Herrscherin Gnade finden werde.

Mit Courierpferden eilt der junge Held nach Petersburg. Die Kaiserin, noch immer eine ganz stattliche

Frau, intereſſirt ſich beim erſten Anblick für den ſchlanken Jüngling, der zu ihren ſonſtigen ſechsfüßigen Günſtlingen einen anziehenden Gegenſatz bildet. Die ſtattliche Uniform, in der er kniend die Depeſche überreicht, kleidet ihn ſo wohl, daß Katharina eine Zeitlang darüber vergißt, das Siegel zu erbrechen. Juan wird erklärter Liebling, und lebt im Glanze des Hofes, beneidet und von Schmeichlern umgeben, zur großen Freude ſeiner Mutter, die er von ſeinen Erfolgen in Kenntniß ſetzt. Allein die Lebensart iſt für ſeine Conſtitution zu angreifend, und er fühlt ſich krank. Der Leibarzt verordnet eine Mixtur, wozu das Recept in der vierten Strophe des zehnten Geſanges ausführlich mitgetheilt wird. Die Medicin ſchlägt indeſſen nicht an. Veränderung des Klima's wird vorgeſchlagen, und Katharina muß ſich, ſehr wider ihre Neigung dazu entſchließen, den angenehmen jungen Spanier eine Zeitlang aus ihrer Nähe zu entfernen. Mit einer diplomatiſchen Sendung ſchickt die Kaiſerin ihn nach England. In Begleitung eines großen Gefolges reiſt er ab, das gerettete nun zehnjährige türkiſche Kind Leila an ſeiner Seite.

Durch Polen geht die Fahrt über Königsberg, Berlin und Dresden, dann den Rhein abwärts nach Holland, wo er ſich einſchifft, und gar bald die Kreidefelſen Englands zu Geſicht bekommt, „wo die ſtolzen

Krämer wohnen, welche die Welt mit ihren Waaren und ihren Geſetzen beglücken." — Mit den raſchen engliſchen Pferden eilt er der Hauptſtadt zu, ganz anders als im langſamen Deutſchland, wo die Poſtillone den Reiſenden in ſolchem Schritt führen, „als wollten ſie ihr Trinkgeld zu Grabe fahren."

Die Beſchreibung des Weges nach London iſt von Goethe mit Recht für ein großes Meiſterſtück erklärt worden. Photographiſche Treue der Auffaſſung äußerer Gegenſtände iſt hier mit der freiſten Laune verbunden, in einer Weiſe, wie ſie ſich vielleicht nur bei Boz-Dickens wieder findet. Ebenſo geiſtreich, und ebenſo voll heiterſtem Humor iſt die Erzählung von der Art, wie Don Juan in die vornehmen engliſchen Kreiſe eingeführt wird. Die Leerheit und Langeweile in dieſen hochfeinen Soireen, die geheimnißvolle Albernheit des diplomatiſchen Treibens, und das ariſtokratiſche Weſen dieſer geſammten Menſchenklaſſe, die voll mitleidiger Verachtung auf die übrigen Leute herabblicken, welche aufſtehen, wenn jene zu Bette gehen, und nicht wie ſie ſelbſt, die Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht machen! Man kann ſich nichts Ergötzlicheres denken, um ſo mehr, als man der Schilderung anmerkt, daß ſie nicht von einem neidiſchen Zuſchauer herrührt, der nur aus der Antichambre durch die Thür des Salons guckt, ſondern von einem Manne,

welcher ein ſolches Treiben unter den allergünſtigſten Verhältniſſen ſelbſt mitgemacht hat, und der ſogar als einer der hellſten Sterne an dieſem Nachthimmel glänzte, und nun das Scheinleben um ſo herzlicher ſatt hat.

Wie im Kaleidoſcop die gewöhnlichſten, alltäglichſten Dinge, Steinchen, Blätter und Glasperlen, ſich zu den reizendſten Figuren geſtalten, ohne von ihrer eigentlichen Form etwas zu verlieren, ſo läßt uns Lord Byron dies Alltagstreiben in einer ſo genialen Anordnung erblicken, daß ſelbſt das Gemeine dadurch zum Kunſtwerk erhoben wird.

Deſſenungeachtet bringt es vom zwölften Geſange an der Gegenſtand mit ſich, daß das lyriſche Element in dem Gedichte zurücktritt, und daſſelbe mehr den Charakter einer Satyre auf die ſocialen Zuſtände Englands annimmt. Daß auch die ausſchweifenden und anſtößigen Stellen, welche in der erſten Hälfte des Don Juan uns ſo häufig begegnen, ſich in der zweiten nicht mehr finden, hat ſeinen Grund in mächtigen äußeren Einflüſſen, deren Quelle wir ſpäter kennen lernen werden. Der Dichter ſchlägt nunmehr einen ganz andern Ton an. Die ſanften Empfindungen werden von der Bitterkeit des Hohnes verzehrt, den er auf das gehaltloſe Leben und die geheimen Verbrechen der Großen ausgießt. Hätte er Zeit gehabt, den Helden ſeines Gedichtes noch durch Deutſchland, Frankreich und

Italien zu führen, wie es die Abſicht war, ſo wären für dieſe Länder dann vorausſichtlich ganz andere und neue Tonarten angeſtimmt worden. Für England aber überwog das Andenken an die Unbill, die Kränkungen und Verfolgungen, welche der Dichter daſelbſt erfahren hatte, zu ſehr, um eine harmloſe Beſchreibung aufkommen zu laſſen. Nur bei der Beſchreibung des Schloſſes, in welchem Lord Henry Amundeville ſeine Gäſte empfängt, geht der Ton in's Elegiſche über. Dies Schloß iſt kein anderes als Newſtead Abbey, und ſeine Mauern und Thürme, der klare See, die herrliche gothiſche Architektur, die ſich in den Fluthen ſpiegelt, Alles ſtimmt vollſtändig mit der Lage und dem Anblick des Familienſitzes der Byron's *). Auch der geſpenſtiſche Mönch erſcheint, und es zeigt ſich, daß die ſchalkhafte, nicht eben prüde Herzogin von Fitzfulke dieſe Maske gewählt hat, um eine Liebesintrigue mit Don Juan anzuſpinnen.

Dieſe Herzogin iſt eine von den drei Damen, zu welchen der Held des Gedichtes in dem Schloſſe, und in der dort verſammelten bunten Geſellſchaft in Beziehung tritt. Lady Adeline Amundeville und Aurora Raby ſind die beiden andern. Alle drei empfinden den Zauber der Erſcheinung des jungen Don Juan, aber ſie

*) Beauties of England. Vol. XII. art. Newstead.

verhalten ſich ihm gegenüber durchaus verſchieden nach ihren verſchiedenen Naturen. Adeline und Aurora gehören unſtreitig zu den feinſten und ſchönſten Schöpfungen der Byron'ſchen Muſe. Sie ſind mit einer Lebendigkeit und Zartheit der Charakteriſtik geſchildert, welche allein genügen würde, den oft wiederholten Vorwurf zu widerlegen, Byron's Männer und Frauen ſeien ſämmtlich nach demſelben gleichförmigen Typus gebildet.

In Bezug auf Adeline v. Amundeville können wir ohne Vorbehalt unterſchreiben, was Ida von Düringsfeld über dieſe poetiſche Schöpfung ſagt: „Das Bild der Lady Adeline iſt wie auf Emaille hingezaubert, mit unendlich feinen Pinſelſtrichen, aber eben deshalb läßt ſich auch von ihr nur leſen, nicht erzählen. Das ſieht man deutlich, daß Adeline und Juan durch eine Leidenſchaft aneinandergezogen werden, und dies beginnende Verhältniß iſt eben ſo köſtlich graciös gemalt, wie Adeline ſelbſt. Sie iſt nicht ſchlecht, nicht verderbt geſchildert, nur nicht edel und ſeelenvoll. Aus der Welt iſt ſie, mit ihrer ganzen Art, ihrem Stolze, ihrem Anſtande, ihrer Anmuth — aber freilich auch mit ihrer Seele. Poeſie iſt nicht in ihr, wohl aber die höchſte conventionelle Schönheit, und die ganze Meiſterſchaft des vornehmen Daſeins.“ Von Aurora Raby ſagt die treffliche Friederike Bremer: „Sie iſt der ſchönſte Stern an By-

ron's nächtlichem Himmel." Und doch iſt dieſe Aurora Raby eigentlich nur dieſelbe Figur, welche tauſend und tauſend Romanſchreiber und Schreiberinnen von jeher als Heldinnen ihrer Erzählungen hinzuſtellen verſucht haben. Aber es geht mit ſolchen poetiſchen Gemälden gerade ſo, wie mit wirklichen Gemälden. Wie viel ideale weibliche Köpfe haben die Künſtler aller Zeiten zu malen verſucht, und wie ſelten begegnen wir einem Bilde, das uns vollkommen befriedigt! Lord Byron hat nun bei der Schilderung dieſer jungen aufblühenden Schönheit gerade in's Ziel getroffen, und man ſagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß eine zartere, reinere und reizendere Mädchengeſtalt niemals von einem Dichter gebildet worden iſt. Dabei iſt Aurora Raby keine von den verſchwebenden Engelsgeſtalten, die aus Luft und Duft gewoben ſind, ſondern ſie iſt ein leibhaftiges Mädchen, wie Jeder wünſchen mag, ſie unter ſeinen Angehörigen und Freunden zu beſitzen.

Daß unſerem Dichter dieſe Schöpfung noch faſt am Schluſſe ſeiner poetiſchen Laufbahn gelang, giebt wohl den unwiderleglichſten Beweis dafür, daß trotz aller Frivolität und aller Ironie, mit der er den innerſten Kern ſeines Weſens zu verhüllen liebte, dennoch in dem tiefſten Heiligthum ſeines Herzens die reine Flamme edelſter Begeiſterung für die Erſcheinungen der höchſten Sittlichkeit nie

erloſchen war. Wie hätte ſie ſonſt noch kurz vor ſeinem Ende in ſo herrlichem Lichte emporlodern können?

Leider iſt die Schilderung des lieblichen Mädchens ein Fragment geblieben, und das Aufdämmern einer Neigung zu Don Juan wird nur leiſe angedeutet. Was der Dichter mit ihr vorhatte, läßt ſich nicht errathen; und vielleicht haben wir Urſache, das Skizzenhafte dieſer Erſcheinung mit derſelben wehmüthigen Theilnahme zu betrachten, mit der wir die Nachricht von dem Tode eines jungen unſchuldigen Mädchens vernehmen, indem wir uns daran erinnern, welchen Verſuchungen, welchen Stürmen, und vielleicht welchem Unheil ſie in beſſere Sphären entrückt worden iſt. Ungern verſagen wir uns ein weiteres Eingehen in dieſen reizenden weiblichen Charakter, allein der Zauber der Strophen, die ihr gewidmet ſind, iſt von ſo zartem Hauche, daß jede Ueberſetzung oder Uebertragung denſelben nothwendig verwiſchen muß.

Als beſonders gelungen wollen wir aus den letzten Geſängen nur noch die Scene hervorheben, wo Lord Henry Amundeville ſein Amt als Friedensrichter verſteht. Man wird dabei an eine Scene auf dem Schloſſe des Grafen in Wilhelm Meiſter erinnert, doch hat Byron mit der ihm eigenen Präciſion der Sprache, in wenigen Zeilen ein viel bunteres und lebensvolleres Gemälde ent-

faltet, als Goethe an jener Stelle. Wahrhaft ergreifend iſt das Bild des armen Landmädchens, welches unter Bereitern, Baumeiſtern, Gemäldehändlern und Speculanten aller Art den hohen Herrſchaften vorgeführt wird. Das unglückliche Kind ſoll für ſeinen Fehltritt büßen, und der Gegenſatz zwiſchen dieſer ländlichen Tragödie und der Gleichgültigkeit der vom Diner eben aufſtehenden großen Herrſchaften, iſt voll tiefergreifender Naturwahrheit.

Soviel von dem Inhalt der ſechzehn Geſänge des Don Juan; doch iſt alles dies gleichſam nur das leere Gerüſt, um welches ſich die üppigſte Fülle der Gedankenwindungen und der wunderlichſten momentanen Einfälle und Betrachtungen heraufrankt, und daſſelbe oft vollſtändig zu überwuchern droht. Dabei iſt die Freiheit und Leichtigkeit der Empfindung und des Ausdrucks ſo groß, daß man einem geiſtreichen Manne zuzuhören glaubt, der in ernſtem Eifer, oder in übermüthiger Laune des Geſprächs ſich vollkommen zwanglos über Alles ergeht, was ihm in den Sinn kommt.

Zwiſchen der Veröffentlichung des erſten und des letzten dieſer Geſänge liegen, wie geſagt, ſechs Jahre in der Mitte, und dieſer Zeitraum, ſowie die inneren und äußeren Lebenserfahrungen, welche derſelbe enthielt, haben auf Art und Ton der Erzählung in ihrem Fortſchreiten

mächtig eingewirkt. Die leidenſchaftlich ſinnliche Erregung des erſten Theils klärt ſich gegen das Ende zu einer mehr reflectirenden gegenſtändlichen Ruhe ab, während die Schärfe der Beobachtung und des Witzes ſich gleich bleiben, eher noch geſteigert erſcheinen.

Das Aufſehen, welches das Erſcheinen des erſten Geſanges von Don Juan in England erregte, war ungeheuer. Das geſammte leſende Publikum gerieth in die heftigſte Bewegung. Der Name des Verfaſſers ſtand nicht auf dem Titelblatt, auch der Verleger hatte ſich nicht genannt, aber Lord Byron wurde ſofort allgemein genannt. Die unübertreffliche Schönheit der Sprache und Darſtellung, der Reichthum von Geiſt, Witz und Empfindung, der hier verſchwenderiſch ausgeſtreut war, mußte einſtimmige Anerkennung finden, aber ebenſo einſtimmig verdammte man das Gedicht als ein durchaus unſittliches und verderbliches. Mehr als vierzig Recenſionen aus jener Zeit liegen uns vor. Aus allen erſieht man, daß das Publikum eine moraliſche, oder vielmehr eine unmoraliſche Sündfluth hereinbrechen zu ſehen glaubte. Man fürchtete für die Sittlichkeit der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, wenn dergleichen geduldet würde, und nur wer das Entſetzen mit erlebt hat, welches das Leben Jeſu von Strauß bei ſeinem Erſcheinen in Deutſchland hervorrief, und wie damals ein jeder, der

Anſpruch darauf machte, religiös und gläubig geſinnt zu ſein, die leibliche Ankunft des Antichriſtes zu erleben meinte, — nur der kann ſich von dem Angſtſchrei einen Begriff machen, mit dem die prüde engliſche Welt die Stützen ihres moraliſchen Gebäudes wanken zu ſehen befürchtete, wenn der erſte Dichter der Nation, und noch dazu ein Lord, ſich dergleichen unterſtehen dürfte.

In Proſa und Verſen ergoſſen ſich die Schmähungen über Lord Byron. „Was ſoll man von einem Gedicht ſagen," ruft die Britiſh Review aus, „welches ſo verbrecheriſch iſt, daß kein Buchhändler wagen darf, ſeinen Namen zu deſſen Veröffentlichung herzugeben, obgleich die meiſten von ihnen die Schande auf ſich laden, es zu verkaufen!" Ja man ging ſoweit, ſelbſt das poetiſche Verdienſt einer ſolchen Production nicht anerkennen zu wollen. „Dichtung und Moral," ſagt ein anderes kritiſches Blatt, „ſind eine der andern würdig. Sollen wir ein ſolches Machwerk überhaupt charakteriſiren, ſo können wir nur ſagen, daß die Erzählung der gemeinſten Ausſchweifungen in erbärmlichen Knittelverſen uns dargeboten wird." „Wir haben hier," ſo läßt die Edinburgh Review ſich vernehmen, „zum erſten Mal in unſerer Literatur ein Werk, deſſen Gegenſtand Unglauben und Sittenloſigkeit iſt, und deſſen einziger

Schmuck in einer verderbten Phantaſie und gotteslästerlichem Hohn und Spott beſteht.“

Bei ſolchen Ausbrüchen des officiellen ſittlichen Unwillens gehörte kein geringer Muth dazu, die Vertheidigung des Dichters zu verſuchen, und mit anerkennenswerther Kühnheit tritt eine in Form eines Briefes an Byron abgefaßte Kritik für ihn in die Schranken: „Ich betrachte,“ heißt es daſelbſt, „den Don Juan ohne Weiteres als Dein beſtes Werk. Es iſt von allen bei weitem das geiſtvollſte, aufrichtigſte, intereſſanteſte und poetiſchſte, und man wird es noch leſen, wenn Harold längſt vergeſſen iſt. Ueberdies denkt Jedermann wie ich, ſie haben nur nicht die Courage, es zu ſagen. — — — Der Styl des Don Juan iſt in unnachahmlichſter Weiſe ganz Dein eigener, ſüß und feurig, hinreißend und leicht, wunderbar leicht, und ein wahres Gegengift gegen alle Affectation und Heuchelei. Zehn Stanzen dieſes Gedichts ſind ſoviel werth, wie Dein ganzer Manfred, und doch iſt Manfred in ſeiner Art auch ein edles Werk. Wahrlich, ich wußte gar nicht, welch ein ganzer Kerl Du ſeiſt, bevor ich den Don Juan geleſen. Nach meiner Ueberzeugung wird in funfzig Jahren von der ganzen jetzigen engliſchen Literatur nicht viel mehr übrig ſein, als Dein Don Juan und Walter Scott's Romane. — —“ Zum Schluß noch Goethe's Urtheil über das Gedicht:

„Don Juan iſt ein gränzenlos geniales Werk, menſchenfeindlich bis zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er iſt, ſo genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalte iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß, der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig, als die Menſchen. — —“

Sollen wir nun unſer eigenes Urtheil über die Moralität des Gedichts ausſprechen, ſo verſteht es ſich vor allen Dingen, daß Don Juan keine Lektüre für junge Mädchen und Knaben iſt. Ja wenn wir uns an den Goethe'ſchen Vers halten: „Und willſt du wiſſen, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an,“ dann iſt es jedenfalls ein unziemliches Gedicht. Aber muß denn gerade Alles ſich zur Lektüre für Damen eignen? Soviel ſteht feſt, daß tauſend andere Werke aus allen Literaturen ſich anführen laſſen, welche wahrlich noch weniger Anſpruch darauf haben, moraliſch genannt zu werden, und Goethe geſteht z. B. ſelbſt ein, daß ſeine römiſchen Elegien nur durch die Gewalt des klaſſiſchen Versmaßes erträglich ſind, und daß ſie, in die Form des Don Juan umgewandelt, ſich ganz verrucht

ausnehmen würden. Lucian, Rousseau, Wieland, Bürger, Dryden, Pope und wie viele sonst, haben in ihren Werken solche Stellen, welche den stärksten im Don Juan Nichts nachgeben; und daß gerade über Lord Byron so lautes Geschrei sich erhob, liegt genau genommen darin, daß er viel sittlicher als die Genannten war, indem er seine Excesse nicht beschönigte, sondern offen und ehrlich hinstellte.

Die Tendenz des ganzen Gedichtes ist vollkommen dem entsprechend, was er selbst über seine Absichten ausspricht, daß es nämlich eine Satyre sein soll auf die Heuchelei der Menschen, mit welcher sie ihre Unsittlichkeiten vor sich selbst und vor der Welt zu bemänteln streben. Diesen Gesichtspunkt verliert er niemals aus den Augen, und Donna Julia z. B. wird in demselben Augenblicke verspottet, wo ihre Zusammenkunft mit Don Juan in tropischer Farbengluth ausgemalt wird. „Sie streichelt die Hand des Knaben," sagt er, „nur aus Versehen, sie glaubte, es wäre ihre eigene;" und wenn der zauberische Mondschein des Südens die Liebenden beleuchtet, so wird zugleich der Mond als arger Kuppler abgekanzelt.

Auch für diejenigen, welche eine eigentliche sogenannte Moral verlangen, d. h. eine poetische Justiz, die an dem Sünder vollstreckt wird, nun wahrhaftig, auch für diese ist genug gethan. Donna Julia muß entehrt

in ein Kloſter wandern, Haidee ſtirbt im Wahnſinn, die Sultanin bleibt in Wuth und Scham verlaſſen zurück, und Ihre Majeſtät die Kaiſerin Katharina muß den ungetreuen Liebhaber noch obendrein mit großen Ehrenbezeigungen und Unkoſten zu ihrem außerordentlichen Ambaſſadeur machen, um nicht merken zu laſſen, daß man ihrer ſobald überdrüſſig geworden ſei.

Was Byron mit den drei Heldinnen der letzten Geſänge für Pläne hatte, wiſſen wir nicht, aber wahrſcheinlich ſollten ſie, wenn ſie ſündigten, ebenſowenig ungeſtraft bleiben, wie die andern.

Deſſenungeachtet fühlt der Dichter Mitleid mit den Fehltritten ſeiner ſchönen Schöpfungen, und er widmet ihnen eine rührende Theilnahme, und ſchlimmſten Falls ein Wort bedauernder Spötterei. Und wenn er uns auch im Bilde ſeiner Dichtungen anſchaulich macht, daß Schmach und Elend die nicht ausbleibenden Folgen der Untreue und Unbeſtändigkeit ſind, ſo ſteigt er doch niemals auf die Kanzel des Sittenpredigers, ſondern überläßt es demjenigen, der ſich frei von Sünde fühlt, den erſten Stein auf ſie zu werfen. Tolerant gegen die Fehler und Laſter, von denen ihn ſein eigenes Bewußtſein ſelbſt nicht freiſprach, wird er nur bitter, und bis zum Ingrimm ernſthaft, wo es ſich um Bekämpfung der Lüge und Heuchelei handelt, nicht aber, wo Schwäche

und Sinnlichkeit den Menſchen auf Abwege locken. Hat er ſich zuweilen in üppigen Schilderungen weiter gehen laſſen, als man billigen kann, ſo geſchieht es doch in ſo anmuthiger Weiſe und in ſo geiſtreicher Form, daß man kaum den Muth hat, dieſe Stellen ungeſchrieben zu wünſchen. Schlegel hat einmal geſagt: „Schlüpfrige Verſe machen, die nicht einmal ſchön ſind, heißt ſich dem Teufel umſonſt übergeben.“ Nun in dieſem Falle hat ſich Byron wenigſtens theuer genug verkauft, denn die Schönheit ſeiner Verſe dürfte kaum jemals vor oder nach ihm übertroffen worden ſein!

Wenn deſſenungeachtet ſelbſt ſeine beſten Freunde unaufhörlich in ihn drangen, ſich erhabenere Stoffe zu wählen, und ſich eine Aufgabe zu ſtellen, an der er Jahre lang zu arbeiten, und dafür ewigen Nachruhm zu ernten habe, ſo antwortete er hierauf mit folgender merkwürdigen Aeußerung: „Mein beſtes Werk hoffe ich italieniſch zu ſchreiben, doch wird es mich noch neun Jahre koſten, bis ich dieſer Sprache vollkommen Herr bin; und wenn dann meine Phantaſie noch lebendig iſt, und ich ſelbſt noch lebendig bin, dann will ich verſuchen, was ich wirklich zu ſchaffen vermag. Was das Urtheil der Engländer betrifft, von dem Ihr redet, ſo ſollen ſie alsdann urtheilen, bevor ſie mich mit ihrer inſolenten Herablaſſung beleidigen. Für ihr Vergnügen habe ich nicht geſchrieben. Gefällt es ihnen, ſo iſt das ihre Sache. Nie habe ich

ihren Meinungen und ihrem Stolze geſchmeichelt, und niemals werde ich das thun. Ebenſowenig will ich Damenbücher ſchreiben, al dilettar le femine e la plebe. Ich habe aus der Fülle meines Geiſtes geſchrieben, aus Leidenſchaft, aus beſonderem Anlaß, aus vielerlei Urſachen, aber niemals ihres Beifalls wegen. Was das Lob des Publikums werth iſt, weiß ich ganz genau. Wenige Bücherſchreiber haben mehr davon genoſſen, als ich, und wollte ich ihren Anforderungen mich bequemen, ſo könnte ich ihren Beifall bald wieder erlangen. Aber ich liebe Euch nicht, und fürchte Euch nicht. Ich will mit Euch kaufen und verkaufen, aber ich will nicht mit Euch eſſen, ich will nicht mit Euch trinken, ich will nicht mit Euch beten. Sie hatten mich zu ihrem Götzen gemacht, um dann das Götzenbild von ſeinem Geſtell wieder herabzuſtürzen. Nun, es iſt davon nicht zerbrochen. Jetzt ſcheint es, als wollten ſie mich wieder aufrichten, aber das ſollen ſie unterwegs laſſen.“

War es ihm mit dieſer Gleichgültigkeit gegen den Tadel des Publikums auch keineswegs Ernſt, ſo handelte er nach ſeiner launiſch leidenſchaftlichen Weiſe doch ſo, als wenn er die öffentliche Meinung eher zu verhöhnen, als zu verſöhnen trachtete. Das beweiſt beſonders auch die Sorgloſigkeit, mit der er an vielen Stellen des Don Juan die empfindlichſte Seite des engliſchen Publikums,

nämlich die rechtgläubige Kirchlichkeit beleidigte. Denn gerade Das, was man als Religionsſpöttereien empfand, zog ihm die giftigſten Schmähungen zu, und genau beſehen, ſind doch dieſe Spöttereien immer nur gegen die Heuchler, und keineswegs gegen die Religion und gegen die Frommen gerichtet; aber es iſt bekannt, daß ſolche Angriffe gerade viel ſchwerer geſtraft werden, als die gegen das Heiligſte ſelbſt.

Hat nun nach allem bisher Geſagten kaum irgend ein Gedicht mehr Anlaß zu Tadel der verſchiedenſten Art gegeben, als Don Juan; kann man ihm Planloſigkeit und Abſchweifungen, Verſpottung der Sitte und Religionsmeinungen vorwerfen, trifft den Dichter wegen einzelner Stellen überdies der Vorwurf, daß er lüſterne Scenen ausführlicher geſchildert hat, als dem feinfühlenden Leſer angenehm iſt, ſo wird doch der erbittertſte Tadler geſtehen müſſen, daß aller dieſer Fehler ungeachtet, das Gedicht durch Genialität, und durch die Kunſt, das Intereſſe des Leſers in jedem Augenblicke in Spannung zu erhalten, von keinem anderen Dichterwerke übertroffen wird, und daß wir es lieber mit all ſeinen Fehlern beſitzen, als gar nicht beſitzen wollen. Walter Scott ſagt nicht zu viel, wenn er ausſpricht, daß wer Don Juan kennt, eingeſtehen muß, daß Byron an Erfindung ſo reich war, wie Shakeſpeare, daß er jede Region des

menſchlichen Lebens kannte, und jeden Ton der Lyra anzuſchlagen wußte, von dem ſchmelzendſten Klang der Liebe, bis zu dem markerſchütternden Schrei der Verzweiflung.

Nur ungern reißen wir uns von der Beſprechung dieſes größten Werkes unſeres Dichters los. Aber wir müſſen zurück zur Betrachtung ſeines Lebens während der Zeit, wo er daſſelbe verfaßte, oder vielmehr, wo er ſich durch Niederſchreibung deſſelben von anderen, ſchwierigeren poetiſchen Arbeiten Erholung gönnte.

Sechstes Kapitel.

Des Dichters wildes Leben in Venedig.

Wie ungünſtig auch die Urtheile über die Moralität des Don Juan ſeiner Zeit ausfielen, und wie ſehr auch heute noch gar viele Stimmen das Gedicht als ein unſittliches verdammen, ſo muß doch leider das Urtheil über den Lebenswandel, welchen der Dichter führte, als die erſten Geſänge entſtanden, noch weit ungünſtiger lauten.

Wir haben bereits erklärt, weshalb es nutzlos ſein würde, ein detaillirtes Gemälde von Lord Byron's zahl-

loſen Liebſchaften, die nicht nur ſchnell eine der andern folgten, ſondern oft gleichzeitig neben einander hergingen, vor dem Leſer aufzurollen. Indeſſen wollen wir zur Charakteriſirung der bei aller Leichtfertigkeit doch immerhin genialen Art, mit welcher er auch ſolche Angelegenheiten betrieb, einen Brief nicht unterdrücken, in welchem der Lord eine der originellſten ſeiner venetianiſchen Geliebten beſchreibt. Sie hieß Margarita Cogni, und hatte von dem Gewerbe ihres Mannes den Zunamen Fornarina erhalten. Ein engliſcher Künſtler hatte ſie gemalt und das Bild mit nach London genommen, wo es viel Aufſehen erregte. Dieſer Umſtand veranlaßte einen der Freunde des Dichters, denſelben um nähere Auskunft über die Schöne zu bitten, und Folgendes iſt die Antwort Lord Byron's:

„Da Du die Geſchichte der Margarita Cogni zu hören wünſcheſt, ſo will ich ſie erzählen, wenn gleich ſie etwas länglich werden dürfte.

Ihr Geſicht iſt von dem ſchönen venetianiſchen Schnitt aus den Zeiten der klaſſiſchen Maler. Ihre Geſtalt vielleicht zu groß, aber darum nicht minder ſchön, und ganz für die Nationaltracht geeignet.

Im Sommer 1817 ritt ich einſt mit einem Begleiter an dem Ufer der Brenta entlang, und gewahrte unter einer Gruppe von Landleuten zwei ſo ſchöne junge Frauen-

zimmer, wie ich ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte. Es herrſchte grade damals viel Noth unter der Bevölkerung, und ich hatte einigen von den Leuten Unterſtützungen zukommen laſſen. Großmuth kann hier, mit geringem Aufwande von Koſten, ſehr glänzend erſcheinen, und meine Gaben waren, weil ſie von einem Engländer kamen, im Munde der Leute gewiß noch vergrößert worden. Ob die Frauen bemerkten, daß wir ſie anſahen, weiß ich nicht, aber Eine von beiden rief mir zu: „Wenn Ihr andern helfen könnt, warum nicht auch uns?“ Ich wandte mich um und ſagte: Meine Liebe. Ihr ſeid zu ſchön und jung, um meines Beiſtandes zu bedürfen. Sie antwortete: „Wenn Ihr wüßtet, wie ich wohne, und wie ich mich nähre, Ihr würdet nicht ſo ſprechen!“ Das Alles ging im Scherze vor ſich, und während mehrerer Tage ſah ich ſie nicht wieder. Einige Zeit nachher begegneten wir beiden Frauen noch einmal, und ſie verſicherten nun ganz ernſthaft, daß ſie damals die Wahrheit geſagt hätten. Sie waren Couſinen, Margarita verheirathet, die andere nicht. Ich fing nun an, die Sache in anderem Lichte zu betrachten, und verabredete eine Zuſammenkunft auf nächſten Abend. Es bedurfte nur kurzer Zeit, um uns zu verſtändigen, und ſie blieb nun für lange die einzige Perſon, die ein Uebergewicht über mich behielt, gegen welches ich zwar oft ankämpfte, aber immer ohne Erfolg. Das lag zum

Theil in ihrer persönlichen Erscheinung. Sie war sehr brünett, groß, von venetianischem Ausdruck, und hatte die schönsten schwarzen Augen. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, eine Venetianerin durch und durch, in ihrer Sprache, ihren Gedanken, ihrem Ansehn, mit der ganzen Naivetät und Possenhaftigkeit ihrer Nation. Sie konnte weder lesen noch schreiben und mich also auch nicht mit Briefen incommodiren. Nur zweimal ließ sie sich für einen Groschen von einem Schreiber auf der Straße eine Epistel für mich anfertigen, als ich krank war und sie deshalb nicht sehen konnte. In ihrer Art war sie stolz und eigenmächtig, und pflegte zu mir zu kommen, so oft es ihr beliebte, ohne sich um Zeit, Ort oder Personen zu kümmern. Trat ihr irgend ein Frauenzimmer in den Weg, so brauchte sie ihre Fäuste.

Als ich ihre Bekanntschaft machte, hatte ich noch eine Liaison mit einer vornehmen Dame, welche unklug genug war, ihr zu drohen; denn es war durch das Wiehern meines Pferdes unter dem Landvolke ruchbar geworden, daß ich oftmals spät ausritt, um die Fornarina zu besuchen. Margarita, von der Dame angegriffen, schlug ihr Kopftuch zurück und erwiderte in ihrer entschiedenen venetianischen Art: „Ihr seid sein Weib nicht, und ich bin es auch nicht. Ihr seid seine Geliebte, und ich bin es auch. Euer Gemahl ist ein Schwachkopf, so ist auch mein

Mann. Uebrigens, welches Recht habt Ihr, mich zu ſchelten? Wenn er mich vorzieht, iſt es meine Schuld? Wollt Ihr ihn feſthalten, ſo bindet ihn an Euer Schürzenband, aber bildet Euch nicht ein, daß ich Euch eine Antwort ſchuldig bleiben werde, weil Ihr reicher ſeid, als ich bin!“ Nachdem ſie dies Meiſterſtück von Beredtſamkeit beendet hatte, deſſen Wortlaut ein Ohrenzeuge mir mittheilte, ſo ging ſie ihres Weges und ließ die Dame unter einer Menge herbeigekommener Leute zurück, um über den ihr ertheilten guten Rath nachzudenken.

Als ich mein Sommerquartier, welches ich in la Mira gemiethet hatte, verließ, um für den Winter nach Venedig zurückzukehren, zog ſie mir nach, und da ſie bald merkte, daß ſie Favoritin ſei, ſo kam ſie oft genug zu mir. Sie war eigenwillig und im höchſten Maße eiferſüchtig. Auf dem Maskenballe, am letzten Carnevalstage, wo alle Welt ſich zuſammenfindet, hatte ich der Gräfin Contarini den Arm gegeben. Margarita trat heran und riß der Dame die Maske vom Geſicht, worauf ein verdammter Lärm entſtand. Doch das iſt blos einer von ihren vielen Streichen.

Zuletzt überwarf ſie ſich mit ihrem Manne, lief von ihm fort und kam in mein Haus. Ich ſtellte ihr vor, daß das nicht anginge, ſie aber erwiderte, ſie wolle eher auf der Schwelle liegen bleiben, als zu ihm zurückkehren.

Er ſchlage ſie (das ſanfte Tigerweibchen!), bringe ihr Geld durch und vernachläſſige ſie in ſchamloſer Weiſe. Da es ſchon Mitternacht war, hieß ich ſie bleiben, und am andern Morgen war es unmöglich, ſie fortzubringen. Ihr Mann kam, brüllte und ſchrie, und beſchwor ſie, zurückzukommen. Umſonſt. Dann ging er zur Polizei, die Polizei kam zu mir. Ich ſagte: der Mann möchte ſie holen, ich brauchte ſie nicht. Sie wäre gekommen und ich könnte ſie nicht aus dem Fenſter werfen. Man möchte ſie fortführen, ob durch's Fenſter oder durch die Thüre, wäre mir einerlei. Man brachte ſie endlich zu „ihrem hektiſchen becco", wie ſie ihren Mann nannte, zurück. Nach wenigen Tagen rannte ſie ihm auf's Neue davon, und nun gab es Spectakel vollauf. Zuletzt niſtete ſie ſich, ohne mich zu fragen, und wahrhaftig ganz gegen meinen Willen bei mir ein. Meine Indolenz ließ es geſchehen. Ich konnte nicht ernſthaft bleiben. So oft ich zu toben begann, brachte ſie mich durch einen von ihren venetianiſchen Affenſtreichen zum Lachen, und die Hexe kannte die Gewalt, die ſie über mich hatte, gut genug, und übte ſie mit dem Takt und dem Erfolge aus, welcher in dieſer Beziehung allen weiblichen Weſen, hohen wie niedern, gemeinſam iſt. Eine Dame meiner Bekanntſchaft protegirte ſie, und das verdrehte ihr vollends den Kopf. Sie war ſtets in Extremen, entweder weinend oder lachend,

und in ihrem Zorne ſo wild, daß ſie der Schrecken von Mann, Weib und Kind war, denn ſie hatte Kräfte wie eine Amazone, und ein Temperament wie Medea. Sie war ein ſchönes, aber ganz unbezähmbares Geſchöpf. Ich war der einzige Menſch, der ſie in Ordnung halten konnte, und wenn ſie ſah, daß ich ernſtlich böſe wurde (und man ſagt, daß ich in ſolchen Augenblicken entſetzlich ausſehe), ſo ergab ſie ſich. Aber ſie hatte tauſend Narrheiten. In ihrem Kopftuche, wie die niedern Stände es tragen, ſah ſie bezaubernd aus, aber leider wollte ſie einen Federhut haben, und was ich auch ſagen und thun mochte (und ich ſparte die Worte nicht), ſie ließ ſich von dieſer Verkleidung nicht abbringen. Den erſten Hut warf ich in's Feuer. Doch ich wurde früher müde, die Hüte zu verbrennen, ehe ſie müde ward, immer neue anzuſchaffen; ſo ſetzte ſie es denn durch, ſich zu entſtellen, denn der Hut kleidete ſie gar nicht.

Demnächſt verlangte ſie auch ein Schleppkleid zu tragen wie eine Dame — natürlich. Nichts konnte ſie davon abbringen. Eine Robe colla cua (ſo ſagte ſie auf venetianiſch ſtatt cola) ſollte durchaus angeſchafft werden, und da ihre verdammte Ausſprache des Wortes mich lachen machte, ſo hatte der Streit ein Ende und ſie ſchleppte ihren Teufelsſchweif auch überall hinter ſich her. Inzwiſchen prügelte ſie die Mägde und unterſchlug meine

Briefe. Ich fand ſie eines Tages über einem derſelben grübelnd. Aus der Geſtalt und dem Anſehen des Couverts wollte ſie herausbringen, ob er von einer Dame ſei, und ſie fing an, das Alphabet zu lernen, mit dem offen erklärten Vorſatze, meine Briefe zu öffnen und zu leſen.

Ich darf übrigens nicht vergeſſen, ihrem Haushaltungstalente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Von dem Augenblicke an, wo ſie ſich als „Haushälterin“ bei mir einſtallirte, betrugen meine Ausgaben nicht mehr die Hälfte von dem, was ich früher gebraucht hatte, und Jedermann that ſeine Schuldigkeit beſſer. Die Zimmer waren ſtets in Ordnung, und ebenſo alles Andere — nur ſie ſelbſt nicht.

Ich habe Grund zu glauben, daß ſie in ihrer wilden Manier wirklich Anhänglichkeit an mich hatte. Zum Beweiſe will ich nur Ein Beiſpiel anführen. Eines Tages wurde ich auf der Fahrt nach dem Lido von einem heftigen Unwetter überraſcht. Die Gondel gerieth in Gefahr. Hüte flogen in's Meer, das Boot voll Waſſer, Ruder verloren, unruhige See, Donner, Regen in Strömen, Nacht — und der Sturm ließ nicht nach. Als wir nach hartem Kampfe mit Wind und Wellen zurückkehrten, fand ich ſie am Canal auf den offnen Stufen vor dem Palaſte Mocenigo, die großen ſchwarzen Augen durch ihre Thrä-

nen hindurchleuchtend, das lange dunkle Haar aufgelöst vom Regen triefend, hing über Gesicht und Brust. Sie war dem Unwetter vollständig preisgegeben, und wie der Wind Haar und Kleider um ihren schlanken Leib umherwarf, Blitze sie umzuckten, und die Wogen zu ihren Füßen rollten, da glich sie der Medea, die aus ihrem Drachenwagen gestiegen war, oder der Sibylla des Sturmes, der sie umbrauste — das einzige lebende Wesen, das rings umher, außer uns selbst zu erblicken war.

Als sie mich unversehrt ankommen sah, wartete sie nicht, bis ich sie begrüßen konnte, sondern rief mir entgegen: „O Hund der heiligen Jungfrau! ist das ein Wetter, um nach dem Lido zu fahren!“ Damit rannte sie in das Haus und tröstete sich damit, daß sie den Gondoliere ausschalt, weil er das Wetter nicht vorausgesehen. Mein Diener erzählte mir nachher, sie habe durchaus in einem Boote mir nachfahren wollen, und nur die Weigerung der Schiffer, bei solchem Wetter sich hinauszuwagen, habe dies verhindert. Dann habe sie in strömendem Regen sich auf die Stufen niedergesetzt und sich weder fortbringen, noch beruhigen lassen. Ihre Freude, als sie mich wiedersah, hatte eine ziemliche Beimischung von Wildheit und gab mir die Vorstellung von einer Tigerin, die ihr Junges wiederfindet.

Aber das Ende ihrer Herrschaft nahte heran. Si-

wurde ſtets unlenkſamer, die Anklagen häuften ſich, wahre und falſche — ein Günſtling hat nie Freunde — und ſo beſchloß ich, ſie zu entfernen. Ganz ruhig zeigte ich ihr an, daß ſie nach Hauſe gehen müſſe (ſie hatte ſich eine hübſche Summe bei mir erſpart), aber ſie weigerte ſich, mich zu verlaſſen. Ich blieb feſt und ſie ging — Rache und Meſſerſtiche drohend. Ich ſagte ihr, gezogene Meſſer habe ich ſchon vor ihrer Zeit gekannt, und wenn ſie anfangen wolle, ſo ſtehen Meſſer und Gabel hier auf dem Tiſche ihr zu Dienſten, Einſchüchterung werde ihr nichts nützen. Andern Abends — ich ſaß gerade beim Eſſen — kam ſie herein (als Einleitung hatte ſie eine Glasthüre erbrochen, die von der Hausflur zur Treppe führte) und grade auf meinen Tiſch zugehend, riß ſie mir ein Meſſer aus der Hand, wobei ſie mich leicht am Daumen verwundete. Ob ſie die Waffe gegen mich oder gegen ſich ſelbſt brauchen wollte, weiß ich nicht; wahrſcheinlich gegen keinen von beiden. Mein Kammerdiener Fletcher ergriff ſie bei den Armen und entwaffnete ſie. Dann ließ ich meine Gondel in Bereitſchaft ſetzen, und befahl, ſie nach Hauſe zu führen. Sie ſchien vollkommen ruhig und ging die Treppe hinunter. Ich ſetzte mich wieder zu Tiſche. Wir hörten großen Lärm, gingen hinaus und trafen die Geſellſchaft auf den Stufen, im Begriff, ſie hinaufzutragen. Sie hatte ſich in den Canal geſtürzt. Daß ſie ſich das

Leben nehmen wollte, glaube ich nicht. Aber wenn man weiß, wie ſehr jeder, der nicht ſchwimmen kann, ſich vor tiefem Waſſer fürchtet — und die Venetianerinnen ganz beſonders, obgleich ſie mitten in den Wellen leben — und daß es finſtre Nacht und ſehr kalt war, ſo zeigt es doch, daß ſie eine verteufelte Art von Courage hatte. Sie wurde ohne viel Gefahr und Schaden herausgezogen, außer daß ſie Salzwaſſer geſchluckt hatte, und durch und durch naß war. Ich ſah, daß ſie die Abſicht hatte, ſich wieder feſtzuſetzen, und ließ deshalb einen Arzt rufen, den ich fragte, wieviel Stunden vergehen müßten, damit ſie ſich nach ihrer Aufregung beruhigte. Er nannte die Zeit. Hierauf ſagte ich: „Ich gebe Dir ſoviel Zeit und noch mehr, wenn Du es nöthig haſt, aber wenn Du alsdann das Haus nicht verläſſeſt, ſo gehe ich!“

Alle meine Leute waren voll Beſtürzung. Sie hatten ſich ſtets vor ihr gefürchtet, und nun waren ſie vollſtändig gelähmt. Ich ſollte die Polizei holen laſſen, ſagten ſie, mich zu beſchützen u. ſ. w., wie ein Haufen ſerviler Hunde, was ſie auch waren. Ich dachte nicht an dergleichen, ſondern war überzeugt, die Sache würde ſo oder anders doch zu Ende kommen. Auch war ich gewohnt, mit leidenſchaftlichen Frauenzimmern zu verkehren, und kannte ihre Art und Weiſe.

Nachdem ſie zu ſich gekommen war, ließ ich ſie

aus dem Hauſe transportiren, und ich habe ſie nachher nicht wieder geſehen, außer ein Paar Mal unter den Zuſchauern in der Oper. Sie machte noch allerlei Verſuche, zu mir zurück zu kommen, aber keinen gewaltſamen mehr. Ich vergaß zu ſagen, daß ſie ſehr bigott war, und ſich bekreuzte, ſo oft ſie das Gebetläuten hörte.

Das iſt die Geſchichte von Margarita Cogni."

Wenn man ſich billig verwundert, wie Lord Byron ſich herbeilaſſen konnte, mit ſo viel Naivetät Geſchichten in die Oeffentlichkeit zu bringen (denn ſeine Briefe, das wußte er ſehr wohl, wurden überall umhergezeigt) und von Dingen zu erzählen, welche ſonſt Jedermann gern mit dem dichteſten Schleier des Geheimniſſes bedeckt, ſo lag eine Veranlaſſung zu ſeinem Berichte in dem Umſtande, daß das Abenteuer mit der Fornarina, durch Erzählungen von Reiſenden entſtellt und vergrößert, ſeinen Weg in die engliſchen Tagesblätter gefunden hatte. Man berichtete die ſchauderhafteſten Dinge über ihn. Er habe ein junges Mädchen aus vornehmer Familie durch verwerfliche Künſte verführt, und dieſelbe dann aus ſeinem Fenſter in den Canal geſtürzt, wo ſie ertrunken ſei, und dergleichen mehr. Solche Gerüchte zu widerlegen, fühlte er ſich allerdings getrieben, aber er that es, wie wir ſehen, recht con amore, und machte überhaupt aus ſeinem Thun und Treiben kein Geheimniß. Ja man erfährt mit Ver-

wunderung aus ſeiner damaligen Correſpondenz, daß er gerade in der Zeit, wo er ſich dem nach unſeren Begriffen allerverwerflichſten Leben ergeben hatte, mit Abfaſſung ſeiner Memoiren beſchäftigt war. Es muß in dieſer Beziehung ein eigenthümliches Element in der italieniſchen Luft liegen. Sehen wir doch in Benvenuto Cellini's Selbſtbiographie ein ähnliches Beiſpiel vor uns, wie ein hochbegabter Künſtler mit größter Unbefangenheit ſeine ſinnlichen und ſittlichen Ausſchweifungen behaglich vorträgt, und ſich dabei des Beifalls der Leſer im Voraus verſichert hält.

Schon am 17. Juli 1818 hatte Lord Byron ſeinem Verleger gemeldet, daß er neben andern Dingen auch ſechs bis ſieben Bogen von ſeiner Lebensbeſchreibung niedergeſchrieben habe, und daß er ihm die Handſchrift, ſobald ſie vollendet ſei, zuſchicken werde. Aus dem, was von dieſen Memoiren gerettet worden iſt, erſehen wir, daß Byron durch dieſe Aufzeichnungen nicht etwa eine Entſchuldigung oder Bemäntelung ſeiner Fehler anſtrebte, ſondern mit höchſter Unbefangenheit Gutes und Böſes von ſich offen ausſprach. Auch blieb ihm für einen beſondern Bericht wirklich nicht viel übrig, nachdem er in ſeinen Gedichten von Anfang ſeiner poetiſchen Laufbahn an ſtets ohne Scheu und Rückhalt ſich ſelbſt darzuſtellen bemüht geweſen war, und ſein Leben, Thun und Treiben, ſein Dichten und Trachten, alle ſeine Leidenſchaften und

Laſter, ja ſogar ſeine intimſten häuslichen und ehelichen Verhältniſſe als Stoff für ſeine Werke verarbeitet hatte.

Nun iſt es immerhin ein betrübendes Schauſpiel, wenn wir mit anſehen müſſen, wie ein hoher und edler Geiſt ſich durch den Umgang mit Perſonen befleckt, die ſo tief unter ihm ſtehen. Indeſſen darf man, um unparteiiſch und gerecht über ihn zu urtheilen, Zweierlei nicht außer Acht laſſen. Einmal war es ihm ſeiner Natur nach ein unwiderſtehliches Bedürfniß, in beſtändigem vertrauten Umgange mit Frauen zu ſtehen. Das weibliche Weſen in allen ſeinen Formen war ein Lebenselement für ihn. In der Ehe hatte er das gehoffte Glück nicht gefunden, und konnte es nicht finden nach der leichtfertigen Art, mit welcher er bei der Wahl ſeiner Gattin zu Werke gegangen war, und ſo hatte er im Augenblick ſeiner Trennung von ihr, ja eigentlich ſchon im Augenblick, wo er mit Lady Byron vor den Altar trat, den erſten Schritt zum nahen Fall gethan. Zweitens aber befindet auch Lord Byron ſich ſeinen Beurtheilern gegenüber in einer höchſt ungünſtigen Lage. Denn der Anſpruch, daß jeder von ſeines Gleichen gerichtet werde, welcher da, wo es ſich um Anſichten über Sitte und Standesehre handelt, ein durchaus gerechtfertigter iſt, wurde ihm nur ſehr ſelten erfüllt.

Während nämlich auf dem Rechtsgebiete nur ein

und daſſelbe gleiche Geſetz ſouverain über Alle herrſchen darf und herrſchen ſoll, ſo weichen doch in der geſellſchaftlichen Welt, und auf dem Gebiete der Stände, und was damit zuſammenhängt, die Begriffe der verſchiedenen Menſchenklaſſen himmelweit von einander ab, ſo daß nur der Standesgenoſſe competenter Richter über den Standesgenoſſen iſt. „Nun aber gehören," wie Major Parry in ſeinen Denkwürdigkeiten ſehr richtig bemerkt, „die meiſten Perſonen, welche Lord Byron verurtheilen, der Mittelklaſſe an; und gerade die Tugenden, welche vorzugsweiſe den Bürgerſtand zieren, häusliche Sitte und Ehrbarkeit, fehlen ihm. Seine ganze Erziehung und Lebensweiſe waren der Entwickelung derſelben hinderlich. Die Verurtheiler bedenken aber nicht, daß er an ſeiner hohen Stelle Verdienſte beſaß, von denen ſie ſich keinen Begriff machen können."

Dieſe Anſicht iſt hier allerdings mit echt engliſch ariſtokratiſchem Hochmuthe vorgetragen, allein ſie iſt für England, wo die gebildeten Klaſſen zugleich die Vornehmen ſind, in viel tieferer Weiſe begründet, als es den Anſchein hat. Berichtigend möchten wir von unſerem Standpunkte aus hier dem Leſer in's Gedächtniß rufen, was bereits bei Gelegenheit der früheren Jugendthorheiten des Dichters bemerkt wurde, daß nur derjenige ein vollkommen zutreffendes Urtheil über Lord Byron's Sitt-

lichkeit zu fällen berufen iſt, der mit gleichen Mitteln an Rang, Geburt, Reichthum, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Genie ausgeſtattet, und von gleich leidenſchaftlichen Trieben der Sinnlichkeit beherrſcht wie er, ſich dennoch rein erhalten, und allen Verſuchungen widerſtanden hat. Lehrt uns doch die Geſchichte, daß gerade von ſolchen Männern, die im Uebrigen mit den edelſten und glänzendſten Eigenſchaften des Herzens und des Genies ausgeſtattet waren, dieſe ſinnlich ſittlichen Verhältniſſe in leichtfertiger Weiſe aufgefaßt worden ſind. Hier hält ſelbſt die chriſtliche Moral ihre volle Strenge zurück, eingedenk der ſchönen Worte, welche der Erlöſer gerade in Beziehung auf Verbrechen aus Sinnlichkeit ausgeſprochen hat: Wer ſich frei von Sünden fühlt, der hebe den erſten Stein auf! —

Die Verabſchiedung der Margarita Cogni bildete übrigens einen Wendepunkt in Byron's Leben. Er war in ſeinem Verkehr mit Frauen während der Jahre 1817 und 1818 allmälig bis zu einer Stufe herabgeſunken, wo ihm endlich ſelbſt die Augen darüber aufgehen mußten, daß er auf dieſem Wege ſeinem leiblichen und geiſtigen Verderben unaufhaltſam entgegeneile. Die Nothwendigkeit der Umkehr wurde ihm klar. Daß aber auch das Beſſere, welches er ergriff, nur im Verhältniß zu dem Verderben, aus dem er ſich losriß, ein Beſſeres war,

und daß ein streng sittlicher Maßstab hier überhaupt nicht wohl angelegt werden kann, muß unter diesen Umständen als selbstverständlich betrachtet werden.

Am 6. April 1819 schreibt er an Murray: „Ihr fragt nach meiner Gesundheit. Beim Beginn des Jahres befand ich mich in einem Zustande von sehr großer Erschöpfung; und dabei war meine Verdauung so schlecht, daß ich nicht das Geringste ohne Beschwerden genießen konnte. Ich sah ein, daß ich meine Lebensart ändern mußte, die mich zu einem welken Blatte gemacht hatte, das sehr nahe daran war, vom Baume herabzufallen. Jetzt befinde ich mich besser an Leib und Seele. — —"

Es ist sehr zu bedauern, daß Capitain Basil Hall, derselbe berühmte Reisende, dem wir eine so interessante Schilderung seines Besuches bei Walter Scott verdanken, und der gerade in dieser Zeit Venedig besuchte, durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen verhindert war, Lord Byron zu sehen. Wir würden sonst eine so unentstellte und klare Beschreibung seines ganzen damaligen Wesens und Treibens erhalten haben, wie sie für den Lebensbeschreiber nur erwünscht sein kann.

Aber auch so sind die Notizen des Capitains von hohem Interesse, und lassen uns erkennen, wie das rein Menschliche in dem Dichter von dem Strom des Nie-

drigen und Gemeinen, welches oft darüber hinfluthete, dennoch unberührt blieb.

„Am 31. Auguſt," ſagt Capitain Hall, „erkrankte ich, nach kurzem Aufenthalte in Venedig, plötzlich daſelbſt. Ich hatte von den dortigen Aerzten ſo wenig Gutes gehört, daß ich nicht wußte, wen ich um Rath fragen ſollte. Perſönlich kannte ich Niemanden, und der einzige Empfehlungsbrief, den ich bei mir hatte, war für Lord Byron. Man hatte mir ſo viel von deſſen Widerwillen gegen reiſende Engländer erzählt, daß ich bis dahin nicht gewagt hatte, mich ihm zu nähern. Nun aber war ich ſicher, daß ein erkrankter Landsmann ihm nicht mehr im Lichte eines reiſenden Touriſten erſcheinen werde, und ich ſchickte deshalb einen meiner Reiſebegleiter mit einem Briefe zu ihm, in welchem ich, meine Zudringlichkeit mit der Noth entſchuldigend, ihn um ſeinen Rath wegen des Arztes bat, deſſen ich mich bedienen ſollte. Unglücklicher Weiſe hatte mein Bote, obgleich es beinahe Mittag war, Lord Byron noch ſchlafend gefunden, und nicht gewagt, ihn wecken zu laſſen. Dieſe Nachricht traf mich während eines heftigen Fieberanfalles, und in meiner Ungeduld ließ ich durch meinen Gaſtwirth nunmehr den erſten beſten Arzt holen, unter deſſen Händen ich mich bereits befand, als Lord Byron's Diener mir in großer Haſt folgendes Schreiben brachte: „Werther Herr, Doctor Aglietti iſt

der beſte Arzt, nicht allein in Venedig, ſondern in ganz Italien. Er wohnt am großen Canal und iſt leicht aufzufinden. Ich vergaß ſeine Hausnummer, bin aber wahrſcheinlich in ganz Venedig der einzige Menſch, der dieſelbe nicht kennt. Zwiſchen ihm und irgend einem anderen hieſigen Arzte iſt gar kein Vergleich. Ich bedaure herzlich, von Ihrem Unwohlſein zu hören, und ſobald ich angezogen bin, eile ich zu Ihnen. Ich ſchreibe dies im Bette, und habe nur ſo eben erſt Ihren Brief erhalten. Ich bitte Sie, überzeugt zu ſein, daß nur meine ungewöhnlich ſpäten Stunden mich verhindert haben, ſofort zu antworten, und perſönlich zu Ihnen zu eilen. Es iſt noch keine Minute her, ſeit man mich geweckt hat. Ich habe die Ehre ꝛc.“ Sr. Herrlichkeit folgte dieſem Briefe auf dem Fuße, und ich hörte ſeine Stimme im Nebenzimmer. Aber obgleich er eine Stunde lang wartete, ſo konnte ich ihn doch nicht ſehen, weil ich mich unter den unerbittlichen Händen meines Doctors befand. Im Laufe deſſelben Tages kam er noch einmal. Aber da ſchlief ich. Als ich erwachte, fand ich den Kammerdiener des Lords neben meinem Bette ſitzend. Er habe Befehl von ſeinem Herrn, ſagte er, ſo lange bei mir zu bleiben, als ich unwohl ſei, und er war beauftragt, mir alles zu Dienſten zu ſtellen, was ſein Herr beſitze, oder zu beſchaffen vermöge. Der Lord werde ſelbſt zu mir

kommen und mir Geſellſchaft leiſten, ſobald ich ihn wiſſen laſſe, daß es mir von Nutzen ſein könne.

„Demgemäß ließ ich am nächſten Tage um einige Bücher bitten, die ich alsbald nebſt einem Verzeichniß ſeiner ganzen Bibliothek erhielt. Lord Byron kam an dieſem Tage mehr als ein Mal, aber ſtets war ich durch irgend Etwas verhindert, ihn anzunehmen, und am folgenden Tage war mein Fieber ſo heftig, daß ich mit Niemand ſprechen konnte. Sobald ich im Stande war, das Haus zu verlaſſen, nahm ich eine Gondel und fuhr zu Lord Byron, um ihm zu danken. Es war bereits drei Uhr, aber ich fand ihn noch nicht auf. Als ich nächſten Tages um fünf Uhr den Verſuch wiederholte, mußte ich zu meinem Schmerze erfahren, daß Lord Byron eben zu mir unterwegs war, ſo daß wir uns kreuzten, ohne uns zu treffen, und ſo war ich zu meinem tiefen Bedauern genöthigt, Venedig zu verlaſſen, ohne ihn geſehen zu haben.“

Wer ſich ſo, wie hier geſchildert wird, gegen einen ihm ganz fremden kranken Landsmann benimmt, der beweiſt zur Genüge, wie ſehr er jeder edlen Regung fähig iſt, und ſo müſſen wir deshalb den Taumel von Ausſchweifungen, zu denen er ſich hatte fortreißen laſſen, als einen vorübergehenden betrachten, und zu den vielen Widerſprüchen und Excentricitäten rechnen, von denen ſein

Leben voll war, und die ſich unſchwer aus der großen Charakterſchwäche und Beſtimmbarkeit erklären laſſen, welche ihn, einem Schiffe ohne Steuer und Segel vergleichbar, zum Spielball für jeden Hauch auf dem Meere der Leidenſchaften machten.

Siebentes Kapitel.

Allegra. Erſte Bekanntſchaft mit der Gräfin Guiccioli.

Unter ſolchem Verhältniß muß es als ein günſtiger Umſtand betrachtet werden, daß Byron gerade damals auch äußerlich daran erinnert wurde, daß er noch Pflichten gegen andere Weſen außer ihm zu erfüllen habe.

Eine junge Engländerin, mit der er im Sommer 1816 in der Schweiz einen Liebeshandel angeknüpft hatte, ſchickte ihm ſein und ihr Kind in Begleitung einer jungen Wärterin nach Venedig. Lord Byron freute ſich herzlich über das kleine Weſen, bemerkte aber bald, daß die Begleiterin ſelbſt noch zu jung und unerfahren ſei, um gehörig für das Kind ſorgen zu können, und er mußte ſich nach einer anderen Pflegerin umſehen. Dieſ

fand er in der Gattin des ihm befreundeten und ergebenen engliſchen Generalconſuls Herrn Hoppner. Aus Mitleid für das Kind ſowohl, wie für den Vater, nahm ſie das kleine Mädchen in ihr Haus und ſorgte auf's Liebevollſte für ſie.

Von der Mutter des Kindes iſt etwas Näheres nicht bekannt geworden, da Byron es vermied, ſich gegen ſeine Freunde darüber auszuſprechen. Daß aber in dieſem Falle mehr als ein vorübergehendes Verhältniß ſtattgefunden haben muß, dafür ſpricht nicht nur ſeine innige Liebe zu der kleinen Allegra, ſondern auch die Art und Weiſe, wie er der Mutter gedenkt, und die von ſeiner ſonſt ſo leichtfertigen Manier in ſolchen Sachen gänzlich abweicht. Er ſchreibt an Moore unter dem 19. September 1818: „Ich habe meine natürliche Tochter hier, mit Namen Allegra. Das kleine Mädchen iſt hübſch genug, und man ſagt, daß ſie dem Papa gleicht. Ihre Mutter iſt eine Engländerin. Doch das iſt eine lange Geſchichte — — Nichts mehr davon. Das Kind iſt ungefähr zwanzig Monate alt."

Wir ſtellen hier alsbald die Notizen zuſammen, welche dieſes kleine Mädchen betreffen, und das um ſo lieber, weil dies ganze Verhältniß geeignet iſt, Byron's Charakter in günſtigem Lichte zu zeigen.

Den 7. Juni 1819. „Meine Tochter Allegra

iſt wohl und wird hübſch. Sie hat blaue Augen. Das Haar wird dunkler. Ihr Temperament und ihre ganze Art zu ſein iſt, wie Herr Hoppner ſagt, mir ähnlich, ebenſo wie ihre Züge. Nun, da wird es eine recht lenkſame junge Dame werden! — — Ich höre nichts von Ada, dieſer kleinen Electra von Mycenä! Aber ein Tag der Abrechnung wird kommen, auch wenn ich ihn nicht erleben ſollte!“ — Mit dieſen tiefempfundenen leidenſchaftlichen Worten ſchließt der Brief. Sie beweiſen, wie gern er ſeine Sorge der rechtmäßigen Tochter gewidmet hätte, deren Angeſicht er nie wieder erblicken ſollte!

Den 3. April 1821 an Herrn Hoppner: „Ich habe bei der Erziehung des Kindes weder Mühe noch Koſten geſpart, da ſie aber nun vier Jahre alt iſt, und meine Dienerſchaft nicht mehr mit ihr fertig wird, und da ich in einem aus lauter Männern beſtehenden Haushalte die Aufſicht über die Kinderſtube nicht ſelbſt führen kann, ſo blieb mir nichts übrig, als ſie für eine Zeitlang gegen hohe Penſion in dem Kloſter Bagni Cavalli, nicht allzuweit von hier, unterzubringen, wo die Luft geſund iſt und ſie etwas lernen kann, auch in moraliſcher und religiöſer Beziehung gute Anleitung empfängt. Ich muß hinzuſetzen, daß ich nie die Abſicht gehabt habe, meiner natürlichen Tochter eine engliſche Erziehung zu geben, weil in

dieſem Falle, bei dem Vorurtheile gegen ſolche Kinder, ihre einſtige Verſorgung in England doppelt ſchwierig geweſen wäre. Auf dem Continente aber kann ſie ſich mit einer guten landesüblichen Erziehung, und einem Vermögen von 5—6000 Ls. ſehr anſtändig verheirathen. In England wäre eine ſolche Mitgift eine Armſeligkeit, anderswo iſt es ein Vermögen. Außerdem iſt es mein Wunſch, daß ſie katholiſch werden ſoll, denn ich ſehe die katholiſche Religion für die beſte an, wie ſie ſicherlich die älteſte aller chriſtlichen Confeſſionen iſt."

Byron erwähnt die eigentliche Urſache nicht, welche ihn veranlaßte, das Kind auf einige Zeit aus ſeinem Hauſe zu geben. Er lebte damals, wie wir ſpäter ſehen werden, mit dem in ſeiner Nähe angeſiedelten Shelley und deſſen zweiter Gattin im engſten Verkehr, und es war ihm nicht recht, daß das Kind ſo oft Zeugin der freigeiſtiſchen Aeußerungen dieſes Ehepaares werden mußte. Dies ſcheint er gegen Shelley nicht verſchwiegen zu haben, wie denn Verſchwiegenheit überhaupt ſeine Sache nicht war, und Shelley hatte ohne Zweifel nichts dagegen einzuwenden, daß das Kind zu den Nonnen gebracht würde. Byron ſchreibt ihm am 26. April: „Dem Kinde geht es gut, und regelmäßig laufen günſtige Berichte über daſſelbe ein. Es freut mich, daß

weder Sie noch Mrs. Shelley etwas gegen den Schritt einzuwenden haben, den ich gethan und der überdies nur etwas Vorübergehendes iſt."

Als Hoppner ihn auf die trefflichen Erziehungsanſtalten in der Schweiz aufmerkſam gemacht hatte, antwortet Lord Byron am 11. Mai 1821:

„Hätten Sie mir das früher mitgetheilt, ſo wäre ich bereit geweſen, das Kind nach der Schweiz zu ſchicken. So aber ſoll ſie in ihrem Kloſter bleiben, wo ſie ſich wohl und glücklich fühlt, doch wird es mir lieb ſein, wenn Sie auf Ihrer Schweizerreiſe ſich nach den dortigen Erziehungsanſtalten erkundigen wollen, um mir Nachricht über dieſelben zu geben. Es gereicht mir zur Genugthuung, daß das Shelley'ſche Ehepaar mich verſichert, mit der von mir getroffenen Maßregel zufrieden zu ſein, und ich kann mir in dieſer Sache das Zeugniß geben, daß ich von dem Augenblicke an, wo das Kind zu mir geſchickt wurde, keine Liebe und Sorge und keine Koſten für ſie geſpart habe — — Ich war übrigens ſtets davon überzeugt, daß die Sittenloſigkeit der Italienerinnen nicht von der Kloſtererziehung herrührt. Die Mädchen verlaſſen das Kloſter rein und unverdorben, und die Schuld liegt allein an den ſchlechten geſellſchaftlichen Zuſtänden, in welche ſie ſofort mitten hineingerathen, ſobald ſie ihr Kloſter verlaſſen."

Den 28. Mai an denſelben: „Was Sie mir von der Schweiz melden, ſpricht mich ſehr an, und ich werde es in Erwägung ziehen. Es wäre mir ganz recht, wenn ſie ſich dereinſt dort verheirathete. An Vermögen werde ich ihr Alles zuwenden, was ich erſparen kann, und für meinen Todesfall habe ich ihr ſchon jetzt 5000 Ls. feſtgeſetzt.“

Leider ſollten alle dieſe vorſorglichen und liebevollen Pläne nicht zur Ausführung kommen. Das Kind ſtarb nach kurzer Krankheit am 20. April 1822. Sobald Byron hörte, daß ſie unwohl ſei, ſchickte er einen Boten in das Kloſter, um genauen Bericht über ihr Befinden zu erhalten. Man ließ ihm ſagen, es gehe beſſer — und kurz darauf erhielt er die Nachricht von ihrem Tode. Der Eindruck, den dieſe Nachricht auf ihn machte, war überwältigend. Einige Perſonen, welche ihn damals zu ſehen Gelegenheit hatten, geben an, daß man für ſeinen Verſtand fürchtete.

In ſolcher Stimmung ſchreibt er an Shelley: „Der Schlag war für mich unerwartet und betäubend. Ich glaubte die Gefahr beſeitigt. Nun trage ich es ſo gut ich kann, und kämpfe gegen meinen Schmerz mit ſo viel Erfolg, daß ich umhergehe und meine täglichen Geſchäfte mit ſcheinbarer Ruhe betreibe. Beſuchen Sie mich morgen immerhin, aber heut' und geſtern war es vielleicht

beſſer, daß Sie nicht kamen. Ich glaube nicht, daß ich mir in meinem Betragen gegen die Verſtorbene etwas vorzuwerfen habe, ſicherlich nicht in Bezug auf meine Gefühle und meine Abſichten für ſie. Aber in ſolchen Momenten iſt man geneigt zu denken, daß wenn dies oder das geſchehen wäre, das Unglück hätte verhütet werden können, und doch zeigt uns jeder Tag und jede Stunde, wie gewöhnlich und unvermeidlich ſolche Ereigniſſe ſind. Nun die Zeit, denke ich, wird wie gewöhnlich das ihrige thun, — der Tod hat das ſeinige gethan."

Den 22. April an Murray: „— — Ich habe die Abſicht, ihre Ueberreſte nach England zu ſenden, der Körper iſt einbalſamirt und befindet ſich in einem bleiernen Sarge. Wollen Sie die Beſorgung eines ſtillen Begräbniſſes übernehmen?"

Den 4. Mai (aus einem Briefe an Walter Scott): „Ihr Bericht über Ihre Familie iſt ſehr erfreulich. Ich wollte, ich könnte Gleiches von mir melden. Aber ich habe ganz kürzlich meine natürliche Tochter Allegra verloren. Außer von der Zeit erwarte ich Troſt nur von der Betrachtung, daß ſie entweder in Ruhe, oder glücklich iſt; denn ihr kurzes Leben (nur fünf Jahre) ließ es nicht zu, daß ſie andere Sünden begangen hätte, als die wir Alle von Adam ererbten."

Den 26. Mai. „Die Leiche ist eingeschifft. Ich wünsche, daß sie auf dem Kirchhofe in Harrow bestattet werde. Es ist da eine Stelle, nahe dem Fußpfade auf der Höhe, wo man nach Windsor blickt, und ein Grab unter einem großen Baume, wo ich stundenlang zu sitzen pflegte, als ich noch ein Knabe war. Es war mein Lieblingsplatz. Allein da ich eine Tafel zu ihrem Gedächtniß zu errichten wünsche, so wird es besser sein, daß die Beisetzung in der Kirche erfolgt. Nahe bei der Thür, rechts vom Eingang, ist ein Denkmal mit folgender Inschrift:

Wenn Gram beweint der Tugend heilig Grab,
Dann fließt gerecht der Thränen Strom herab,
Und solche Thränen sind dir hier geweiht
Als letztes Opfer treuer Dankbarkeit.

Ich habe jetzt noch, nach siebzehn Jahren diese Worte im Gedächtniß behalten, nicht weil sie besonders merkwürdig wären, sondern weil von meinem Platze auf der Gallerie meine Augen stets auf dies Denkmal gerichtet waren. So nahe wie möglich an dieser Stelle möchte ich Allegra bestattet haben, und an der Mauer soll eine Marmortafel aufgerichtet werden mit folgenden Worten:

Zum Andenken an
Allegra
Tochter von G. G. Lord Byron
sie starb in Bagno Cavallo in Italien
20. April 1822
fünf Jahre und drei Monate alt.
Ich werde zu ihr gehen, aber sie wird nicht zu mir wiederkehren.
II. Samuel XII. 23.

Das Begräbniß soll so einfach sein, wie es der Anstand irgend zuläßt, und ich hoffe, daß Henry Drury es übernehmen wird, die Gebete für sie zu halten. Sollte er es ablehnen, so kann es von dem Ortsgeistlichen geschehen. Weiter wüßte ich augenblicklich nichts hinzuzusetzen." — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während die Sorge für dies geliebte Kind, und die Trauer um den Tod desselben das rein Menschliche in dem Dichter so offen und unentstellt hervortreten ließ, wie es sonst selten geschah, fügte es sich, daß gleichzeitig ein anderes Ereigniß auf sein Gemüth beruhigend und versöhnend wirkte, und so in Wahrheit einen sittlichen Einfluß auf ihn übte, obgleich es vor dem Richterstuhl der Moral als ein durchaus unsittliches verdammt werden muß. Es war Byron's Verhältniß zur Gräfin Therese Giuccioli, welches in jenen Tagen sich anknüpfte, und bis zum Tode des Dichters auf denselben seine Wirkung äußerte.

Wir dürfen bei Betrachtung dieſer Angelegenheit nicht auf unſerem deutſchbürgerlichen Standpunkte ſtehen bleiben, wenn wir ein gerechtes Urtheil fällen und nicht dem Dichter, und noch in viel höherem Grade ſeiner Geliebten zu nahe treten wollen. Vielmehr müſſen wir uns den Sitten- oder beſſer geſagt den Unſittlichkeits-coder in's Gedächtniß rufen, welcher der Gattin eines Italieners geſtattet, ein Liebesverhältniß mit einem Cavaliere servente zu unterhalten. — Hat doch ſogar der Criminalrichter die Pflicht, in ſolchen Fällen, wo die Geſetze verſchiedener Länder neben einander in Frage kommen, ſich nach denjenigen zu richten, welches die milderen Beſtimmungen enthält, und den Angeſchuldigten entweder ganz frei ſpricht, oder doch mit der leichtern Strafe davon kommen läßt.

Die Gräfin Giuccioli hat ſelbſt über ihr Verhältniß zu Lord Byron ziemlich umfangreiche Aufzeichnungen gemacht, und dieſelben an Thomas Moore nach England geſchickt, welcher ſie im Original und in engliſcher Ueberſetzung hat abdrucken laſſen. Wir werden deshalb am paſſendſten die Erzählung von dieſem Lebensabſchnitt des Dichters mit den eigenen Worten der Dame beginnen, welche den größten und heilſamſten Einfluß auf ſein Gemüthsleben gehabt hat, wenn wir auch vielleicht Urſache haben ſollten, ihre Einwirkung auf die poetiſche

und politiſche Wirkſamkeit deſſelben, für nicht ebenſo vortheilhaft zu erkennen.

Thereſa Gräfin Giuccioli geborne Gräfin Gamba, aus Ravenna, war eben als ſechzehnjähriges Mädchen aus der Kloſtererziehung entlaſſen worden, als ihre Verwandten ſie mit dem reichen, mehr als ſechzigjährigen Grafen Giuccioli, einem der größten Grundbeſitzer in der Romagna, verheiratheten. Der alte Herr war ſchon zwei Mal Wittwer geweſen, und führte nun das junge, mit der Welt und mit ihrem eigenen Herzen noch unbekannte Fräulein als ſeine dritte Gemahlin in ſein Haus. Byron hatte ſie zum erſten Male in einer Abendgeſellſchaft bei der Gräfin Albrizzi in Venedig geſehen, ohne jedoch mit ihr bekannt zu werden. „Im April 1819," ſo erzählt die junge Frau ſelbſt, „wurde mir Lord Byron im Hauſe der Gräfin Benzoni vorgeſtellt. Dieſe Vorſtellung, welche einen ſo großen Einfluß auf unſer beiderſeitiges Leben üben ſollte, fand eigentlich gegen unſern beiderſeitigen Willen ſtatt, und jeder von uns ließ es nur aus Höflichkeit geſchehen. Ich ſelbſt war an jenem Abende ſehr ermüdet, weil die ſpäten Stunden der Venetianer mir noch ungewohnt waren, und ich hatte mich mit Widerſtreben, und nur aus Gehorſam gegen meinen Gatten in die Geſellſchaft führen laſſen. Auch Lord Byron wollte keine neue Bekanntſchaft machen, un

nachdem er zuerſt es abgelehnt hatte, ſich mir präſentiren zu laſſen, gab er zuletzt nach, um der Herrin des Hauſes ſich gefällig zu zeigen. Seine wunderbar ſchönen und edlen Züge, der Ton ſeiner Stimme, ſein Benehmen und der unausſprechliche Zauber, der ihn umgab, machten ihn zu einer Erſcheinung, die Allem, was ich bisher geſehen hatte, weit überlegen war. Es iſt daher wohl begreiflich, daß er einen ſehr tiefen Eindruck auf mich hervorbringen mußte. Seit jenem Abende trafen wir uns täglich während meines damaligen Aufenthaltes in Venedig."

Eine beiderſeitige Leidenſchaft folgte auf jene erſte Bekanntſchaft.

Schon nach wenigen Wochen mußte jedoch die junge Dame ihrem Gemahl auf deſſen Güter folgen. Derſelbe beſaß zwiſchen Venedig und Ravenna mehrere Landhäuſer und Schlöſſer, und pflegte auf jedem derſelben einige Tage zu verweilen, und von jedem dieſer Orte aus ſchrieb die junge Frau in den glühendſten Ausdrücken der Leidenſchaft an Lord Byron, indem ſie die Verzweiflung ausdrückte, welche ſie über dieſe Trennung empfand. So gewaltig war ihre innere Aufregung, daß ſie am erſten Tage der Reiſe mehr als einen Anfall von Ohnmacht hatte. Die Veränderung, welche eine ſo plötzlich entſtandene Leidenſchaft in der Seele der jungen Frau erzeugte, war wunderbar. Von einem jener einſamen

Schlöſſer aus ſchreibt ſie, daß dieſer Ort, ſonſt wegen der Stille und Verlaſſenheit deſſelben ihr äußerſt zuwider, jetzt, da nur Ein Gedanke ſie erfülle, ihr lieb und werth geworden ſei. Auch künftig in Ravenna wolle ſie ſich beſtreben, nur das zu thun, was dem Geliebten am angenehmſten ſei. Sie, die bisher nur an Geſellſchaften und Feſte gedacht, wolle alle dieſe Zerſtreuungen meiden, nur mit Muſik und Lectüre ſich beſchäftigen, ihrem Haushalte vorſtehen und im Freien gehend und reitend ihre Erholung ſuchen. So gewaltig war die Aufregung aller ihrer Gefühle, daß ſie gefährlich erkrankt in Ravenna anlangte. Ein zehrendes Fieber ſchien an ihrem Leben zu nagen, Symptome der Schwindſucht ſtellten ſich ein, und erſt als Byron verſprach, ſie im nächſten Monate zu beſuchen, erholten ſich ihre Lebensgeiſter. Ende Mai zeigte ſie dem Dichter an, daß ihre Verwandten und Freunde vorbereitet ſeien, ihn zu empfangen. Byron hatte zwar anfangs Bedenken, daß er durch ſein Erſcheinen in Ravenna den Ruf der jungen Frau compromittiren werde, indeſſen ſeine eigene Leidenſchaft ließ ihn über ſolche Scrupel bald hinwegſehen, und am 2. Juni reiſte er von ſeinem Landhauſe in la Mira ab.

Ueber Ferrara gelangte er nach Bologna. Hier hoffte er weitere Nachrichten zu erhalten, und blieb deshalb einige Tage lang in dieſer Stadt, beſah die Kunſtſchätze

und beſuchte einige Geſellſchaften, die ihm ſehr zuſagten. In den Briefen an die Freunde in England ſpricht er mehr als einmal von dem tiefen Eindruck, welchen einige Grabſchriften auf dem Kirchhofe in Ferrara auf ihn gemacht. An Murray ſchreibt er: „Einige von den Grabſteinen in Ferrara gefielen mir beſſer, als die pomphaften Denkmäler hier in Bologna, z. B.:

Martini Luigi Implora pace.
Luccrezia Picini
Implora eterna quiete.

Kann irgend etwas pathetiſcher ſein! Dieſe wenigen Worte drücken alles aus, was man ſagen, oder wonach man ſich ſehnen kann. Die Todten hatten des Lebens genug, nur Ruhe wollen ſie und um dieſe bitten ſie. Da iſt alle Hilfloſigkeit, Demuth und Hoffnung, wie ein Gebet aus dem Grabe aufſteigend in die zwei Worte zuſammengefaßt: Implora pace. Ich hoffe, daß die Ueberlebenden, welche mich einſt auf den Kirchhof der Fremden am Lido begraben laſſen, dieſe zwei Worte, und nur dieſe zwei Worte auf meinen Grabſtein ſetzen laſſen. Ich hoffe, ſie werden nicht daran denken, mich conſerviren und balſamiren zu wollen, um mich heim zu bringen. Meine Gebeine würden in keinem engliſchen Grabe Ruhe finden, noch mein Staub ſich miſchen mit dem Staube des Landes. Der Gedanke, daß einer mei-

ner Freunde ſo ſchlecht ſein könnte, meinen Leichnam in Euer Land zu bringen, könnte mich noch auf dem Todtenbette raſend machen. Nicht einmal Eure Würmer möchte ich füttern. — Sie ſchmücken hier die Gräber mit Blumen, wie ich das auch in Griechenland geſehen habe. Eine Menge Roſenblätter und ganze Roſen waren über die Gräber in Ferrara geſtreut. Es macht einen überaus lieblichen Eindruck."

Während er dieſe wehmüthigen Betrachtungen, untermiſcht nach ſeiner Art mit allerlei Sarkasmen und frivolen Späßen, an die Freunde ſendet, war die Gräfin Giuccioli außer Stande, ihm die Nachrichten zukommen zu laſſen, auf welche er in Bologna wartete. Ein heftiger Krankheitsanfall hatte ſie niedergeworfen, ſo daß ſie mehrere Tage nicht zu ſchreiben vermochte. Endlich hatte ſie den Anfang eines Briefes zu Stande gebracht, in welchem ſie ihn bat, in Bologna zu warten, bis ſie ſich erholt haben, und ihn dann in Begleitung ihres Gemahls daſelbſt aufſuchen werde. Dieſer Brief war noch nicht vollendet, als Byron's Ungeduld ihn nicht länger zögern ließ, und er am 8. Juni nach Ravenna abreiſte.

Wir laſſen die junge Gräfin nun wieder ſelbſt reden:

„Bei meiner Abreiſe von Venedig hatte er verſprochen, mich in Ravenna zu beſuchen. Dante's Grab, der klaſſiſche Fichtenwald und die vielen Antiken, welche

in der Umgegend gefunden werden, konnten für mich als Vorwand gelten, um ihn einzuladen, und für ihn, um der Einladung Folge zu leisten. Wirklich kam er im Juni, während ich an einem Brustleiden zum Tode erkrankt war. Ravenna liegt so abseits von der gewöhnlichen Straße der Touristen, daß die Ankunft eines vornehmen Fremden natürlich bald zu dem vielfachsten Gerede Anlaß gab. Man forschte dem Zwecke eines solchen Besuches nach, und er selbst war schuld, daß man sehr bald die Wahrheit errieth. Er hatte nach meiner Wohnung gefragt, und als man ihm sagte, ich sei so krank, daß er mich kaum noch am Leben finden werde, antwortete er, daß er alsdann selbst nicht länger zu leben wünsche.

Graf Giuccioli, der mit Lord Byron bereits in Venedig bekannt geworden war, suchte ihn auf, und weil er glaubte, seine Unterhaltung werde mir in meinem krankhaften Zustande zur Zerstreuung gereichen, lud er ihn ein, mich zu besuchen. Am folgenden Tage kam er. Die Besorgniß, die er zeigte, die zarten Aufmerksamkeiten, die er mir erwies, lassen sich nicht beschreiben. Er studirte fortwährend in medizinischen Büchern, und da er meinen Aerzten nicht traute, so erhielt er von meinem Gemahl die Erlaubniß, einen ihm befreundeten Arzt aus Venedig kommen zu lassen. Der berühmte Professor Aglietti wurde zu mir berufen, und seine Verordnungen,

ſo wie die Ruhe und das unausſprechliche Glück, welches Lord Byron's Geſellſchaft mir gewährte, hatten einen ſo günſtigen Einfluß auf mein Befinden, daß ich nach zwei Monaten ſchon wieder kräftig genug war, um meinen Gemahl auf einer Reiſe durch ſeine Beſitzungen begleiten zu können."

Hören wir nun Lord Byron's Erzählung: Er ſchreibt am 20. Juni an ſeinen Freund Hoppner: „Den Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Venedig kann ich nicht beſtimmen. Er kann früh oder ſpät, oder gar nicht eintreten. Es hängt alles von der Dame ab. Ich fand ſie ernſtlich erkrankt und bettlägrig, mit Huſten, Blutſpeien u. ſ. w. Doch alles dies hat jetzt nachgelaſſen — meine Empfehlungsbriefe waren mir von Nutzen, ſoweit ich dieſelben abgegeben habe, und die Stadt und die Menſchen gefallen mir, doch incommodire ich die letzteren ſo wenig wie möglich. Sie richtet alles vortrefflich ein, aber wenn ich eines ſchönen Nachmittags einen Dolchſtich in die Bruſt bekomme, ſo ſoll es mich nicht wundern. Er beſucht mich häufig und führt mich in ſeiner Caroſſe mit Sechſen ſpazieren, wie ein Lord Mayor. Er ſcheint allerdings vollſtändig unter ihrer Herrſchaft zu ſtehen, und mir geht es ebenſo. Die Leute wiſſen nicht, was ſie davon denken ſollen, da er für ſehr eiferſüchtig gilt, und es gegen ſeine beiden erſten Frauen auch war. Er iſt

der reichſte Mann im Lande, aber nichts weniger als beliebt."

An einen andern Freund ſchreibt er: „— — — Alles dies wird Euch ſeltſam ſcheinen, weil Ihr die ſüdliche Moral, und die Art zu leben nicht kennt. In Faenza lebt Lord X mit einer Opernſängerin, und in demſelben Gaſthofe mit mir logirt hier ein neapolitaniſcher Principe, welcher der Gattin des Gonfaloniero den Hof macht. Ich bin auf meinem Poſten — und ſo ſeht Ihr: Cosi fan tutti e tutte. — Meine Reit- und Wagenpferde habe ich hier und durchſtreife täglich den Wald, die Pineta des Boccacio. — Meine Dame ſehe ich an jedem Tage. Ihre Geſundheit beunruhigt mich, und wenn ich ſie verliere, ſo verliere ich ein Weſen, das ſich meinetwegen großen Gefahren ausgeſetzt hat, und die ich allen Grund habe zu lieben — doch an dieſe Möglichkeit darf ich nicht denken. Was ich thun würde, wenn ſie ſtürbe, weiß ich nicht. Ich müßte mir eine Kugel durch den Kopf ſchießen, und ich hoffe, daß ich dies auch thun würde. Ihr Gemahl iſt eine ſehr höfliche Perſonage, aber ich wünſchte, er führte mich nicht in ſeinem Sechsſpänner ſpazieren, wie den Whittington mit ſeiner Katze." — Und wiederum am 2. Juli ſchreibt er: „Ich fürchte ſehr, daß die Giuccioli gefährlich an der Bruſt erkrankt iſt. So geht es mit jeder Sache und jeder Perſon, für die ich etwas wie

wahre Anhänglichkeit empfinde! Aber wenn ihr ein Unglück zuſtößt, ſo iſt es mit meinem Herzen vorbei — dies iſt meine letzte Liebe. Die Ausſchweifungen, denen ich mich ergeben hatte, und deren ich herzlich überdrüſſig bin, haben das Gute für mich gehabt, daß ich nun im edleren Sinne des Wortes Liebe fühlen kann."

Daß die Liebenden in ununterbrochenem Briefwechſel von der leidenſchaftlichſten Art blieben, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders als die Abreiſe nach Bologna das tägliche Beiſammenſein zu ſtören drohte, erwachte der ganze Ungeſtüm der Byron'ſchen Natur. Er verlangte, daß Thereſe mit ihm entfliehen ſollte. Das aber iſt nach italieniſchen Begriffen beinahe das Einzige, was einer Frau nicht geſtattet iſt, und die Flucht aus dem Hauſe des Gatten wird faſt mit demſelben Abſcheu wie ein Sacrilegium betrachtet. Die junge Dame wies daher ein ſolches Anſinnen mit Entſchiedenheit zurück, und im Kampfe zwiſchen der Furcht vor dieſem verpönten Schritte und dem Wunſche, ihrem Geliebten in Allem ſich willfährig zu zeigen, kam ſie ſogar auf den abenteuerlichen Gedanken, eine Täuſchung wie in Romeo und Julie durchzuführen und ſich für todt halten zu laſſen.

Es bedurfte indeſſen ſo romantiſcher Auskunftsmittel nicht. Graf Giuccioli erſuchte den Lord ſelbſt, ihn und ſeine Gattin nach Bologna zu begleiten, und

Byron fühlte ſich hier, in der Nähe der Geliebten äußerſt glücklich. Die ganze Poeſie ſeiner Jugendgefühle ſchien noch einmal zurückzukehren. Er überließ ſich melancholiſchen Träumereien wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, und als im Auguſt die Gräfin ihren Gatten einige Zeit auf einer Reiſe durch die Güter begleiten mußte und Byron allein zurückblieb, beſuchte er täglich das Haus der Geliebten, ließ ſich ihre Zimmer aufſchließen, las in ihren Lieblingsbüchern und ſchrieb auf die weißen Blätter in denſelben. Eine dieſer Aufzeichnungen endet mit folgenden Worten: „Denke zuweilen an mich, wenn die Alpen und das Meer uns trennen, — doch das wird nie geſchehen, wenn nicht Du ſelbſt es wünſcheſt.“

Nach der Rückkehr des Ehepaars wurde der Graf bald wieder durch Geſchäfte von Ravenna fortgerufen, und die Gräfin erhielt nun Erlaubniß, ſich zur Vollendung ihrer Cur in Begleitung Lord Byron's nach Venedig zu begeben. Hier trat er ihm ſein Landhaus in la Mira ab, und das Glück, welches beide hier genoſſen, iſt in den eigenen Aufzeichnungen Thereſens mit ſo glühenden und begeiſterten Farben geſchildert, daß man nur zu leicht verführt wird, das Verbrecheriſche eines ſolchen Verkehrs mit Rückſicht auf die mildernden Umſtände zu vergeſſen, welche der armen jungen Frau unleugbar zur Seite ſtanden.

Achtes Kapitel.

Beſuch Thomas Moore's. Die Selbſtbiographie.

In demſelben Herbſte wurde dem Dichter die Freude, ſeinen Freund Thomas Moore auf einige Tage bei ſich zu ſehen. Es war am 8. October, als Moore Nachmittags zwei Uhr in La Mira an Byron's Thüre vorfuhr. Moore erzählt etwa folgendermaßen: „Byron war eben aufgeſtanden und befand ſich im Bade, ließ mir aber durch ſeinen Diener ſagen, daß, wenn ich einen Augenblick warten wollte, er mich ſogleich nach Venedig begleiten werde. Er erſchien kurz darauf, und das Entzücken, welches ich empfand, ihn nach ſo langer Trennung wiederzuſehen, wurde noch erhöht, als ich bemerkte, wie erfreut auch er über unſer Zuſammentreffen ſich zeigte. Rührend war es, wie man ihm anmerkte, daß eine ſo ungetrübte Freude ihm in der letzten Zeit ſelten zu Theil geworden, und in der herzlichſten und heiterſten Weiſe ließ er ſeinen Gefühlen freien Lauf. Wer ihn nicht perſönlich gekannt hat, iſt außer Stande, ſich einen Begriff von der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines Weſens in ſolchen Augenblicken zu machen, wo er von ganzem Herzen freudig erregt war. Nicht wenig indeſſen überraſchte mich die große Veränderung, die in ſeiner ganzen

äußeren Erſcheinung vor ſich gegangen war. Seine Figur und ſein Geſicht erſchienen ſtärker, und die Züge hatten dadurch etwas von dem feinen geiſtigen Ausdruck eingebüßt, der ſie ſonſt auszeichnete. Auch gab ihm der Backenbart, den er wachſen laſſen, und das lange Haar etwas Fremdartiges. Deſſenungeachtet war er noch immer ein auffallend ſchöner Mann, und was ſein Geſicht an hochromantiſchem Ausdruck etwa verloren, das war erſetzt durch das Hervortreten des humoriſtiſchen Zuges und der epicuriſchen Laune, welche ja ebenfalls einen Hauptzug ſeines hochbegabten Weſens bildeten. Ueberdies war durch die Rundung ſeiner Züge jene Aehnlichkeit des ſchöngeformten Mundes und Kinnes mit dem Apollo von Belvedere noch bemerkbarer geworden.

„Schnell beendete er ſein Frühſtück, welches er ſtehend einnahm, und welches ſeiner Gewohnheit nach aus einer Taſſe Thee ohne Milch und Zucker, einigem Zwieback und rohen Eiern beſtand. Bei ſeinem Stehen und Gehen fiel mir ſogleich auf, daß er ſich mit mehr Rüſtigkeit als ſonſt bewegte, und daß der Gebrauch des Beines weniger gehemmt erſchien. Vor der Abfahrt ſtellte er mich der Gräfin Giuccioli vor. Ich fand dieſe Dame von einer in Italien ungewöhnlichen Art von Schönheit. Sie war blond und zart und machte gleich auf den erſten Anblick den Eindruck von Güte und Klug-

heit auf mich, den alles, was ich ſonſt von ihr gehört, nur beſtätigen konnte. Wir fuhren zu Wagen nach Fuſina. Byron's treuer Gondolier Tito mit großem Schnurrbarte in reicher Livree auf dem Bocke.

„Als wir in ſeiner Gondel nach Venedig gelangten, ging die Sonne gerade im Meer unter, und man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen ich dies Schauſpiel genoß, an der Seite des Mannes, der es in ſeinen Gedichten auf ſo erhabene Weiſe verherrlicht hatte. Byron's Unterhaltung war indeſſen nichts weniger als romantiſch, ſondern in übermüthigſter Freude und beſter Laune brachte er alle unſere früheren Erinnerungen auf's Tapet, und ſteckte mich bald mit der unbeſchreiblichen Heiterkeit an, die ihn belebte, als er die alten Freunde und Bekannten Revue paſſiren ließ.

„Von meiner Abſicht, in einem Gaſthauſe abzuſteigen, wollte er durchaus Nichts hören, ſondern er führte mich in ſeinen Palaſt am großen Canal. „Ich ſehe," ſagt er, „Du fürchteſt, dort Alles ſehr uncomfortabel zu finden, aber es wird nicht ſo ſchlimm ſein, wie Du denkſt!" Als ich hinter ihm her den Weg durch den dunkeln Hausflur hintaſtete, rief er aus: „Nimm Dich vor dem Hunde in Acht!" und kaum einige Schritte weiter: „Gieb Acht, oder der Affe ſpringt Dich an!" Ein ſeltſamer Beweis dafür, wie treu er ſeinen Jugend-

gewohnheiten geblieben war; denn das Alles paßte genau auf die Beſchreibung von Newſtead im Jahr 1809, wo die Beſucher ſich ebenfalls durch eine ſolche Menagerie hindurchzuarbeiten hatten.

„Endlich gelangten wir auf die Treppe, die zu dem für mich beſtimmten Zimmer führte. Bei jedem Schritte hatte er inzwiſchen Befehle an ſeine Leute ertheilt, die alle möglichen Bequemlichkeiten herbeiſchaffen ſollten, und zuletzt ließ er ſeinen Secretair zu ſich entbieten. „Du hältſt alſo einen Secretair?“ ſagte ich. „Ja wohl,“ antwortete er, „einen Burſchen, der nicht ſchreiben kann, — das ſchwülſtige Volk hier giebt den Dingen ſolche hochtrabende Namen.“ Als wir endlich die Thür des Zimmers erreichten, war dieſelbe verſchloſſen und der Schlüſſel nicht zu finden. Byron, ungeduldig, ſprengte dieſelbe mit einem Fußtritte. „Hier,“ ſagte er, als wir in das behagliche und geräumige Gemach traten, „hier wohne ich ſonſt ſelbſt, aber jetzt werde ich Dich hier einquartieren.“

„Um mir ein Mittageſſen vorſetzen zu können, hatte er nach einer Speiſewirthſchaft geſchickt, und zugleich einen ihm befreundeten Engländer, Herrn Alexander Scott, eingeladen, der für mich ſorgen ſollte, wenn er ſelbſt genöthigt wäre nach La Mira zu fahren. Wir traten auf den Balkon, und nach den Wolken blickend,

ſagte ich: „Was ich am meiſten an einem italieniſchen Sonnenuntergang bewundere, iſt der roſige Hauch“ — Kaum hatte ich das Wort „roſig“ ausgeſprochen, als Byron mir die Hand auf den Mund legte und lachend ausrief: „Hol's der Teufel, Tom, ſei nicht poetiſch!“ Unten fuhren nur wenige Gondeln noch vorbei. Als wir aber in der Entfernung eine gewahrten, in welcher zwei Herren ſaßen, die ihrem Anſehen nach offenbar Engländer waren und nach uns hinzublicken ſchienen, da rief Byron, indem er mit komiſchem Uebermuthe die Arme in die Seite ſtemmte: „Ah, Ihr John Bulls, wenn Ihr wüßtet, was für ein paar Bürſchen hier oben ſtehen, Ihr würdet Augen machen!“ — Nach einem äußerſt heiteren Mahle kehrte Byron dann nach La Mira zurück, während ich in's Theater ging.“

Der Lord konnte ſich ſeinem Freunde mit um-ſo mehr Muße widmen, als er ſeit der Zeit, wo er mit Thereſa nach Venedig zurückgekommen war, keine der Geſellſchaften mehr beſuchte, in die er früher zu gehen pflegte. Moore hatte bei der Gräfin Benzoni, einer der Hauptbeſchützerinnen Lord Byron's, Gelegenheit, ſich von den wunderlichen Anſichten der Venetianerinnen über das, was für ſchicklich gehalten wird, eine Vorſtellung zu machen.

Dieſe Dame war nämlich äußerſt empört darüber, daß Byron die Giuccioli dem Schutze ihres Gatten entzogen und in ſeinem eigenen Landhauſe untergebracht hatte. „Sie müſſen Ihren Freund deshalb tüchtig ausſchelten,“ ſagte ſie, „er hatte ſich bis dahin ſo ordentlich betragen!“ Nun wahrlich, wenn irgend Etwas die Ausſchweifungen entſchuldigen könnte, deren er ſich in ſo reichem Maße in Venedig ſchuldig gemacht hatte, ſo wäre es ein ſolches Urtheil einer der vornehmſten und angeſehenſten Damen aus der Geſellſchaft.

Den Hauptgegenſtand ſeiner Unterhaltungen mit Moore bildete ſeine Ehe und das unglückliche Ende derſelben. Aengſtlich bemühte er ſich, Alles zu erfahren, was man in England über dieſe Angelegenheit ſagte und dachte; „und,“ ſagt Moore, „ich ſetzte ſeine Aufrichtigkeit auf eine ſtarke Probe, indem ich ihm von den vielen Beſchuldigungen, die im Publikum geglaubt wurden, keine vorenthielt. Er antwortete mit großer Offenheit auf alle dieſe Anklagen. Mit Hohnlachen wies er die Behauptung zurück, daß er ſeine Gattin gemißhandelt haben ſollte, doch leugnete er nicht, daß ihm in der Aufregung manchmal ein raſches und unhöfliches Wort entfahren ſei, was er noch jetzt bitter bereue. Dagegen ſei das Betragen ſeiner Gattin und der Familie derſelben ein den Umſtänden durchaus nicht angemeſſenes geweſen, und

die Strafe viel größer, als das Vergehen. Er äußerte ſich mit großer Erbitterung gegen dieſe Perſonen, und ſprach ſeine Ueberzeugung aus, daß ihr Haß und ihre Verfolgung ſelbſt mit ſeinem Leben nicht enden und daß man auch nach ſeinem Tode noch ſein Andenken verunglimpfen würde.

Da Thomas Moore ſeine eigenen Aufzeichnungen hier unterbricht, um die Erzählung eines ſeiner Landsleute einzuſchalten, den er nicht nennt, der aber während des venetianiſchen Aufenthaltes in täglichem Verkehr mit Lord Byron ſtand, ſo wollen wir dieſen Bericht um ſo mehr theilweiſe hier einſchalten, als er ein ſehr anſchauliches Bild von dem täglichen Leben des Dichters giebt:

„Ich habe es oft bedauert," ſagte dieſer Berichterſtatter, „daß ich mir nicht vieles von den Unterhaltungen aufgezeichnet habe, die ich mit Lord Byron während unſerer gemeinſchaftlichen Spazierritte und Waſſerfahrten führte. Nichts konnte die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit ſeiner Unterhaltungen übertreffen, Nichts die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit ſeines Weſens. — — Der Ort, wo wir in der Regel unſere Pferde zu beſteigen pflegten, war ein ehemaliger, von den Franzoſen zu Feſtungszwecken geebneter Judenkirchhof auf dem Lido.

„Da es bekannt war, daß Byron hier ſeine Gondel zu verlaſſen pflegte, ſo waren immer eine Menge neu-

gieriger Engländer zur Stelle, welche einen Blick von ihm zu erhaſchen hofften, und höchſt unterhaltend war die kaltblütige Dreiſtigkeit, mit welcher Herren und Damen ihn, oft durch ihre Augengläſer, anſtierten, als wäre er eine Statue in einem Muſeum, oder irgend ein wildes Thier in einem zoologiſchen Garten. So ſchmeichelhaft dies für ſeine Eitelkeit ſein mußte, ſo erklärte er doch oft, und wie ich glaube im Ernſte, daß es ihm ſehr läſtig falle. Da der Weg wegen der vielen zerbrochenen Grabſteine für die Pferde unbequem war, ſo ritten wir in der Regel ziemlich langſam. Eines Tages nun, als wir uns wie gewöhnlich auf den Heimweg begeben hatten, gab Byron plötzlich, ohne mir Etwas zu ſagen, ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte in geſtrecktem Galopp ſeiner Gondel zu. Ich konnte nicht begreifen, was ihm eingefallen ſein mochte, und hatte Mühe, ihm nachzukommen, indem ich vergebens nach einer Urſache für dieſe ungewöhnliche Eile umherſpähte. Endlich bemerkte ich in einiger Entfernung drei Herren, welche an der entgegengeſetzten Seite der Inſel in gleicher Richtung mit uns der Gondel zuliefen, in der Hoffnung zeitig genug anzukommen, um ihn einſteigen zu ſehen, und es trat nun ein förmliches Wettrennen ein, indem er ſich bemühte, ihnen zuvorzukommen. Dies gelang ihm auch. Er warf ſich eiligſt vom Pferde, ſprang in die Gondel

und ſetzte ſich in die Ecke, indem er die Läden ſchloß. Ich war von der Stelle an, wo die Steine im Wege lagen, langſamer geritten, und kam gerade zu gleicher Zeit mit den Herren an, ſo daß ich auf ihren Geſichtern den Aerger über das vergebliche Rennen bemerken konnte. Byron triumphirte und freute ſich über den Verdruß der Fremden, deren Ungezogenheit er ſchalt, und während ich über dieſe ganze Begebenheit herzlich lachen mußte, ſagte er, daß ihm ſolche Begierde, ihn zu ſehen, gar nicht ſchmeichle, da ſeiner Ueberzeugung nach nur Neugierde und nicht Bewunderung für ihn die Veranlaſſung dazu ſei.

„In der That kann man ſich von der Neugierde der Reiſenden in Betreff der Perſon des Dichters kaum eine Vorſtellung machen. Jeder wollte eine Anecdote von ihm erhaſchen. Sie ſteckten ſich hauptſächlich hinter die Gondelführer, die ihnen dann die abenteuerlichſten Lügen aufbanden. Am meiſten aber empörte ihn die Zudringlichkeit ſolcher Leute, welche durch Beſtechung ſeiner Dienſtboten ſich Eintritt in ſein Haus und ſogar in ſeine Zimmer zu verſchaffen wußten.

„Uebrigens waren alle Glieder ſeines Haushaltes ihm auf's Aeußerſte ergeben, und er ſelbſt gegen ſie nur zu nachſichtig, und ſelbſt wenn ſie ihren Dienſt ſträflich vernachläſſigten, oder ihn übervortheilten, ſchalt er ſie meiſt in ſpaßhafter Weiſe aus, und ſo oft er auch drohte,

ſie zu entlaſſen, konnte er ſich doch niemals dazu entſchließen.

„Bedürftige zu unterſtützen, war er ſtets bereit, und zwar in der anſpruchsloſeſten Weiſe; denn nicht genug, daß er denen, die ſich perſönlich an ihn wendeten, reichlich gab, ſo unterſtützte er auch eine große Anzahl von Armen durch wöchentliche oder monatliche Zahlungen, welche er durch Vermittelung dritter Perſonen an ſie gelangen ließ, ſo daß die Bedürftigen nicht erfuhren, woher die Hilfe kam. Allein auch in ſolchen Fällen kam die Ungleichheit und Launenhaftigkeit ſeines Weſens zum Vorſchein, indem er oftmals wiederum mit einer gewiſſen Oſtentation bedeutende Summen hingab. — —“ Soweit die Erzählung jenes Engländers.

Thomas Moore blieb nur kurze Zeit noch in Venedig und verbrachte dann den letzten Tag in La Mira, wo er auch die kleine Allegra ſah. „Als man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte,“ ſo erzählt er, „verließ Byron auf einen Augenblick das Zimmer und kehrte alsbald mit einer weißen Ledermappe in der Hand zurück. „Sieh hier!“ rief er mir zu, „dies würde für Murray einigen Werth haben, obgleich Du, glaube ich, nicht ſechs Pfennige dafür gäbeſt!“ „Was iſt es?“ fragte ich. „Meine Lebensbeſchreibung!“ antwortete er. Bei dieſen Worten erhob ich voll Verwunderung beide Hände. „Es

iſt nicht von der Art," fuhr er fort, „daß es, während ich lebe, veröffentlicht werden kann. Aber Du ſollſt es haben, wenn Du willſt! Da, mache damit, was Dir beliebt." — Ich nahm die Mappe, dankte ihm auf's Wärmſte und fügte hinzu: „Das ſoll ein hübſches Erbſtück für meinen Sohn werden, der mit dieſen Enthüllungen die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Erſtaunen ſetzen ſoll!" Er fügte dann noch hinzu: „Von unſeren gemeinſchaftlichen Freunden magſt Du es jedem zu leſen geben, den Du für würdig hältſt!" — und dies iſt faſt wörtlich Alles, was zwiſchen uns über dieſen Gegenſtand verhandelt wurde." —

Da der Lauf der Erzählung uns auf dieſe von Lord Byron eigenhändig niedergeſchriebenen Denkwürdigkeiten zurückgeführt hat, ſo mag alsbald dasjenige nachgeholt werden, was im zehnten Kapitel des erſten Bandes unerwähnt gelaſſen worden. Nur Bruchſtücke dieſer Memoiren theilt Moore mit, und einiges Andere iſt durch Washington Irving bekannt geworden, welcher dieſelben geſehen hat. Es iſt deſſenungeachtet wahrſcheinlich, daß die Handſchrift noch einſt zum Vorſchein kommen wird, weil aus manchen Andeutungen hervorgeht, daß nicht nur Mrs. Leigh eine Abſchrift beſaß, ſondern daß eine ſolche ſich auch noch in den Händen einer dritten Perſon befindet. Byron ſelbſt hatte, wie er am 13. Juli

1820 an Moore ſchreibt, Nichts dagegen; ja er wünſchte es ſogar, daß eine genaue Abſchrift von den Memoiren genommen und in ehrenwerthe Hände niedergelegt werde, für den Fall, daß durch Zufall das Original verloren ginge. Ohne Zweifel wird Moore dieſer Abſicht entſprochen haben, wenn er auch abſichtlich davon Nichts erwähnt.

Nach der übereinſtimmenden Ausſage Aller, welche dieſe Denkwürdigkeiten geleſen haben, iſt der Verluſt derſelben nicht zu bedauern, weil die nicht bekannt gewordenen Theile faſt nur Schmähungen damals noch lebender Perſonen, und namentlich ſeiner Schwiegeraltern enthielten, alſo gegenwärtig nur wenig Intereſſe für uns haben würden. Dasjenige, was man beſonders darin ſuchen würde, nämlich Aufklärung über die eigentliche Urſache der Trennung von Lady Byron, enthielten, wie Moore auf's Beſtimmteſte verſichert, dieſe Aufzeichnungen nicht. Die Fülle der Briefe, Tagebuchnotizen und Erzählungen der verſchiedenſten Perſonen von den Unterhaltungen, welche ſie mit Byron über deſſen intimſte Angelegenheiten geführt haben, iſt überdies ſo groß, daß die Kenntniß ſeines Charakters durch jene Memoiren gewiß nur ſehr unweſentlich hätte erweitert oder berichtigt werden können. Wir können alſo im Ganzen wohl damit zufrieden ſein, daß Moore einen Akt der Selbſt-

verleugnung übte, welcher eigentlich von Lord Byron ſelbſt hätte ausgehen ſollen.

Bei dem Mittagsmahle, welches der Uebergabe jener merkwürdigen Papiere folgte, hatte Moore nochmals Gelegenheit, die Gräfin Giuccioli zu ſehen und zu ſprechen, und auch diesmal machte ihre äußere Erſcheinung und die Anmuth und Freiheit ihres Benehmens wiederum den vortheilhafteſten Eindruck auf ihn. Beim Abſchiede begleitete Byron den Freund noch einige Meilen weit, und ſie trennten ſich dann, um einander im Leben nicht wieder zu ſehen.

Daß Byron, mit ſeiner Geliebten zurückbleibend nicht ein ununterbrochen idylliſches Schäferleben führen konnte, braucht kaum geſagt zu werden. Daran hinderte ihn ſchon ſein unruhiges launiges Temperament. Aber auch abgeſehen davon, laſſen die Geſetze der Sittlichkeit und der Sitte ſich nicht ungeſtraft übertreten, und wenn wir auch im Rauſch der Leidenſchaft das ſüße Gift wie einen labenden Trank einſchlürfen, — die böſe Natur des Genuſſes macht ſich bald genug fühlbar. Wer die geheiligten Bande der Ehe und der Familie als eine drückende Laſt empfindet, der wird nun und nimmermehr durch die loſen Ketten einer ehebrecheriſchen Neigung auf die Dauer ſich feſſeln laſſen. Auch fehlte es nicht an Verdrießlichkeiten äußerer Art, welche als natürliche

Folgen ſolcher Zuſtände das Ihrige dazu beitrugen, um ihn zu verſtimmen.

Graf Giuccioli forderte ſeine Gattin zurück. Byron mußte ſie abreiſen laſſen, und die junge Frau wußte eine äußerliche Verſöhnung mit ihrem Gemahl zu Stande zu bringen. Der Lord war im erſten aufbrauſenden Aerger entſchloſſen, Italien zu verlaſſen und für immer nach England zurückzukehren, wo Geſchäfte der mannigfachſten Art ſeine Gegenwart erheiſchten. Alles war gepackt. Die Gondeln mit den Koffern lagen vor der Thür. Nur die Waffen waren noch nicht reiſefertig gemacht. Da überfällt ihn eine unbezwingliche Unruhe. Er kann zu keinem Entſchluß kommen. Wenn es Ein Uhr ſchlägt, bevor Alles fertig iſt, will er die Reiſe aufgeben. In unbewußter Abſichtlichkeit verzögert er die letzten Anſtalten. Es ſchlägt ein Uhr. Da befiehlt er die Sachen in's Haus zurück zu ſchaffen, und auszupacken, — und bald iſt er der Geliebten nach Ravenna nachgereiſt.

Solche Momente, wo es ihm unmöglich ſcheint, ſich von ihr loszureißen, wechſeln mit andern, wo er leichtfertiger über ſein Verhältniß zur Gräfin ſpricht, als man von irgend einem andern Menſchen unter ſolchen Umſtänden erwarten ſollte. Am 29. Oktober ſchreibt er an Hoppner: „Was Sie von den langen Abenden in

La Mira und Venedig ſagen, erinnert mich an das, was ein Freund gegen unſern Thomas Moore äußerte: „Ihr habt alſo, wie ich höre, eine hübſche Frau genommen, die noch dazu gut und liebenswürdig iſt. Bitte, ſagt mir, wie bringt Ihr nun Eure Abende zu?“ Das iſt eine verteufelte Frage, und vielleicht eben ſo ſchwer zu beantworten, wenn von einer Frau als wenn von einer Geliebten die Rede iſt!“ Und von Ravenna aus ſchreibt er am 31. December 1819: „Ich war genöthigt, am Tage nach meiner Ankunft in voller Uniform in einer Geſellſchaft von 200—300 Perſonen bei dem Marquis Cavalli zu erſcheinen. Mehr Jugend und Schönheit und Diamanten ſind bei den Weibern in Eurem See-Sodom ſeit 50 Jahren nicht geſehen worden. Die Gräfin Giuccioli ſchien darauf auszugehen, mit ihrem fremden Liebhaber ſo viel wie möglich vor den Leuten zu paradiren; und fürwahr, wenn ſie ſelbſt ſich aus dem Skandal eine Ehre macht, ſo iſt es nicht meine Sache, verſchämt zu thun. — Niemand ſchien Anſtoß daran zu nehmen, im Gegentheil freuten ſich beſonders die Damen an dem vortrefflichen Beiſpiele, das ſie vor ſich ſahen. Der Vicelegat und alle andern Vices waren ſo höflich, wie man nur ſein kann, und ich ſah mich genöthigt, meine Zurückhaltung fahren zu laſſen, und mit der Dame am Arm den Cicisbeo zu ſpielen ſo

gut es gehen wollte. Es ſcheint, man hatte ausgeſprengt, ich habe die Giuccioli ſitzen laſſen, und ſie wollte die Welt nun wohl augenfällig von dem Gegentheil überzeugen, denn das „Sitzenlaſſen“ iſt das größte Unglück, welches einer Dame unter dieſem Himmelsſtrich begegnen kann. — — — Folgender Vorfall wird Euch lachen machen: Eines Abends gerieth die Gräfin über den Don Juan, an dem ich gerade arbeitete, und ganz zufällig fiel ihr die 137. Strophe des erſten Geſanges in die Augen, und ſie fragte, was das heiße? Ich ſagte auf italieniſch, im Sinne des Gedichtes mit einigem Nachdruck: „O Gott, Madame, Ihr Gatte kommt!“ und ſie fuhr in größtem Schreck in die Höhe, weil ſie glaubte, es ſei von ihrem eignen Manne die Rede, der im Theater ſein ſollte. Natürlich ergötzten wir uns gar ſehr über dies Mißverſtändniß, ſobald es klar wurde.“

Neuntes Kapitel.

Dichteriſche und politiſche Thätigkeit in dieſer Zeit.

Dieſer Schrecken, welcher der jungen Frau durch eine Stelle des Don Juan verurſacht wurde, war nicht

das Einzige, was sie in diesem Gedichte unangenehm berührte, vielmehr war ihr das ganze Werk und der leichtfertige Ton, in welchem über Liebesverhältnisse darin gesprochen wird, im höchsten Maße zuwider. Gerade wegen der schiefen Stellung, in welche sie sich sogar in der Meinung ihrer Landsmänninen dadurch gesetzt hatte, daß sie in Lord Byron's Gesellschaft das Haus ihres Gatten verließ, war sie um so empfindlicher gegen Alles, was geeignet war, ihr die Größe des Fehltrittes klar zu machen, zu welchem sie sich hatte fortreißen lassen. Sie selbst erblickte ihr Verhältniß zu Lord Byron in einem poetischen Lichte. Ihre eigenen Aufzeichnungen geben davon Zeugniß. Einen hochbegabten edlen Dichter wollte sie durch ihre Liebe aus den Netzen gemeiner Sinnlichkeit erlösen und zu einem schönern und reinen Liebesleben zurückführen. Zugleich wollte sie auch auf seine Werke wie eine Muse verklärend wirken, und ihn aus den niedern Kreisen des Beppo und Don Juan in die reineren und höheren Gebiete des Parnassus zurückführen. An diese hohen Vorsätze und Empfindungen klammerte sie sich um so fester an, als ihr klar werden mußte, daß sie von den Landsleuten ihres Geliebten doch nur für eine von den vielen Maitressen angesehen wurde, mit denen Lord Byron beständig zu wechseln liebte. Um nun dieser Mißachtung gegenüber in ihren

eigenen Augen ſich in der angenommenen moraliſchen Stellung zu befeſtigen, beſtürmte ſie vor allen Dingen Lord Byron, den Don Juan, der beim Beginn ihres Liebesverhältniſſes über die erſten Geſänge noch nicht hinausgeführt war, nicht weiter fortzuſetzen. Byron war ſchwach genug, ſich ein ſolches Verſprechen ablocken zu laſſen, und um der Geliebten noch mehr gefällig zu ſein, ſchrieb er auf ihr Andringen die Prophezeiungen des Dante, und überſetzte allerlei Stücke aus italieniſchen Dichtern mit großer Sorgfalt. Er ſelbſt bildete ſich, wie man aus ſeinen Briefen ſieht, auf dieſe Arbeiten viel ein, allein dem Publikum konnte er damit keinen Beifall abgewinnen, und auch heute werden dieſe Stücke wohl meiſt ungeleſen bleiben. Die Ueberſetzung der berühmten Erzählung von dem Liebesſchickſale der Francesca da Rimini iſt ebenſo treu als poetiſch, und läßt bedauern, daß die Auswahl der andern Stücke italieniſcher Dichter auf minder intereſſante Werke gefallen iſt. Byron ſelbſt betrachtete dieſe Dinge nur als Nothbehelf, um die Zeit auszufüllen, in welcher er weit lieber mit der Fortſetzung des Don Juan ſich beſchäftigt hätte, und es kam dann auch bald ein Vergleich zu ſtande, mittelſt deſſen ihm geſtattet wurde, ſein Epos weiter zu führen, unter der Bedingung, ſich im Verlauf deſſelben alles Schlüpfrigen ſorgfältig zu enthalten. Wir wiſſen bereits, daß der Dichter dieſe

Bedingung in der zweiten Hälfte des fertig gewordenen Theiles auch genau erfüllt hat.

Ebenso wie auf Don Juan hat auch auf einen Theil der dramatischen Werke, welche mit Ausnahme von Manfred sämmtlich in der Zeit zwischen 1820 bis 1822 entstanden, die Gräfin Therese einen unverkennbaren Einfluß geübt, namentlich auf die beiden der venetianischen Geschichte entnommenen Trauerspiele: „Marino Faliero“ und „Die beiden Foscari“, indem sie ihn aufforderte, recht viele auf die nationale Bewegung der Italiener bezügliche Stellen in diesen Stücken anzubringen.

Es versteht sich von selbst, daß die junge Frau Alles aufbot, um dem Dichter seinen Aufenthalt in Ferrara angenehm zu machen, und merkwürdiger Weise wurde sie in diesem Bestreben von ihrem eignen Vater und ihrem Bruder, den beiden Grafen Gamba, auf's Eifrigste unterstützt. Das gelang denn auch so gut, daß Byron wiederholt erklärt hat, er habe außer in Griechenland sich nirgends so wohl befunden, wie in Ravenna. Die Bevölkerung erschien ihm gutartig und umgänglich, die Frauen schön, und an Bildung und Freisinnigkeit stellte er die Romagnesen über alle andern Italiener. Sehr behaglich war es ihm auch, daß keine englischen Touristen nach Ravenna kamen, und so hatte er sich alsbald mit seinem ganzen Anhange von Dienern,

Hunden, Pferden, Affen und andern wilden und zahmen Thieren daſelbſt eingerichtet, und theilte ſeine Zeit zwiſchen poetiſchen Arbeiten, Reiten, Piſtolenſchießen, und dem Umgange mit der Geliebten.

Allein bei alledem vermißte er doch das aufregende Moment, welches bisher niemals in ſeinem Leben gefehlt hatte. Der verbotene Verkehr mit Thereſe konnte dies nicht erſetzen, weil Mann und Vater und Bruder ſich ſtillſchweigend einverſtanden erklärten, und es alſo an Schwierigkeiten und Hinderniſſen fehlte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß er auf das politiſche Treiben verfiel, und die Emotionen, die er ſuchte und wünſchte, in demſelben fand.

Schon damals waren die Italiener Einer wie Alle von Wuth und Scham darüber erfüllt, daß ein großer Theil ihres ſchönen Landes unter öſterreichiſchem Drucke ſchmachten mußte, und es wurden bereits die erſten Fäden zu der großen Verſchwörung geſponnen, welche die Einigung Italiens herbeizuführen bezweckte. In jenen Tagen war es die Verbindung der Carbonari, welche, in Neapel entſtanden, ſich bald auf die übrigen italieniſchen Landſchaften ausgebreitet hatte.

Der Freimaurerei nachgebildet, zählte dieſer Orden faſt Alles was auf Rang und Bildung Anſpruch machte, zu Mitgliedern, und auch die Gambas waren

eifrig in dieſer Richtung thätig. Lord Byron ließ ſich gar bald in dieſe Verbindungen mit hineinziehen, und wenn er auch niemals wirkliches Mitglied derſelben geworden iſt, ſo geht doch aus ſeinen Briefen an die Freunde nach England deutlich hervor, daß er für die Zwecke der Verſchwörer ſein Haus förmlich zu einem Zeughauſe gemacht hatte, wo Hunderte von Gewehren und Waffen aller Art für den Augenblick eines Ausbruchs in Bereitſchaft ſtanden. Seine Schränke und Schübe waren mit ihren Proklamationen und Eidesformeln angefüllt. Auch war der Haß gegen die öſterreichiſche Unterdrückung bei ihm natürlich, und floß aus derſelben Anſchauungsweiſe, welche ihn die Vertreibung Napoleon's wie ein europäiſches Unglück betrachten ließ, weil, wie er es anſah, man nur eine Knechtſchaft mit der andern vertauſcht hatte. Und wenn die übrigen Staaten unſeres Erdtheils wenigſtens von ihren eigenen Landsleuten tyranniſirt wurden, und „angeſtammte" Unterdrücker hatten, ſo waren die Italiener doppelt beklagenswerth, weil ſie fremden Herren dienen mußten.

Erſt in unſern Tagen iſt die Abſcheulichkeit dieſer Fremdherrſchaft vollſtändig zum Bewußtſein der Welt gekommen. In der Zeit aber, von welcher wir reden, hatte Kaiſer Franz es auf ſehr kluge Weiſe verſtanden, ſich mit dem Scheine eines väterlichen Biedermannes zu

umgeben, während ſein wahrer Charakter von Milde und Duldung weit entfernt war. Man braucht nur an Silvio Pellico ſich zu erinnern, und an jenen zum Tode verurtheilten italieniſchen Grafen, den er mit der Maßgabe begnadigte, daß derſelbe an ſeinem jedesmaligen Geburtstage Stockſchläge empfangen ſollte. Die päbſtliche Regierung, welche im vorliegenden Falle unſerem Dichter und den Gambas gegenüber auftritt, war eben weiter nichts als die gehorſame Dienerin des öſterreichiſchen Gouvernements, und ſo konnte es nicht fehlen, daß das Gebahren dieſer Machthaber in Byron's Herzen den tiefſten und grimmigſten Haß erzeugen mußte. Dazu kam, daß er auch über perſönliche Vexationen ſich zu beklagen hatte. Man wünſchte ihn aus dem Lande zu entfernen, getraute ſich aber nicht, die Perſon eines Pairs von England unmittelbar anzugreifen. Man umgab ihn daher mit Spionen, öffnete ſeine Briefe, oder unterſchlug dieſelben wohl gar, und in höchſt poſſirlicher Wuth hierüber ſchrieb er nun in ſeine Berichte nach England mitten hinein mit großen Buchſtaben: „Die öſterreichiſche Regierung Spitzbuben! Die öſterreichiſchen Poſtbeamten Hallunken! Ich weiß, daß ſie meinen Brief aufmachen und dies leſen! Darum ſchreibe ich es eben!“

Dieſe Erbitterung war ganz geeignet, Lord Byron

in die rechte Stimmung zu verſetzen um Gedichte mit politiſcher Tendenz zu verfaſſen, und darin ſeiner Geliebten, die dies eifrig wünſchte, ſich gefällig zu erzeigen, und ſeine beiden Dramen „Marino Faliero“ und „die beiden Foscari“ würdigt man nur dann richtig, wenn man ſie hauptſächlich als politiſche Parteiſchriften beurtheilt. Als Dramen, an und für ſich betrachtet, ſind ſie keineswegs bedeutend. Byron's Genius war kein dramatiſcher, ſondern im weſentlichen ein lyriſcher und ſatyriſcher. Deshalb haben auch ſeine Theaterſtücke ſich niemals der Gunſt des Publikums zu erfreuen gehabt, und ſie ſtehen bei den Engländern auch heut' in ſo geringem Anſehen, daß man ſie in den abgekürzten Ausgaben der Werke, welche die vorzüglichſten Werke des Dichters enthalten, fortläßt, und daß in einer mir vorliegenden kleinen engliſchen Literaturgeſchichte für Schulen, unter dem Abſchnitte „Byron“ ohne weiteres geſagt wird: Seine Tragödien ſind langweilig! —

Sehr richtig äußert Galt ſich*) über die eben genannten beiden Stücke: „Wären dieſelben“, ſagt er, „in italieniſcher Sprache geſchrieben, und hätte möglicher Weiſe eine Aufführung derſelben auf einem italieniſchen Theater ſtattfinden können, ſo wäre der Erfolg ein unge-

*) Life of Lord Byron by John Galt, p. 282.

heurer geweſen, denn die eigentliche Kraft und Gewalt dieſer Dichtungen liegt weder in der Charakteriſtik, noch in dem Spannenden der Handlung, ſondern in der politiſchen Tendenz und den politiſchen Anſpielungen, durch welche die Vergangenheit wie ein Spiegel benutzt wird, den der Dichter den Zeitgenoſſen vorhält.“ Allein auch abgeſehen von dieſer politiſchen Auffaſſung, enthalten die Dramen Stellen von der höchſten poetiſchen Schönheit, wenn gleich das höchſte tragiſche Verdienſt derſelben aus der Gewalt der politiſchen Indignation entſpringt, welche darin ihren Ausdruck findet. Auf dieſe Weiſe behält hier wie überall in Byron's Dichtungen das ſubjective Moment die Oberhand, und dies iſt auch daran Schuld, daß der Dichter durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er ſich bei Darlegung ſeiner Empfindungen gehen läßt, verleitet worden iſt, den Stücken eine für die Aufführung übergroße Ausdehnung zu geben. Galt ſchließt ſein Urtheil mit der Bemerkung, daß es für einen geſchickten Dramaturgen nicht ſchwer ſein würde, aus dem Drittheil von Marino Faliero ein Trauerſpiel zu formen, welches der Bühne Ehre machen würde. Merkwürdiger Weiſe ſpricht Goethe ſich in ganz ähnlicher Art darüber aus: Er ſagt: „Man müßte Marino Faliero oft durchleſen, ſich den Inhalt der einzelnen Scenen ganz aneignen, und dieſelben alsdann

aus dem Gedächtniß kurz reproduciren, um ein vorzügliches Stück zu erhalten. — " Den Glanzpunkt des Stückes bildet der Charakter der jungen Gemalin des alten Dogen. Die reine Unbefangenheit der jungfräulichen Neigung zu dem greisen Helden, dem sie vermählt wird, macht, daß diese Angiolina zu den besten Schöpfungen Lord Byron's gezählt werden muß. — Um einen äußerlichen Umstand zu berühren, so ist die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher der Dichter dieses, so wie alle andern von ihm verfaßten Dramen niederschrieb, bei dieser Gattung von Werken noch viel mehr zu bewundern als bei seinen sonstigen Gedichten, weil die Strenge der Form, und der genaue Zusammenhang, in welchem hier jeder Theil zum Ganzen stehen muß, ein bedächtiges und langsames Erwägen mehr als irgend wo anders zu erfordern scheinen. Byron's Genialität spottete aber auch dieser Schranke. Er hat außer dem Manfred folgende Stücke verfaßt:

Marino Faliero, begonnen den 4. April, beendet den 16. Juli 1820; Sardanapal, 18. Januar bis 13. Mai 1821; Die beiden Foscari, 11. Juni bis 10. Juli 1821; Cain, 16. Juli bis 19. September 1821; Himmel und Erde, im Oktober 1821; Der verwandelte Mißgeborene, ebenfalls 1821; Werner, 18. Dezember 1821 bis 10. Januar 1822.

Wir können alle dieſe Werke um ſo kürzer beſprechen, als ſie mit Ausnahme von Cain und Manfred jetzt wenig mehr geleſen werden. Sie zerfallen in zwei weſentlich verſchiedene Klaſſen. Marino Faliero, die Foscari, Sardanapal und Werner ſollten nach Byron's Abſicht offenbar regelmäßige, möglichſt klaſſiſche Tragödien ſein, von ſtrengſter künſtleriſcher Form, wogegen Cain, Himmel und Erde, und der Mißgeborene den phantaſtiſchen, Fauſt-Manfred'ſchen Charakter tragen.

Bei jenen erſten hiſtoriſchen Tragödien hat er ſich faſt ſklaviſch an die drei Einheiten gebunden, und auf dieſe Weiſe Zeugniß davon abgelegt, daß er mit ſeinem poetiſchen Gewiſſen und Bewußtſein eigentlich in der ſogenannten klaſſiſchen Periode der engliſchen Dichtkunſt wurzelte. Goethe ſagt darüber: „Lord Byron hat den Grund des Geſetzes der Einheiten ſo wenig verſtanden, als die übrige Welt. Das Faßliche iſt der Grund, und die drei Einheiten ſind nur in ſofern gut, als dieſe dadurch erreicht wird.“ Dies Urtheil wird am beſten durch Byron's eigene Worte beſtätigt, welche beweiſen, daß er mehr einem dunklen Gefühl, als einer wiſſenſchaftlichen oder äſthetiſchen Ueberzeugung folgte, wenn er an jenen alten Regeln feſthielt.

„Die Franzoſen,“ ſagt er, „machen ſich mit Recht darüber luſtig, daß bei uns die Helden im erſten Acte Kinder und im letzten Greiſe ſind. Ich war von jeher

ein Freund der Einheiten, und glaube, daß es nie an Gegenſtänden fehlen wird, die man ſtreng nach dieſem Prinzip behandeln kann. Daß die Beobachtung der Regeln ein Fehler ſei, kann vernünftiger Weiſe Niemand behaupten. Was z. B. hat man an Alfieri auszuſetzen, der ſich niemals von den Regeln der Alten entfernt?"

Man ſieht, von einem tieferen Eingehen in die Sache iſt nicht die Rede. Ueberhaupt kann man ſagen, daß nur bei ſehr einfachen Stoffen die Beobachtung der Regeln möglich und wünſchenswerth iſt, und daß wir der aus dem Gegenſtande fließenden Nothwendigkeit ebenſowohl wie dem Genie des Dichters geſtatten müſſen, ſelbſt die Grenze zu beſtimmen, in wie weit die innere Einheit und Wahrſcheinlichkeit im Stande iſt, die äußeren Einheiten zu erſetzen. Daß Goethe und Shakeſpeare ihren eigenen Weg gingen, dafür haben wir alle Urſache, dem Genius der Dichtkunſt dankbar zu ſein.

Uebrigens waren ſeine Ideen über dieſe Einheiten nicht das einzige Mißverſtändniß, welches Byron verhinderte, auf dem Gebiete des Drama das Höchſte zu erreichen. Das beweiſt ohne Weiteres der große Widerwillen, den er fortwährend und immer von Neuem gegen jeden Verſuch äußerte, ſeine Stücke aufzuführen, und die Wuth, in die er gerieth, als die Engländer den Marino Faliero dennoch auf die Bühne brachten.

„Ich muß," ſchreibt er am 19. Januar 1821, „mir ernſtlich erbitten, daß die Herren Theaterdirectoren mein Drama in Ruhe laſſen. Es iſt kein Stück für die Bühne. Ihnen wird es Nichts helfen, den Verleger wird es ruiniren, und mich unglücklich machen. Ein ſolches Verfahren iſt nicht höflich, es iſt kaum anſtändig, daß man ſich der Werke eines Mannes wider deſſen Willen für die Hampelmänner auf den Brettern bemächtigt. — — Es iſt wirklich hart, daß ich dieſe Poſſenreißer mir nicht vom Halſe ſchaffen kann, und daß ſie mich mit Gewalt plündern und aufführen wollen, während tauſende von verdienten Männern weder einen Verleger, noch einen Theaterunternehmer für ihre Werke auftreiben können. — — Gott helfe mir! weil ich weit entfernt bin, behandelt man mich wie einen Leichnam, oder wie einen Verrückten, und ich kann mich auf Niemand verlaſſen."

In der Unterhaltung mit Capitain Medwin motivirte er ſeinen Widerwillen gegen jede Aufführung ſeiner Dramen folgendermaßen: „Als ich mich zuerſt mit der Direction des Drury-Lane-Theaters einließ, hatte ich die Idee, ſelbſt für die Bühne zu ſchreiben, aber bald mußte ich dem beiſtimmen, was Pope hierüber ſagt: Wer wird ſich zu dieſen Bühnenplackereien herablaſſen, um ſich den Launen und Einfällen und der Geſchmackloſigkeit des

Zeitalters Preis zu geben? Demnächſt müßte man durchaus für beſtimmte Schauſpieler ſchreiben, deren Eigenthümlichkeiten ſtets im Auge behalten, dem erſten Liebhaber ſchmeicheln und dem Heldendarſteller die gehörige Anzahl Verſe herzuplärren geben. Wer möchte das Alles ertragen? Shakeſpeare hatte es darin leicht. Er war Schauſpieler von Beruf, und kannte alle Pfiffe des Gewerbes, und doch hatte er im Verhältniß bei Lebzeiten wenig Ruhm. — —“

Die Ausdrücke dieſes Widerwillens gegen die Bühnenaufführungen kommen immer wieder. Er ſendet keines ſeiner Dramen an Murray ohne die heftigſten Proteſte gegen die Theater, und bei den in der Fauſtmanier verfaßten freut er ſich jedes Mal wie ein Kind, daß nun doch an eine Aufführung nicht zu denken ſei.

In der That und Wahrheit hatte dieſe Sonderbarkeit einen tieferen Grund. Byron fühlte, ohne es ſich einzugeſtehen, daß dieſe Arbeiten der eigentlichen dramatiſchen Wirkung entbehren, denn ſonſt wäre ein ſolcher Widerwille ebenſo unerklärlich, als wenn der Componiſt einer Symphonie verbieten wollte, daß dieſelbe jemals durch das Orcheſter zu wirklichem Leben gebracht werde. Ein Drama iſt ein für alle Mal da, um aufgeführt zu werden, und das Stück, welches keine Aufführung verträgt, leidet an einem weſentlichen inneren Gebrechen. Hat

„Ich muß," ſchreibt er am 19. Januar 1821, „mir ernſtlich erbitten, daß die Herren Theaterdirectoren mein Drama in Ruhe laſſen. Es iſt kein Stück für die Bühne. Ihnen wird es Nichts helfen, den Verleger wird es ruiniren, und mich unglücklich machen. Ein ſolches Verfahren iſt nicht höflich, es iſt kaum anſtändig, daß man ſich der Werke eines Mannes wider deſſen Willen für die Hampelmänner auf den Brettern bemächtigt. — — Es iſt wirklich hart, daß ich dieſe Poſſenreißer mir nicht vom Halſe ſchaffen kann, und daß ſie mich mit Gewalt plündern und aufführen wollen, während tauſende von verdienten Männern weder einen Verleger, noch einen Theaterunternehmer für ihre Werke auftreiben können. — — Gott helfe mir! weil ich weit entfernt bin, behandelt man mich wie einen Leichnam, oder wie einen Verrückten, und ich kann mich auf Niemand verlaſſen."

In der Unterhaltung mit Capitain Medwin motivirte er ſeinen Widerwillen gegen jede Aufführung ſeiner Dramen folgendermaßen: „Als ich mich zuerſt mit der Direction des Drury-Lane-Theaters einließ, hatte ich die Idee, ſelbſt für die Bühne zu ſchreiben, aber bald mußte ich dem beiſtimmen, was Pope hierüber ſagt: Wer wird ſich zu dieſen Bühnenplackereien herablaſſen, um ſich den Launen und Einfällen und der Geſchmackloſigkeit des

Zeitalters Preis zu geben? Demnächſt müßte man durchaus für beſtimmte Schauſpieler ſchreiben, deren Eigenthümlichkeiten ſtets im Auge behalten, dem erſten Liebhaber ſchmeicheln und dem Heldendarſteller die gehörige Anzahl Verſe herzuplärren geben. Wer möchte das Alles ertragen? Shakeſpeare hatte es darin leicht. Er war Schauſpieler von Beruf, und kannte alle Pfiffe des Gewerbes, und doch hatte er im Verhältniß bei Lebzeiten wenig Ruhm. — —“

Die Ausdrücke dieſes Widerwillens gegen die Bühnenaufführungen kommen immer wieder. Er ſendet keines ſeiner Dramen an Murray ohne die heftigſten Proteſte gegen die Theater, und bei den in der Fauſtmanier verfaßten freut er ſich jedes Mal wie ein Kind, daß nun doch an eine Aufführung nicht zu denken ſei.

In der That und Wahrheit hatte dieſe Sonderbarkeit einen tieferen Grund. Byron fühlte, ohne es ſich einzugeſtehen, daß dieſe Arbeiten der eigentlichen dramatiſchen Wirkung entbehren, denn ſonſt wäre ein ſolcher Widerwille ebenſo unerklärlich, als wenn der Componiſt einer Symphonie verbieten wollte, daß dieſelbe jemals durch das Orcheſter zu wirklichem Leben gebracht werde. Ein Drama iſt ein für alle Mal da, um aufgeführt zu werden, und das Stück, welches keine Aufführung verträgt, leidet an einem weſentlichen inneren Gebrechen. Hat

doch Goethe ſogar den Fauſt auf die Bühne gebracht, weil er fühlte, daß man einem Drama, ſei es beſchaffen wie es wolle, ſtets einen Schimpf anthut, wenn man es für unaufführbar erklärt.

Der Fehler nun, welcher den Byron'ſchen Dramen hauptſächlich anhaftet, iſt der, daß er in ſeinen Stücken ſich nicht von der Art losmachen kann, wie er in ſeinen beſchreibenden Gedichten die Menſchen ſchildert. Hier malt er uns ſie gleichſam vor, er nennt ihre Eigenſchaften und erläutert dies durch ihre Reden und Handlungen. Der Dramatiker aber ſoll nicht ſagen, was ſeine Helden ſind, und wie ſie denken und fühlen, ſondern ſie ſollen vor uns hintreten, und wir ſelbſt wollen aus ihren Thaten und Worten uns ein Bild von ihrem Charakter entwerfen. Der Dialog, wo die Darlegung zweier Perſönlichkeiten durch das Gegeneinanderwirken ihrer Gedanken am beſten erfolgt, iſt daher das weſentliche Moment des Dramas, und der Dialog iſt gerade Byron's ſchwächſte Seite. Auch in ſeinen Stücken reden die Helden fortwährend, und fortwährend von ſich ſelbſt, und die Handlung, die uns intereſſiren ſoll, wird von den langen Reden übertönt.

Uebrigens iſt es bei dieſen Byron'ſchen Dramen nicht ſowohl das Vorhandenſein beſtimmter Fehler, als das Fehlen von einem unbeſtimmten Etwas, welches

ſie nicht zur Wirkung kommen läßt. Man fühlt beſtändig, daß der Verfaſſer von Haus aus nicht eine dramatiſche Natur iſt, ſondern daß er ſich ſelbſt und ſein Talent ganz richtig beurtheilt, wenn er im Don Juan ſagt: „Beſchreibung iſt mein Forte!“ Auch daß er mit ſeinen Dramen keine Siege erfocht, ſpricht er in demſelben Gedichte ſehr humoriſtiſch aus, wo es heißt: „Man hat mich eine hübſche Zeit lang den großen Napoleon im Reich der Reime genannt. Aber Faliero war mein Leipzig, und Cain ſcheint das Belle Alliance für mich werden zu ſollen!“

Die beiden Foscari leiden, abgeſehen von alle dem, noch an dem unerträglichen Fehler, daß faſt alle Scenen des Stückes ſich begeben, während der Held zur Folter geführt, oder von der Folter faſt zu Tode gemartert zurückgeführt wird. Wenige Menſchen beſitzen Nervenſtärke genug, dergleichen mit Genuß zu leſen oder zu ſehen! —

Sardanapal, welchen Macaulay faſt am tiefſten herabſetzt, ſcheint uns im Gegentheil noch das intereſſanteſte von den hiſtoriſchen Stücken. Der aſſyriſche König, in deſſen Charakter er die Gegenſätze vorlegt, welche in ſeinem eigenen Charakter ſich finden: hohe Begabung, und die Fähigkeit, in erregten Momenten ſich zu großartigen Entſchlüſſen zu erheben, bei großer Schlaffheit

einer ſinnlichen Natur — hier hatte er einen Gegenſtand, wie er ihn liebte. Die Königin trägt ebenſo offenbar viele Züge Lady Byron's, die mit wehmüthiger Verehrung, und ohne alle Beimiſchung von Haß und Spott hier geſchildert wird. In der Jonierin Myrrha iſt die Guiccioli nicht zu verkennen.

Einen Hauptfehler dieſes Stückes möchte man darin finden, daß das Colorit der Zeit nicht eingehalten iſt. Die Perſonen, und namentlich die Griechin, reden nicht, als ob wir in das neunte Jahrhundert vor Chriſtus verſetzt werden ſollten, ſondern wir glauben uns vielmehr der klaſſiſchen Zeit des Perikles nahe zu befinden.

Werner iſt die Bearbeitung einer Erzählung von Harjet Lee. Byron hat Nichts weiter dabei gethan, als daß er eine Novelle dramatiſirt hat. Bereits 1815 hatte er den Plan zu dieſer Arbeit gefaßt, und auch mit der Ausführung begonnen. Gegen die Aufführung proteſtirte er hier ſo heftig wie überall. Deſſenungeachtet kam das Stück auf die Bühne, und es iſt das einzige von ſeinen Dramen, welches ſich darauf erhalten hat.

Dieſe flüchtigen Bemerkungen mögen genügen. Es iſt möglich, daß Byron mit ſeiner unendlich hohen poetiſchen Begabung ſich bei längerem Leben auch der richtigen Art und Weiſe bemächtigt hätte, wie das Drama zu behandeln iſt; allein, wie die Sache jetzt liegt, müſſen

wir faſt bedauern, daß er ſtatt dieſer Werke uns nicht andere, ſeinem Genie mehr zuſagende geſchenkt hat.

Auch über die zweite Klaſſe der Dramen, Cain, Himmel und Erde und den Mißgeborenen, wollen wir uns möglich kurz faſſen.

In „Himmel und Erde“ wird die Sündfluth dramatiſirt. Der Verkehr der Engel mit den Menſchen, und der Untergang des Geſchlechtes wird uns vorgeführt. Da für den Ausdruck ſolcher, über das Aeußerſte hinausgehender Dinge Lord Byron die wahre Meiſterſchaft beſaß, ſo kann man ſich denken, daß die zarteſten und furchtbarſten Stellen uns hier begegnen, und daß einzelne derſelben uns zu vollſter Bewunderung hinreißen. Aber das Ganze bewegt ſich doch zu ſehr außerhalb der Faßlichkeit und verliert ſich in das maßlos Ungeheure. Wir treiben auf einem küſtenloſen ſturmbewegten Meere, und Angſt und Beklemmung laſſen zu keinem Genuß kommen.

Der Mißgeborene iſt ein Fragment, in welchem der Teufel auftritt, und einem Buckligen die Wahl unter den ſchönſten Geſtalten der Heroen läßt, um ſich mit einer derſelben zu umkleiden.

Die beſtändige Mißſtimmung über ſeine eigene Lahmheit hat den Anſtoß zu dieſer Idee gegeben, und die nie überwundene Wuth über die Art und Weiſe, wie er als Kind von der eigenen Mutter mit ſeinem Gebrechen

verhöhnt worden, ist die Muse, die ihn zu diesem Gedichte begeistert hat. Dasselbe ist ein Fragment geblieben, dessen Tendenz sich nicht vollständig übersehen läßt, so daß der Theil, welcher uns vorliegt, durchaus einen unbefriedigenden Eindruck zurückläßt. Goethe und Eckermann überbieten einander zwar in Bewunderung des Stückes, allein diese Bewunderung ist für uns ebenso unverständlich wie das Stück selbst.

Unter den Byron'schen Dramen ist jedoch neben Manfred noch Eins hervorzuheben, welches einer ausführlicheren Besprechung bedarf, nämlich „Cain, ein Mysterium."

Lord Byron dedicirte das Werk seinem Freunde Walter Scott, ließ jedoch mit Rücksicht auf den bedenklichen Inhalt zuvor durch Murray anfragen, ob auch die Widmung dem Verfasser des Waverley genehm sei. Scott schreibt deshalb am 4. Dec. 1821 an Murray: „Mit Gefühlen des größten Dankes nehme ich Lord Byron's schmeichelhaftes Anerbieten an, meinen Namen dem großen und erschütternden Drama Cain voranzusetzen. Vielleicht macht mich die mir zugedachte Ehre parteiisch für das Werk, aber ich wüßte nicht, daß des Dichters Muse je vorher zu so erhabenem Fluge sich aufgeschwungen hätte. Er stellt sich würdig an Milton's Seite, und noch dazu auf dessen eigensten Grund und Boden. Die Sprache

iſt theilweiſe kühn und mag bei vielen Leſern Anſtoß erregen, wie denn andere nicht ermangeln werden, aus Neid und Heuchelei ſich auf dieſelbe Seite zu ſtellen. Aber dann müſſen ſie folgerecht auch das verlorene Paradies verdammen — — die teufliſche Logik und die kühnen Gotteslästerungen Satans und ſeines Schülers führen den Erfolg herbei, auf den man gefaßt ſein muß: die Begehung des erſten Mordes und die Verzweiflung und den Untergang des Mörders — — —"

Hiemit iſt der Gegenſtand des Gedichtes zugleich bezeichnet. Den Inhalt und Gedankengang deſſelben ausführlicher auseinanderzuſetzen, iſt nicht die Abſicht. Das Gedicht iſt von tiefſinnigen Gedanken und Grübeleien ſo erfüllt, daß nur ein genaues und wiederholtes Studium den Leſer in den Stand ſetzt, ſich von dem Werke durchdringen zu laſſen. Im Ganzen ſtreng an die Bibel ſich haltend, behandelt der Dichter den erſten Brudermord in Form eines geiſterhaften Dramas. Allein nicht die Handlung iſt es, welche das Hauptintereſſe in Anſpruch nimmt, ſondern das Ganze macht vielmehr den Eindruck einer in poetiſche Form gekleideten Abhandlung über die Frage, wie es mit der göttlichen Liebe und Weisheit vereinbar ſei, daß die Sünde des erſten Menſchen an allen Menſchen geſtraft wird, und daß alle Menſchen ſterben müſſen, weil ihr Urvater Gottes Gebot übertreten hat.

Ob die Philoſophie und Theologie im Stande ſind, auf ſolche Fragen eine genügende Antwort zu geben, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen, aber ſicherlich iſt es nicht die Dichtkunſt, welcher die Löſung ſolcher Räthſel anheimfällt, und damit iſt zugleich ausgeſprochen, worin der Grundfehler des Werkes liegt, von dem wir reden. Der Teufel verführt Cain durch die Vorſpiegelung, daß er ihm die Zweifel löſen will, die ihn quälen. Er geleitet ihn durch die Weltenräume, zeigt ihm die Ueberreſte untergegangener Schöpfungen und läßt ihn die Kleinheit und Nichtigkeit ſeiner ſelbſt und der Erde, die wir für den Mittelpunkt der Schöpfung halten, erkennen. Er führt ihn in die Hölle und zeigt ihm das Schickſal der Geſchlechter, die vor der neuen Schöpfung gelebt haben. Durch Alles, was er hier ſieht, wird Cain mit Haß gegen Gott erfüllt, und als er, zur Oberwelt zurückgekehrt, ſeinen Bruder beim Opfer findet, will er die heilige Handlung nicht geſtatten. Im Streite hierüber wird Abel von ihm erſchlagen. Von ſeiner Mutter verflucht, entweicht Cain mit ſeinem Weibe, die ihm treu bleibt, in die Wüſte.

Wenn dieſe Andeutungen unklar befunden werden, ſo geben ſie nur ein Bild der Unklarheit wieder, welche unſtreitig in dem Gedichte herrſcht. Ein unerreichbares Ziel hatte der Dichter ſich geſteckt: die Auflöſung unlös-

barer Räthſel, unlösbar wenigſtens auf dem eingeſchlagenen Wege. Das Reſultat konnte deshalb kein klares werden! Aber im Einzelnen, im Erhabenen und Furchtbaren ſowohl, als im Rührenden und Sanften, z. B. bei der Schilderung der Muttergefühle Adah's iſt Unübertreffliches geleiſtet.

Der Fluch Eva's im dritten Akte läßt an Grauenhaftigkeit Alles hinter ſich, was uns von Ausbrüchen höchſter Wuth im Leben und in der Dichtung vorgekommen iſt. Aber ganz ächt im Charakter Byron's iſt es, daß die drei Schlußzeilen, welche dem furchtbaren Fluche den furchtbarſten Gipfel aufthürmen, von ihm erſt hinzugefügt wurden, als das Manuſcript bereits in den Händen des Druckers war. Er ſchickt dieſen Nachtrag dem Verleger mit folgenden Worten: „Hiebei noch einige Verſe, welche den zuletzt geſandten hinzugefügt werden müſſen. Das wird dann ein ſo hübſches Stück Verwünſchung für Euch abgeben, wie Ihr im Laufe Eures Geſchäftes nur jemals zu bekommen wünſchen könnt."

Das Erſcheinen von Cain wurde in England wie ein großes furchtbares Ereigniß, und von vielen Seiten wie ein förmliches Nationalunglück angeſehen und verſchrien. Die kritiſchen Journale konnten zwar nicht umhin die Schönheit und Erhabenheit des Gedichtes anzuerkennen und zu rühmen, aber eifrig verwahrten ſie ſich

vor jeder Theilnahme an den Gotteslästerlichkeiten, die es enthält. Und doch läßt sich die ganze Abgeschmacktheit solcher Auffassung nicht besser kennzeichnen, als durch Lord Byron's Frage: Wollen Sie etwa, daß der Satan reden soll wie der Bischof von London?

Das Tollste aber war Folgendes: Ein gewisser Benbow druckte das Gedicht nach. Mecmay wandte sich an den Lord Kanzler, um schleunigen Schutz für sein Eigenthumsrecht zu erlangen, der auf dem Wege des gewöhnlichen Prozesses zu spät gekommen wäre. Er wurde aber abgewiesen. Die Gründe des Erkenntnisses sind zu merkwürdig und charakterisiren die Beschränktheit der Engländer auf dem Gebiete der Denkfreiheit zu treffend, als daß wir nicht einen Theil derselben hier folgen lassen sollten: „Der Gerichtshof," heißt es, „bekennt in Uebereinstimmung mit allen andern Gerichtshöfen dieses Landes, daß Christlichkeit das Fundament aller englischen Gesetze ist. Auch der Schutz des buchhändlerischen Eigenthums beruht auf dieser Grundlage. Die vorliegende Veröffentlichung, wenn sie die Absicht hat, den Theil der heiligen Schrift, auf den sie sich bezieht, herabzusetzen und in Mißkredit zu bringen, ist — nach Maßgabe ähnlicher Vorgänge — nicht von der Art, daß dem beeinträchtigten Buchhändler wegen des Nachdrucks irgend welcher Schadenersatz zugesprochen werden könnte. Wenn

auf Milton's Werke Bezug genommen wird, so muß der Richter bemerken, daß er während der letzten Ferien das verlorene Paradies durchgelesen, aber durchaus den Eindruck empfangen hat, daß dieses Gedicht zur Verherrlichung der christlichen Religion geschrieben ist. Wäre das nicht der Fall, so würden allerdings manche Stellen von der Art sein, daß der Schutz der Gesetze sich nicht auf dieselben erstrecken könnte. — — Es fragt sich nun, ob Cain in seiner ganzen Tendenz ebenso unschuldig ist, wie Milton, mit dem man es vergleicht, und hiegegen hegt der Richter gerechte Zweifel. Es kann daher im Wege des außerordentlichen Verfahrens nichts zum Schutze eines solchen Werkes geschehen, und der Kläger muß an die gewöhnlichen Gerichte gewiesen werden — — "

Ein solcher Ausspruch kam damals in England, was den Erfolg betrifft, einer Rechtsverweigerung vollständig gleich, indem ein ordentlicher Gerichtsspruch erst nach vielen Jahren, und durch Aufwendung der allerunverhältnißmäßigsten Kosten zu erlangen gewesen wäre.

An solchen Beispielen können wir lernen, daß die englische Freiheit wohl dem Lande, aber selten dem Einzelnen in einer Art und Weise zu statten kommt, welche für uns, die wir an schnelle und billige Rechtspflege gewöhnt sind, viel Niederregendes hätte.

Was man nun auch im Allgemeinen über den

Werth der Byron'schen Dramen denken mag, so ist doch gewiß, daß es hauptsächlich der Glanz seiner sonstigen Productionen war, welcher dieselben verdunkelte, und daß, wenn ein anderer Dichter diese Dramen, und nichts weiter als dieselben, verfaßt hätte, demselben immerhin noch eine außergewöhnliche poetische Begabung zuzusprechen wäre.

Zehntes Kapitel.

Uebersiedelung nach Pisa.

Die carbonaristischen Verschwörungen waren entdeckt, und die durch dieselben erstrebten Erfolge für die Befreiung Italiens vereitelt.

Wie die östreichische und die von ihr abhängigen italienischen Regierungen gegen Alle wütheten, welche in diese Händel verflochten waren, ist bekannt.

Tausende der edelsten und gebildetsten Familien wurden unglücklich gemacht, indem man ihre Väter und ihre Brüder in die Verbannung und in die Kerker schickte. Byron schreibt hierüber in sein Tagebuch: „Die Neapolitaner haben sich selbst und alle Welt verrathen, und die Tapfern, welche so gern ihr Blut für Italien vergossen hätten, können dem unglücklichen Lande nur noch ihre Thränen weihen. Eines Tages, wenn mein Staub so

lange zuſammenhält, kann ich vielleicht einiges Licht auf die Verräthereien werfen, durch welche Italien in Barbarei zurückverſetzt wird. Gegenwärtig habe ich dazu weder Zeit noch Luſt. Die ächten Italiener ſind jedenfalls frei von Tadel. Ich ſelbſt habe mich mit den hieſigen in Gefahr begeben, ich hatte mein Haus voll Waffen für ſie. Aber komme, was da wolle, die Sache ſelbſt war eine ehrenvolle. Glücklich ſind die wenigen, welche ſich weiter nichts vorzuwerfen haben, als daß ſie dieſe Schufte für geringere Schufte hielten, als ſie wirklich waren. Hier in der Romagna mußten die Anſtrengungen ſich natürlich auf Vorbereitungen und gute Abſichten beſchränken, bis man den Deutſchen einen ebenbürtigen Feind hätte gegenüberſtellen können, denn wir liegen unmittelbar an ihren Gränzen, ohne eine einzige Feſtung oder Anhöhe. Ob die Hölle mit dieſen guten Vorſätzen gepflaſtert ſein wird, weiß ich nicht, aber wahrſcheinlich wird eine gute Menge Neapolitaner auf dieſem Pflaſter gehen müſſen, beſtehe es, woraus es wolle. Stücke Lava von ihrem Berge, mit den Leibern ihrer eignen verdammten Seelen als Kitt, wäre ein ganz paſſendes Trottoir für Satans Spaziergänge.

„Die Tyrannei der Regierung bricht jetzt bei uns los. Sie haben Tauſende aus den beſten Familien in den römiſchen Staaten verbannt. Da viele von meinen

beſten Freunden darunter ſind, ſo denke ich ſelbſt daran, mich fortzubegeben. Es wird Ihnen nicht unlieb ſein, zu hören, daß die Armen hieroris, da ſie hörten, ich wolle gehen, eine gemeinſchaftliche Bittſchrift an den Cardinal gerichtet haben, daß derſelbe mich zum Dableiben auffordern ſoll. Das macht weder ihnen, noch mir Schande. Aber den Behörden, die mich für ein Haupt der Verſchwörung anſehen, wird es nicht gefallen. Auch einen meiner italieniſchen Diener hatten ſie verhaftet, jedoch auf energiſches Einſchreiten meinerſeits bald wieder entlaſſen."

Unter denen, welche von den rachſüchtigen Unterdrückern der Verſchwörung ins Exil geſchickt wurden, ſtanden die Grafen Gamba, Vater und Sohn obenan. Sie galten für Haupträdelsführer. Um die Mitte des Juli (1821) ſchrieb die Gräfin Giuccioli in voller Verzweiflung an Lord Byron, und zeigte ihm an, daß ihr Vater, in deſſen Hauſe ſie ſich befand, den Befehl erhalten habe, binnen vierundzwanzig Stunden Ravenna zu verlaſſen, und daß auch ihr Bruder am andern Morgen abreiſen müſſe. Man gönnte indeſſen dem jungen Grafen auch dieſe kurze Friſt nicht, ſondern verhaftete ihn während der Nacht, und transportirte ihn über die Gränze. Auch der Gräfin wurde angedeutet, daß ſie ihren Verwandten folgen müſſe. „Das allein," ſchreibt ſie, „fehlte noch, um das Maß meiner Verzweiflung voll zu machen.

Hilf mir, mein Geliebter, denn ich befinde mich in der entſetzlichſten Lage, und ohne Dich kann ich zu keinem Entſchluſſe kommen. Man hat mir ſo eben angezeigt, daß ich vor Dienſtag Ravenna verlaſſen muß. Mein Gemahl hat ſich nach Rom gewendet, um einen Befehl auszuwirken, daß ich entweder zu ihm zurückkehren, oder in ein Kloſter gehen ſoll. Die Antwort wird täglich erwartet. Ich darf davon gegen Niemand ſprechen, ſondern muß ſuchen in der Nacht zu entfliehen, denn wenn mein Vorhaben ruchbar wird, ſo nimmt man mir meinen Paß, den ich durch eine beſondere Schickung der Vorſehung erhalten habe. Byron, ich bin in Verzweiflung, wenn ich Dich verlaſſen ſoll, ohne zu wiſſen, wann wir uns wieder ſehen werden — wenn es Dein Wille iſt, daß ich ſo entſetzlich leide, ſo bin ich entſchloſſen, zu bleiben. Man mag mich in ein Kloſter einſperren, aber dann kannſt Du mir nicht helfen, und ich kann Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß nicht, was man zu mir redet. Meine Aufregung überwältigt mich, — und warum? nicht wegen der Gefahr, die mir droht, ſondern allein, ich rufe den Himmel zum Zeugen an, allein, weil ich Dich verlaſſen muß! —"

Gegen Ende des Monats wurde die unglückliche junge Frau gezwungen, Ravenna zu verlaſſen, und erreichte, immer noch eine günſtigere Entſcheidung von Rom erwartend, ihre Verwandten in Florenz.

Wir haben geſehen, daß auch Byron ſelbſt den Behörden verdächtig war und daß man ſich ſeiner gern entledigt hätte. Das harte Verfahren gegen die Gamba'ſche Familie hatte hauptſächlich den Grund, daß man annahm, er werde ſeiner Geliebten ins Exil folgen; auch machte ihn die große Liebe und Anhänglichkeit, die er ſich bei den untern Volksklaſſen erworben hatte, in den Augen der Behörden gefährlich. Die römiſche Regierung hatte ſich nicht verrechnet. Schon am 25. Juli zeigt Byron ſeinem Freunde Hoppner an, daß er den Plan gefaßt habe, in Gemeinſchaft mit den Gambas nach der Schweiz auszuwandern, doch änderte er dieſen Entſchluß, ſobald er erfuhr, daß Shelley ſich grade damals in Piſa niedergelaſſen habe. Byron lud ſogleich den Freund aufs dringendſte zu ſich ein, und dieſer erſchien denn auch ſchon in den nächſten Tagen in Ravenna. Ueber ſeinen Aufenthalt daſelbſt hat er einen ausführlichen Bericht niedergeſchrieben, aus welchem Folgendes die intereſſanteſten Stellen ſind: „— — Lord Byron hatte ſich in Venedig faſt zu Grunde gerichtet, — und ohne das Liebesverhältniß mit der Giuccioli, das ihn gerettet hat, wäre er ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen geworden, denen er ſich mehr aus Schwäche und falſcher Eitelkeit, als aus Geſchmack hingegeben hatte. Armer Menſch! Jetzt iſt er wieder geſund und ſteckt bis über die Ohren in Politik

und Literatur. Er hat mir viel von der hieſigen Verſchwörung erzählt, doch das läßt ſich nicht dem Papiere anvertrauen. Wir ſprachen über Poeſie und dergleichen und waren, wie faſt immer, entgegengeſetzter Anſicht. Er vertheidigt ein Syſtem, welches nur geeignet iſt, Mittelmäßiges hervorzubringen, und obgleich alle ſeine beſſern Gedichte im graden Gegenſatz zu dieſem Syſtem gemacht ſind, ſo iſt doch z. B. in dem Dogen von Venedig der ſchädliche Einfluß deſſelben unverkennbar, und wenn er ſich nicht davon losſagt, wird es ihm bleibenden Schaden thun. Lord Byron hat ſich in jeder Beziehung gebeſſert, nach der Richtung ſeines Genies ebenſowohl, als in Bezug auf ſeine moraliſchen Anſichten, und ſeine Geſundheit und ſein inneres Wohlbefinden. Die Verbindung mit der Giuccioli iſt von unſchätzbarem Werth für ihn. Seine Lebensweiſe iſt glänzend, aber ſeinem Einkommen angemeſſen, welches jetzt ungefähr 4000 Lſt. beträgt, wovon er den vierten Theil zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Die böſen Leidenſchaften, die ihn ſonſt beherrſchten, ſcheint er jetzt überwunden zu haben und er wird noch ein tugendhafter Mann werden. Auch was er in Bezug auf die italiäniſche Verſchwörung gethan hat, kann ich nur loben und bewundern.

Er hat mir einen noch ungedruckten Geſang des Don Juan vorgeleſen. Dies Gedicht ſtellt ihn nicht blos über

ſondern weit über alle jetzt lebenden Dichter. Es iſt etwas ganz Neues in ſeiner Art und dabei über alle Maßen ſchön. Es mag Eitelkeit bei mir ſein, aber ich glaube daran die Früchte meiner beſtändigen Ermahnungen zu erkennen, daß er etwas Neues, ganz Neues ſchaffen müſſe. Lord Byron bewohnt eine glänzende Zimmerreihe im Palaſte des Grafen Giuccioli. Er hat zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und zehn Pferde. Alle dieſe Thiere (außer den Pferden) gehen im Hauſe herum, als ob ſie die Herren wären.

Wir reiten, wie gewöhnlich, jeden Abend mit einander aus, und üben uns im Piſtolenſchießen. Byron will mich durchaus nicht von ſich laſſen, indem er behauptet, ohne die Giuccioli oder mich werde er in ſeine alten ſchlechten Gewohnheiten zurückfallen. Ich ſuche ihn dann zur Vernunft zu bringen, und wie ich hoffe, mit Erfolg."

Soweit Shelley. — Wir täuſchen uns nicht, wenn wir aus dieſem Berichte den Schluß ziehen, daß Lord Byron ſich damals in einer Kriſis ſeines moraliſchen und phyſiſchen Lebens befand, welche, wenn ihm ein höheres Alter zu erreichen beſchieden worden, wahrſcheinlich dahin geführt hätte, ihn zu einem ganz anderen Menſchen zu machen. Die Wildheit der Jugendthorheiten, die bei den meiſten Menſchen mit dem Anfange der zwanziger Jahre ſich aus-

tobt, hatte bei ſeiner außerordentlichen und gewaltſam leidenſchaftlichen Natur mehr als zehn Jahre länger gebraucht, um ſich abzukühlen. Deſſenungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb, fühlte er ſich in dieſer Zeit unglücklicher als je. Denn wenn es ihm klar wurde, auf wie unwürdige Weiſe er bisher einen großen Theil ſeines Lebens und ſeiner Kräfte vergeudet, wie er durch ſeine ſo leichtfertig eingegangene Ehe die Quelle des Unglückes für mehr als Eine ihm nahe ſtehende Perſon geworden, ſo konnte es ihm auch nicht verborgen bleiben, daß er auf unverantwortliche Art eine ganze große Seite ſeiner Perſönlichkeit in keiner Weiſe zur Geltung gebracht habe.

Als Pair von England zur Theilnahme an der Geſetzgebung ſeines Landes, und an deſſen Verwaltung und Rechtſprechung berufen, hatte er dieſe Pflichten vollſtändig vernachläſſigt, und nur ein paar Mal, aus Eitelkeit mehr, als aus Gewiſſenhaftigkeit, im Hauſe der Lords ſich vernehmen laſſen. Er mußte ſich ſagen, daß neben der Ausbildung und Ausübung ſeiner hohen poetiſchen Begabung ihm Zeit genug geblieben wäre, ſeinen ſtaatsmänniſchen Obliegenheiten ebenfalls nachzukommen, wenn er nicht ſtatt deſſen ſeine Mußeſtunden mit Unwürdigkeiten aller Art ausgefüllt hätte*). Auch

*) Goethe nennt deshalb Byron's Gedichte: verhaltene Parlamentsreden.

ſagte er ſich alles das wirklich, und er fühlte das Bedürfniß, in der Welt nicht blos durch Reden und Dichten, ſondern auch durch Thaten und Handlungen zu wirken. Daß dies in ſeinem Vaterlande jetzt nicht geſchehen konnte, darin mußte er die Folgen ſeiner eigenen Verſchuldung beklagen, die ihn freilich unbarmherziger trafen als die meiſten Menſchen. Aber in dem fremden Lande, welches ihm faſt eine zweite Heimath geworden war, ſchien ſich nun die erwünſchte Gelegenheit zu ſolchem Wirken zu bieten. Ein ſchmählich geknechtetes Volk wollte ſich gegen fremde verabſcheute Unterdrücker erheben. Geheime Verbindungen ſollten einen allgemeinen Aufſtand vorbereiten. Mit Eifer ergriff er ſolchen Anlaß, um ſich an einem Werke zu betheiligen, welches ihm nach ſeiner ganzen Denkart groß und edel erſcheinen mußte.

Wirklich ſtürzte er ſich mit Leidenſchaft in dieſe Umtriebe und opferte ſeine Zeit den dadurch herbeigeführten Unterredungen und Correſpondenzen, und gab ſein Geld zur Anſchaffung von Waffen her. Da wird plötzlich der Plan, noch ehe er reif geworden, entdeckt. Seine Freunde gerathen in Gefangenſchaft und Verbannung, ſeiner eigenen Freiheit ſtellt man nach.

So war auch dieſe Ausſicht auf eine praktiſch politiſche Wirkſamkeit mit einem Schlage wieder vernichtet. Sein Leben kam ihm nun doppelt nichtig vor, und das

Tagebuch enthält am 22. Januar 1821, wo er 33 Jahr alt wurde, die nachstehende Grabschrift:

1821.
Hier ruht
begraben in der ewigen Vergessenheit,
von woher
keine Auferstehung der Tage ist,
wie auch es mit der Auferstehung des Staubes sich verhalten mag,
das 33. Jahr
eines übel verbrachten Lebens,
welches,
nachdem es viele Monate lang an schleichender
Krankheit gelitten,
in Starrsucht fiel,
und starb
am 22. Januar 1821 — a. D.,
zurücklassend einen Nachfolger
Untröstlich
über den Verlust, welchen sein Dasein
verursachte.

Daß übrigens seine Sehnsucht nach thätigem Eingreifen in das praktische Leben auf wirklicher Befähigung dazu beruhte, und nicht etwa auf der gewöhnlichen Selbsttäuschung schwacher Menschen, welche sich zu überreden pflegen, daß die Resultatlosigkeit ihres Lebens nur in mangelnder Gelegenheit ihren Grund habe, das wird uns klar, wenn wir bedenken, wie ruhig und unerschrocken Byron in gefährlichen Lagen sich stets benahm, z. B. in jener griechischen Höhle, oder bei dem drohenden Schiffbruch auf dem türkischen Fahrzeuge;

wie er mit größter Ausdauer auf ſeiner Reiſe Entbehrungen und Strapazen aller Art ertragen hatte. Aber auch zu augenblicklich wirkſamem Handeln konnte er ſich aufraffen, ſobald es darauf ankam. Den Behörden von Ravenna gegenüber hatte er es gezeigt, und neue Gelegenheit dazu bot ihm ein anderer Vorfall, der ihn auf's Tiefſte erſchüttern ſollte.

Da Lord Byron die Begebenheit, auf welche hier hingedeutet wird, in einigen herrlichen Strophen des Don Juan (5. Geſang 33—38) verewigt hat, ſo möge zur Vergleichung hier die Stelle aus einem Briefe Platz finden, in welchem er Thomas Moore von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzt, zugleich als neuer Beweis dafür, wie Alles, was um ihn her vorging, in ſeinem Geiſte ſchon Dichtung war; denn die Aenderungen, mittelſt deren er ſeinen flüchtig hingeworfenen Bericht in die erwähnten Stanzen verwandelte, ſind äußerſt geringfügig. Er ſchreibt:

„Ich öffene meinen Brief, um Ihnen eine Thatſache mitzutheilen, welche den Zuſtand, in dem das Land ſich befindet, beſſer offenbart, als ich es vermöchte. Der Commandant der Truppen liegt in dieſem Augenblicke todt in meinem Hauſe. Er wurde kurz nach 8 Uhr etwa zweihundert Schritt von meiner Hausthür erſchoſſen. Ich wollte eben meinen Ueberrock anziehen, um zur Gräfin zu gehen, als ich den Schuß hörte. Alle meine Leute

waren auf den Balkon getreten, und riefen mir zu, es ſei ein Mann ermordet. Ich lief ſofort hinunter und nahm Tita mit mir, denn die anderen waren uns nur im Wege. Wir fanden ihn im Verſcheiden, mit fünf Wunden, im Herzen, im Leibe, in der Hand und am Arme. Einige Soldaten ſpannten den Hahn, und wollten mich nicht vorbeilaſſen. Ich drang aber durch und fand den Adjutanten weinend über ſeinen Vorgeſetzten ausgeſtreckt. Ein Arzt und ein Prieſter ſtanden dabei. Den Commandanten ließen ſie die ganze Zeit auf dem harten kalten Pflaſter liegen. Alles war in Verwirrung und Rathloſigkeit.

Da Niemand etwas anderes thun konnte oder wollte als heulen und beten, und keiner einen Finger rührte, ihn aufzuheben, weil ſie ſich zu compromittiren fürchteten, ſo riß mir die Geduld. Ich ließ den Leichnam aufheben und in mein Quartier bringen, und ſchickte zum Cardinal, um ihn zu benachrichtigen.

Hilfe kam zu ſpät. Ich ließ ihn entkleiden, der Chirurg mußte die Wunden unterſuchen. Ich ſelbſt unterſuchte ſie, und ich fühlte ein Stück Blei unter der Haut. Er war mit zerhackten Kugeln erſchoſſen worden. Jedermann weiß ſehr wohl, daß man ihn wegen Verdachtes freiſinniger politiſcher Meinungen ermordet hat, aber niemand wagt es zu ſagen. Er rief noch:

O Gott, und Jeſus! und ſchien wenig gelitten zu haben. Der Aermſte! Er war ein braver Officier, hatte ſich aber bei dem Volke nicht beliebt gemacht. Mein Haus iſt voll Soldaten, Gensdarmen, Doctoren und Prieſtern und allen Arten von Menſchen — — — "

Da lag er, heißt es im Don Juan, ſeine alten ehrenvollen Wunden dicht neben den neuen, durch die er getödtet worden. Das alſo iſt der Tod! Ich forſchte in den Zügen, ob da etwas zu leſen wäre, um Auskunft zu erhalten, ob es Wahrheit oder Irrthum iſt, was wir von Tod und ewigem Leben glauben!

Auf dies traurige Ereigniß ſollte während Lord Byron's Aufenthalt in Ravenna noch ein freudiges folgen. Der treffliche Dichter Rogers war nach Italien gekommen, und hatte Byron erſucht, mit ihm zuſammenzutreffen. Sie wählten Bologna als Ort für ihr Rendezvous, und machten von da aus einen gemeinſchaftlichen Ausflug durch die Apenninen und nach Florenz. Rogers hat dieſes Zuſammentreffen durch ein herrliches Gedicht verewigt, welches ſich in ſeinen geſammelten Werken findet, und auch in Moore's Memoiren abgedruckt iſt.

Die Gräfin Giuccioli war mit ihrem Vater nach Piſa gezogen, und wohnte in deſſen Hauſe. Da auch Shelley in der Nähe war, ſo iſt es nicht zu verwundern,

daß dieſe Magneten ſich ſtark genug zeigten, um unſern Dichter nach ſich zu ziehen. Er ſiedelte denn auch im Herbſt 1821 nach Piſa über.

Das war übrigens kein ganz leichtes Werk, denn die Menge der Diener und Hausthiere, der Bücher und Möbel, die er mit ſich führte, machten eine ganze Wagenreihe für den Transport dieſer Caravane nöthig, und Capitain Medwin ſagt, das Heergeräthe ſei von ſolchem Umfange geweſen, daß darauf der römiſche Ausdruck impedimenta wohl Anwendung gefunden habe.

Zur Wohnung miethete er für ſich den Palaſt des alten Geſchlechts der Lanfranchi. Ein ſchweres düſteres Gebäude, welches nach einer Zeichnung des Michael Angelo aufgeführt ſein ſoll. Nur das erſte Stockwerk dieſes weiten Baues bezog er. Die übrigen Räume ſtanden leer, und erregten das Grauen der Dienerſchaft, welche Nachts geſpenſtiſchen Lärm darin zu hören glaubte.

Byron führte hier ein ſehr einförmiges Leben. Billardſpielen, Unterhaltungen mit Shelley und einigen wenigen andern Perſonen, Lectüre und Schreiben bildete ſeine Beſchäftigung. Wenn es kühl wurde, fuhr er oder ritt er aus, gewöhnlich um ſich mit Shelley im Piſtolenſchießen nach Geldſtücken zu üben. Es geſchah dies in der Nähe eines Bauernhauſes. Der Bauer er-

hielt die getroffenen Thalerstücke, und sammelte sich auf diese Weise eine ganz hübsche Summe.

Byron schoß mit großer Sicherheit, und übertraf darin alle seine Freunde. Zwar zitterte seine Hand, wenn er das Pistol hielt, allein er kannte die Wirkung dieses Zitterns, und zog sie in Berechnung. Er war auf seine Meisterschaft sehr eitel, und die Giuccioli sagt, daß sie, wenn er nach Hause kam, sogleich an dem Ausdruck seines Gesichts erkennen konnte, ob er heut viel oder wenig Glück im Treffen gehabt habe.

Er speiste erst nach Sonnenuntergang, und brachte dann mehrere Stunden bei dem Grafen Gamba zu, wo er die Gräfin Therese traf. Zurückgekehrt las und schrieb er dann gewöhnlich bis der Morgen zu dämmern begann, wobei er beständig Rum mit Wasser trank, was er für ein nephritisches Leiden, welches er zu haben glaubte, für heilsam hielt. Dann legte er sich schlafen, und stand erst um zwei Uhr Nachmittags wieder auf.

Da er durch Shelley mit einigen andern Engländern in Berührung gekommen war, namentlich mit Capitain Medwin und den Herrn Williams und Trelawney, so wurde jetzt, zum ersten Male seit seiner Ankunft in Italien, die Lust in ihm rege, zuweilen kleine Diners zu geben, „und niemals," sagt Shelley, „zeigte er sich von vortheilhafterer Seite als bei solchen Gelegen-

heiten. Er war dann ein ebenſo höflicher als herzlicher Wirth, und ſtets vom heiterſten und beſten geſelligen Humor, durch welchen er zugleich ſeine Gäſte in harmloſe Heiterkeit verſetzte. In der Regel trennte ſich die Geſellſchaft erſt um Mitternacht, nur Capitain Medwin blieb bis gegen Morgen bei Byron zurück, und beide führten beim Glaſe ihre Unterhaltung fort. Dieſem Umſtande verdanken wir die ſchätzbaren Memoiren des Capitains, welche ſo ſehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß der Lebensbeſchreiber dieſelben unbedenklich als authentiſche Quelle benutzen durfte. Zwar hat Hunt die Glaubwürdigkeit Medwin's aus perſönlicher Animoſität angegriffen, allein ſeine Angriffe betreffen ſo äußerliche und unweſentliche Dinge, daß ſie vielmehr als Beſtätigung und Bekräftigung der Wahrheit des Buches dienen können. Denn wären erhebliche Unrichtigkeiten in Medwin's Erzählungen enthalten, ſo würde der Angreifer ſich dieſelben ſicherlich nicht haben entgehen laſſen. Der wichtigſte Streitpunkt zwiſchen beiden iſt noch die Beſchuldigung des Geizes, welche Hunt gegen Byron erhebt, und welche Capitain Medwin von dem Dichter abzuwenden ſich bemüht. In der That iſt auch nichts lächerlicher als dieſer Vorwurf, zu deſſen Entſtehung gewiſſe Sonderbarkeiten des Lords allerdings die Veranlaſſung gegeben haben.

Es ist bereits erwähnt worden, daß in Venedig von dem Augenblick an, wo die Fornarina sich als Wirthschafterin im Palast Mocenigo installirte, die häuslichen und Wirthschaftsausgaben Byron's plötzlich auf weniger als die Hälfte herabsanken. Natürlich mußte ihm dadurch klar werden, daß er bisher von seinen Leuten schamlos betrogen worden sei. Bei seinem mißtrauischen Charakter glaubte er nunmehr überall auf Betrügereien zu stoßen, und es machte ihm Vergnügen z. B. die Bedürfnisse für seine so höchst mäßigen Mahlzeiten zuweilen selbst einzukaufen, um zu beweisen, daß er eigentlich nur wenige Groschen zum Leben brauchte. Auf diese Erfolge bildete er sich dann, wie auf Alles, was er that, nicht wenig ein, und renommirte gegen die Freunde damit, daß er heute für 4 und gestern für 3 Groschen gespeist habe, und mit ähnlichen Dingen. Auch hielt er Lobreden auf den Besitz des Geldes, und pries den Geiz sogar in einer Reihe höchst witziger Stanzen im Don Juan.

Dem gegenüber braucht man aber nur daran zu erinnern, daß er den vierten Theil seines großen Einkommens zu Almosen und Unterstützungen Bedürftiger verwendete, so daß, wie wir sahen, die Armen in Ravenna seine Entfernung aus der Stadt wie eine Calamität betrachteten. Auch sein Haushalt, wie wir ihn

beſchrieben haben, das Gefolge von Dienern, Pferden und Thieren aller Art, ſtimmt mit dem Vorwurf des Geizes ſchlecht überein. Nicht läugnen läßt ſich dagegen, daß es uns nicht angenehm berührt, wenn er, der als junger Mann in beſchränkten Verhältniſſen die Honorare für ſeine Werke verſchenkte, ſich jetzt von ſeinem Buchhändler ſehr reichlich bezahlen ließ, und darüber mit Murray oft in Scherz und Ernſt in Streit gerieth. Hier einige Stellen aus ſolchen Briefen: „— — Was Ehre betrifft, ſo will ich in Handelsſachen mich auf keines Menſchen Ehre verlaſſen. Ich will Ihnen ſagen, weshalb. Der Zuſtand des Handelns und Bietens iſt Hobbe's Naturzuſtand — Krieg aller gegen alle! Das gilt durchweg. Komme ich zu einem Freunde und ſage zu ihm: Borge mir 500 Ls. — ſo thut er es entweder, oder er ſagt, er kann nicht, oder er will nicht. Komme ich aber zu demſelben und ſage: Freund, ich habe ein vortreffliches Haus, oder Pferd, oder Wagen, oder Manuſcript, oder Bücher, Bilder u. ſ. w. u. ſ. w., unter Brüdern tauſend Pfund werth, du ſollſt es für fünfhundert haben. Was ſagt der Freund dann? Nun er beſieht ſich's und ſagt „hm" oder „ha" und macht Redensarten, und ſucht die Sache ſo billig zu bekommen wie er kann, weil es ein Handel iſt. Das liegt der Menſchheit nun einmal in Fleiſch und Blut, und der-

ſelbe Mann, der einem anderen mit Freuden tauſend Pfund ohne Zinſen leihen will, der kauft ihm ein Pferd deſſenungeachtet ſehr gern für den halben Werth ab, wenn er es dafür bekommen kann — und Sie würden mir ſo wenig geben, wie Ihnen möglich iſt, und damit hat die Sache ein Ende. Alle Menſchen ſind von Herzen Schufte, und es thut mir nur leid, daß ich ſie nicht beißen kann, weil ich kein Hund bin. Alle dieſe Angelegenheiten müſſen Sie mit meinem Banquier ordnen. Er hat Vollmacht von mir und iſt ein Ehrenmann. Ihm können Sie auch alle die kaufmänniſchen Bedenken vortragen, welche Sie Anſtand nehmen, gegen mich perſönlich geltend zu machen, als — ſchwere Zeiten — Publikum lau — ſchwer verkäuflich — Herrlichkeit ſchreibt zu viel — nimmt keinen Rath an — verſcherzt ſeine Popularität — Handelsunkoſten — habe ſelbſt nicht viel davon — verliere oft noch an ihm — Nachdrucker — ſchlechte Kritiken ꝛc. ꝛc., — auf alle dieſe Jammertöne mag dann mein Banquier Antwort geben, er verſteht es! —“

Wer nun an dieſen Verhandlungen Anſtoß nimmt, dem iſt leicht zu erwidern, daß es leichtſinnig war, wenn der junge verſchuldete Lord aus falſchem Stolze über ſeine Honorare anders verfügte, als zum Beſten ſeiner Gläubiger, und daß es eine allgemeine Erfahrung iſt,

daß das Geld für uns an Werth gewinnt, wenn wir zu reiferen Jahren und in beſſere Vermögensumſtände kommen, und endlich kann man es doch nur in der Ordnung finden, wenn ein Dichter und Schriftſteller ſich einen möglichſt großen Antheil an dem Gewinne zu ſichern wünſcht, den der Buchhändler aus deſſen Geiſtesarbeit zieht, zumal wenn dieſer Gewinn ein ſo coloſſaler iſt, wie die Byron'ſchen Werke ihn abwarfen.

Da wir über Lord Byron's Aufenthalt in Piſa auch die Aufzeichnungen der Gräfin Giuccioli beſitzen, ſo können wir unmöglich unterlaſſen, aus dieſen von der Hand der Liebe ſo zart entworfenen Schilderungen Einiges mitzutheilen.

„Wir hielten uns," ſagt die Gräfin Thereſa, „in Piſa von der Geſellſchaft entfernt, und nur mit wenigen Freunden Shelley's hatte Byron Umgang. Zu Shelley hatte er große Zuneigung, und fühlte große Hochachtung für deſſen Charakter, — aber Freunde im höchſten Sinne des Wortes waren ſie nicht. Byron's oft abſichtlich paradoxe und übermüthige Ausdrucksweiſe, und die ſeltſamen Reden, die er zu führen liebte, konnten einen, der ihn nicht näher kannte, zuweilen zweifeln laſſen, ob er überhaupt Freundſchaft und Liebe fühle. Wenn man aber den Gegenſatz in's Auge faßte, den ſeine Reden zu ſeinen Handlungen bildeten, und die Momente beobach-

tete, wo er von seinen Empfindungen hingerissen sich ganz so gab, wie er wirklich war, so wurde man vollständig davon überzeugt, daß sein gutes, edles und gefühlvolles Herz einen Schatz von Liebe und Treue für die ihm nahe stehenden Menschen bewahrte. — Das unvermuthete Wiedersehen mit Hobhouse und Lord Clare, die ihn nach einander besuchten, waren solche Augenblicke. Als der Letztere wieder abreiste, war Byron tief betrübt. Ich habe eine Ahnung, daß ich ihn nicht wieder sehen werde, sagte er, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Dieselbe Traurigkeit überkam ihn auch in den folgenden Wochen, so oft im Gespräche des Freundes Erwähnung geschah."

Ueber dies Zusammentreffen mit seinem Jugendgenossen schreibt Byron selbst an Moore: „Vor einigen Tagen kam mein ältester und bester Freund Lord Clare eigens von Genf herüber, um mich vor seiner Rückreise nach England zu sehen. Da ich ihn seit ich dreizehn Jahr alt war (in Harrow) mehr geliebt habe, als irgend ein (männliches) Wesen in der Welt, so kannst Du Dir denken, eine wie melancholische Freude es für mich war, ihn nur so kurze Zeit bei mir sehen zu können. Alle unsere Jugenderinnerungen und Jugendthorheiten sprachen wir durch u. s. w."

Außer durch diese Besuche wurde das Stillleben in

Piſa auch durch einige unangenehme und traurige Auftritte unterbrochen. Ein Streit mit Soldaten, zu welchem Byron ſich in ſeiner Heftigkeit hinreißen ließ, und welcher, da ſein Gefolge dabei betheiligt war, zu Thätlichkeiten und Verwundungen führte, trug nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt zu verleiden, indem die angeſtellten gerichtlichen und polizeilichen Unterſuchungen, die Zeugenvernehmungen u. ſ. w. ſeinen Zorn ſtets auf's Neue, und oft zu unmäßigen Ausbrüchen reizten.

Noch verdrießlichere Folgen aber hatte der unglückliche, durch Shelley in Anregung gebrachte Gedanke, in Gemeinſchaft mit dem in England als Schriftſteller und Dichter beliebten Leigh Hunt ein Journal, „der Liberale", herauszugeben. Shelley war mit Hunt perſönlich befreundet, und wünſchte demſelben, der, in Dürftigkeit gerathen, eine zahlreiche Familie kaum zu ernähren vermochte, durch die Verbindung mit Lord Byron aus ſeiner bedrängten Lage zu helfen. Man ſchickte ihm Reiſegeld, ließ ihn mit Frau und Kindern nach Piſa kommen und quartierte ihn im Palaſte Lanfranchi ein. Das Journal erſchien in einer Reihe von Nummern, hatte aber keinen Erfolg. Man verdachte es Lord Byron in England auf's Aeußerſte, daß er ſich mit einem Manne von Hunt's geſellſchaftlicher Stellung aſſociirt habe, und Hunt ſelbſt, von ungemeſſener Schriftſtellereitelkeit erfüllt, fand die

ihm bereitete Aufnahme nicht glänzend genug, tadelte die Einrichtung ſeiner Zimmer, verlangte einen beſtändigen Verkehr Byron's mit ſeiner Frau und Kindern, und betrug ſich dem Lord gegenüber in allen Stücken ſo, als wäre dieſer durchaus ſeines Gleichen. Man kann ſich denken, daß Byron's Stolz, oder eigentlich ſeine große Eitelkeit dies wie eine entſetzliche Anmaßung empfand. Empfindliche Reden wurden hin- und hergetragen und entſtellt, ſo daß es zum förmlichen Bruche kam, und Byron froh ſein mußte, ſich durch Geldopfer der ihm läſtig gewordenen Familie wieder entledigen zu können. Er hatte dabei Nichts erreicht, als daß er ein verfehltes literariſches Unternehmen, welches ihm wenig Ehre gebracht, wieder aufgeben mußte, und ſich die tödtliche Feindſchaft eines Mannes zugezogen hatte, welcher zwei Bände Memoiren ſchrieb, und unmittelbar nach Byron's Tode veröffentlichte, in welchen zwar eigentliche Unwahrheiten nicht enthalten zu ſein ſcheinen, die aber doch alle Thatſachen und Reden von der gehäſſigſten Seite auffaßten und den offenbaren Zweck hatten, das Andenken des Dichters bei der Nachwelt zu verunglimpfen.

So großen Aerger und Kummer nun auch dieſe Verbindung mit Hunt für Lord Byron zur Folge hatte, ſo muß der Biograph dem Hunt'ſchen Buche dennoch dankbar ſein, weil ein richtiges Bild ſich aus deſſen

Schilderungen ebenso herstellen und ergänzen läßt, wie die wahre Gestalt eines Gegenstandes auch aus einem Zerrspiegel erkannt werden kann, sofern man nur mit den Gesetzen vertraut ist, nach denen das Glas geschliffen worden.

Waren aber diese Dinge für Byron mehr Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten, als eigentliche Unglücksfälle, so sollte doch auch ein wahrhaft tragisches Ereigniß ihm nahe treten, welches bestimmt war, auf seine Gemüthsverfassung einen Schatten zu werfen, der lange Zeit brauchte, um allmählig wieder zu verschwinden.

Shelley war ein leidenschaftlicher Freund des Meeres, und stimmte mit dem von gleicher Liebe für dies Element erfüllten Byron auch in diesem Punkte überein. Oft fuhr er allein, oder in Begleitung nur eines Gefährten in einem Segelboote weit hinaus in die offene See, und mit seiner Geschicklichkeit in Handhabung der Ruder und des Segels glaubte er jeder Witterung, selbst dem Sturme, trotzen zu können.

Am 7. Juli 1822 war er mit dem Capitain Williams auf diese Weise in den Golf von Spezia hineingefahren. Vergebens erwartete man an diesem und den folgenden Tagen seine Rückkehr. Erst nach Wochen

wurden die Leichname beider Verunglückten in der Nähe von Viareggio an's Ufer geſpült.

Byron war auf's Tiefſte betrübt durch den Verluſt eines Mannes, dem er die großartigſten Anregungen und Gedankenmittheilungen verdankte, und mit dem er durch die Aehnlichkeit ihrer Schickſale und durch vielfaches Beiſammenleben innig verbunden war.

Shelley hatte wiederholt den Wunſch ausgeſprochen, einſt in Rom neben der Pyramide des Ceſtius beſtattet zu werden. Der Körper des unglücklichen jungen Dichters war indeſſen, wie man ſich denken kann, nicht in einem Zuſtande, wo er hätte transportirt werden können. Um dies dennoch zu ermöglichen, und den letzten Wunſch des Freundes zu erfüllen, faßte Byron den romantiſchen Plan, die irdiſchen Ueberreſte deſſelben auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen und die Aſche nach Rom zu ſenden.

Die Erlaubniß der Behörden zu einem ſo ungewöhnlichen Verfahren wurde in Betracht der beſonderen hier obwaltenden Umſtände erwirkt. Byron begab ſich in Begleitung einiger Freunde des Verſtorbenen an die Küſte, wo ein paar alte Bäume und die Trümmer geſcheiterter Fahrzeuge das Holz für den Scheiterhaufen hergeben mußten. An dieſer wundervollen Stelle, in der Mitte zwiſchen den Buchten von Spezia und Livorno,

wo eine Landzunge weit in's Meer ſpringt, wurde die Leichenfeierlichkeit in Nachahmung des altrömiſchen Ritus vollzogen. Opfer von Weihrauch und Wein waren nicht vergeſſen. Der Himmel war heiter, und die Flamme loderte hell zu der klaren Bläue empor.

Die Aſche wurde geſammelt und von einem engliſchen Herrn, der in Rom wohnte, dorthin geführt, und an der Stelle beigeſetzt, welche Shelley ſich für ſeine letzte Ruheſtätte auserſehen hatte*).

Während des Aufenthalts in Piſa erhielt Byron auch die Nachricht von dem Tode ſeiner Schwiegermutter, der Lady Noël Milbank. Dieſe Frau war ſeit dem Augenblick ſeiner Verheirathung, und noch mehr ſeit dem Augenblick ſeiner Trennung von Lady Byron der Gegenſtand ſeines bitterſten Haſſes geweſen, und der Zielpunkt endloſer Sarkasmen und Satyren, die er in ſeinen Schriften und ſeinen Briefen, und in der Un-

*) Galt behauptet, daß Byron und ſeine Genoſſen, nachdem ſie den Leichnam verbrannt, ein Mahl herrichten laſſen, und ſich dabei allen Ausſchweifungen des Trunkes ergeben haben. Weder Capitain Medwin, der damals in Piſa war, und den Lord am andern Morgen beſuchte, noch Hunt erwähnen hiervon Etwas, ſo daß wir dieſe Erzählung wohl mit unter die tauſende von unbegründeten böswilligen Berichten zu zählen haben, welche über den Dichter damals, und bald nach ſeinem Tode von Müſſigen und Böswilligen in's Publikum gebracht wurden. —

terhaltung mit ſeinen Bekannten bei jeder Gelegenheit gegen ſie ſchleuderte.

Als Murray ihm im April 1822 von einer Krankheit ſeiner Schwiegermutter Nachricht gegeben hatte, antwortet er: „Sie erzählen mir, daß Lady Noël gefährlich krank geweſen iſt. Nun, ich kann Sie tröſten, ſie iſt wieder gefährlich geſund;“ und an einer anderen Stelle ſagt er, er würde gern ſterben, wenn ihn nicht der Wunſch zurückhielte, Lady Noël erſt todt zu wiſſen, und doch würde es ihm auf der anderen Seite auch wieder Spaß machen, ihr als Geſpenſt zu erſcheinen und ſie zu ängſtigen.

So kann man ſich vorſtellen, daß der endlich erfolgte Tod der alten Dame ihn um ſo weniger betrübte, als er durch den Tod derſelben in Beſitz bedeutender Jahreseinnahmen kam. Ein Verwandter der Lady Byron, Lord Wentworth, hatte nämlich die Einkünfte ſeiner in Lancaſhire belegenen großen Beſitzungen an Lady Noël und nach deren Tode an Lady Byron auf Lebenszeit vermacht; und da keine förmliche Scheidung zwiſchen der letzteren und dem Dichter ſtattgefunden hatte, ſo konnte Lord Byron nach engliſchen Geſetzen dieſe ganzen ſehr bedeutenden Revenüen beanſpruchen. Anfangs hatte er die Abſicht gehabt, und ſich auch in dem Sinne mehrfach gegen ſeine Freunde ausgeſprochen, ſich von

dem Vermögen ſeiner Gemahlin gar Nichts aneignen zu wollen, und das wäre unter den obwaltenden Umſtänden nicht nur ehrenvoller geweſen, ſondern er hätte es um ſo eher thun können und ſollen, als ſeine eigenen Güter und ſeine Schriften ihm damals ſchon viertauſend Lſtr. jährlich einbrachten. Allein er war in Geldſachen nicht mehr ſo hochherzig geſinnt wie in ſeiner Jugend.

Die Wahrnehmung ſeiner Intereſſen in dieſer ganzen Angelegenheit übertrug er zweien hochachtbaren Männern, dem Lord Dacre und dem berühmten Sir Francis Burdett, deren Anordnungen er ſich im Voraus unbedingt unterwarf. Es wurde die Theilung zur Hälfte beliebt. Er wollte außerdem ſeiner Gemahlin den Familienſitz der Wentworth als ein nicht zu theilendes Beſitzthum im Voraus überweiſen laſſen, allein Lady Byron lehnte dies ab, was ihn, wahrlich ſehr mit Unrecht, tief beleidigte. Wie konnte er glauben, daß dieſe Dame ſich herbeilaſſen würde, etwas von ihm anzunehmen, was einem Geſchenk ähnlich geſehen hätte?

Dieſe Vermögensbeziehungen veranlaßten übrigens manchen geſchäftlichen Schriftwechſel zwiſchen den Gatten, der jedoch größtentheils durch die Geſchäftsführer beſorgt wurde. Mehrmals hat er in Anfällen zärtlicher oder melancholiſcher Laune dieſe Gelegenheit dazu benutzen wollen, eine Verſöhnung herbeizuführen; Lady

Byron wies aber alle ſolche Verſuche auf's Entſchiedenſte zurück, und wahrlich, es zeugt nur von einer gänzlichen Entfremdung gegen alle unter Menſchen hergebrachten Begriffe von Schicklichkeit und ſittlichem Anſtand, wenn er ſeiner Gemahlin eine Wiedervereinigung zumuthen konnte, in derſelben Zeit, wo ihm doch bekannt war, daß ſie von ſeinem Verhältniß zur Giuccioli unterrichtet ſein mußte, ſo daß ſie die empfindſamen, unter den Augen der Geliebten geſchriebenen Epiſteln nur wie einen beleidigenden Hohn betrachten mußte. Es iſt unbegreiflich, wie Moore ihr einen Vorwurf daraus machen konnte, ſich in dieſer allein richtigen Weiſe betragen zu haben!

Elftes Kapitel.

Genua. Abreiſe nach Griechenland.

Byron's Lage in Piſa wurde allmählich ſtets weniger angenehm für ihn. Seine Schriften hatten ihn der toscaniſchen Regierung als einen Freigeiſt verdächtig gemacht, der Ruf des Carbonarismus war ihm vorausgegangen, und ſeine nächſten Freunde waren verbannte Romagneſen, deren Anweſenheit im Lande man nur un-

gern duldete. Außerdem hatte der Streit mit den Soldaten viel Lärm gemacht, — die Verbrennung Shelley's und alles ſonſtige Ungewöhnliche in der Lebensweiſe des Dichters ſtieß gegen den conſervativen Geiſt des regierenden Erzherzogs an, — kurz, man wünſchte ſehnlich, daß der geniale Lord für ſeine Genialitäten ſich einen andern Schauplatz ſuche. Ein neuer unruhiger Auftritt unter Byron's Gefolge gab der Sache den Ausſchlag. Während einer kurzen Abweſenheit des Lords war ein in ſeinen Dienſten ſtehender Schweizer mit dem Grafen Gamba, dem Bruder der Giuccioli, in Streit gerathen. Es kam zu Thätlichkeiten, und der Schweizer brachte dem Grafen eine leichte Wunde im Geſichte bei. Dieſer Skandal regte alle üblen Leidenſchaften wieder auf, welche der frühere Straßenkampf mit den Soldaten veranlaßt hatte. Die Regierung, in der beſtändigen Angſt eines böſen Gewiſſens, zitterte vor Allem, was die bleierne Ruhe ſtören konnte, welche zu erhalten ſie ihren ganzen despotiſchen Druck in Anwendung brachte. Man griff zu demſelben Mittel, welches die päbſtliche Regierung in Ravenna früher angewendet hatte, und es erging ohne Weiteres der Befehl, daß die Grafen Gamba, Vater und Sohn, binnen vier Tagen das großherzogliche Gebiet zu verlaſſen hätten.

Für Lord Byron war dies im höchſten Maße

ſchmerzlich und beleidigend zugleich, weil dabei die Beſtimmung in's Spiel kam, nach welcher der Gräfin Giuccioli die Trennung von ihrem Gatten nur unter der Bedingung geſtattet worden, daß ſie im Hauſe ihres Vaters wohne. Byron war ſofort entſchloſſen, ſeine Freunde nicht zu verlaſſen, ſondern mit ihnen auszuwandern. Allerlei Pläne kamen zur Sprache. Man dachte an Genf, an Südamerika — das Abenteuerlichſte wurde erſonnen. Zuletzt fiel die Entſcheidung für Genua aus.

Die Caſa Saluzzi, eine Villa in dem auf einer Anhöhe in der Nähe von Genua reizend gelegenen Dorfe Albano, wurde gemiethet, und Byron ſiedelte mit den Gambas dorthin über.

Dieſer Genueſer Aufenthalt ſcheint diejenige Zeit in Byron's Leben geweſen zu ſein, wo er noch am meiſten ſich in die Schranken eines gewöhnlichen bürgerlichen Daſeins zu finden, und ſich in demſelben wohl zu befinden lernte. Wir haben gerade für dieſen Abſchnitt ſeiner wunderbaren und wechſelnden Laufbahn ſehr ausführliche Berichte, indem er ſich an die im Frühjahr 1823 zu Genua verweilende Familie des Grafen Bleſſington auf's engſte anſchloß, täglich mit ihnen zuſammenkam und in einem beſtändigen Austauſch von Einladungen, Briefen und Billeten blieb. Lady Bleſſington hat ihre Unterhaltungen

mit dem Dichter veröffentlicht, die uns zwar keine neuen Seiten ſeines Charakters erſchließen, aber doch zu einer ſehr wünſchenswerthen Beſtätigung des Urtheils dienen, welches wir aus ſeinen eigenen Schriften und denen ſeiner Freunde und auch ſeiner Feinde uns über ſeinen Charakter zu bilden haben.

Als beſonders charakteriſtiſch für dieſe dem Schluſſe ſeines kurzen Lebens ſo nahe Zeit möchten wir Folgendes hervorheben:

Die Abfaſſung der letzten Geſänge des Don Juan, welche in dieſes Jahr fällt, beweiſt zur Genüge, daß Byron's Dichtergenie ihm in ungeſchwächtem Maße zu Gebote ſtand, aber es liegt in der Sache ſelbſt, daß das Publikum, welches ſich nun daran gewöhnt hatte, ſeit einer Reihe von Jahren mit immer neuen und immer großartigeren Schöpfungen aus ſeiner Feder überraſcht zu werden, die ſpäteren Erzeugniſſe nicht mehr mit demſelben Enthuſiasmus aufnahm, wie dies früher der Fall war. Außerdem hatte er ſich durch Herausgabe des „Liberalen“ in den Augen der Engländer entſchieden geſchadet, nicht nur, weil man ihm die Verbindung mit Hunt überhaupt verdachte, ſondern auch, weil die von Byron gelieferten Beiträge nicht von der Art waren, ihm Gunſt und Beifall zu erwerben. Das Eine der Stücke: „Eine Viſion des jüngſten Gerichts“ war eine Satyre

auf den eben verſtorbenen König Georg III., der wegen ſeines menſchlichen und häuslichen Charakters ſo beliebt war, daß ein Angriff auf den Dahingeſchiedenen höchſt widerwärtig erſcheinen mußte, und „Himmel und Erde“, der zweite Beitrag, ſprach ebenſowenig an, weil man nicht recht wußte, was man aus dieſer überſchwenglichen Dichtung machen ſollte.

Er ſelbſt empfand die Folgen ſeines Mißgriffs in noch höherem Maße, als wirklich Veranlaſſung dazu vorlag, und er glaubte, man ſei ſeiner müde, und ſein Stern ſei im Untergehen begriffen. Das Mißtrauen, welches in ſeiner ſonſt offenen Gemüthsart lag, und die Kränkung ſeiner reizbaren Eitelkeit drängten den Gedanken immer mehr in den Vordergrund, daß er nicht berufen ſei, ausſchließlich auf dem Felde der Dichtkunſt und des Schriftſtellerthums ſich auszuzeichnen. Der Verſuch durch Theilnahme an den Freiheitsbeſtrebungen der Italiener ſich ein Feld politiſcher Thätigkeit zu ſchaffen, war auf's traurigſte geſcheitert, hatte ſeine Freunde in Unglück und Verbannung gebracht, und ihn ſelbſt zu einem unſtäten Leben genöthigt, ſo daß er den jedesmal erwählten Wohnſitz bald mit einem neuen wieder vertauſchen mußte. Nun fügte es ſich wunderbar, daß der griechiſche Freiheitskampf gerade in dieſe Zeit fiel. Hier waren ganz entſprechende Zuſtände gegeben. Auch hier ſollte ein edles, ehemals

durch alle Tugenden und durch die größten Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Kriege und Frieden gleich ausgezeichnetes Volk ſich von einer langen drückenden Knechtſchaft aus dem Joche fremder Eroberer befreien.

In ganz Europa regte ſich ein Gefühl der wärmſten Theilnahme für dies anſcheinend ſo tollkühne Unternehmen, bei welchem der kleine Volksſtamm der Hellenen ſich gegen das ungeheure türkiſche Reich zur Wehre ſetzen wollte. Unter dem Namen der Philhellenen bildete ſich in ganz Europa, beſonders aber in England und in der Schweiz eine durch den nämlichen Gedanken verbundene Brüderſchaft edler Männer, welche mit Rath und That, durch Aufwendung bedeutender Geldmittel oder durch Theilnahme an dem Kampfe in Perſon ein Unternehmen fördern wollte, welches ein Kampf der Civiliſation gegen die Barbarei, des Schwachen, zu Unrecht Unterdrückten gegen den rohen Zwingherrn, und zugleich ein Kampf des Chriſtenthums gegen die Ungläubigen war. Ein unglaublicher Enthuſiasmus bemächtigte ſich der ganzen Jugend Europa's. Knaben entliefen ihren Aeltern und die Mädchen leerten ihre Sparbüchſen, um den Griechen zu Hülfe zu kommen. Griechenlieder wurden gedichtet und geſungen. Man hoffte das Zeitalter der Heroen wiederkehren zu ſehen. Auf Lord Byron mußte nun Griechenland eine doppelte Anziehungskraft ausüben.

Es war das Land, wo er Childe Harold gedichtet, und wohin er ſich ſtets zurückgeſehnt hatte, bis Italien ihm eine zweite Heimath zu werden ſchien.

Der Umſtand jedoch, daß ſeine Verbindung mit den Gamba's ihn ſeit zwei Jahren nun ſchon zum dritten Mal zu einem Wechſel des Wohnſitzes genöthigt hatte, war an ſich wohl hinreichend, ihm den Aufenthalt in Italien zu verleiden, und wahrſcheinlich hätte er ohne Weiteres ſchon jetzt ſich zu ſeinem Zuge nach Griechenland entſchloſſen, wenn nicht die Gräfin Giuccioli darauf beſtanden hätte, ihn zu begleiten und ſeine Gefahren zu theilen. Dies war nun ein für alle Mal unthunlich, und es iſt auch bei Byron's Charakter nur zu wahrſcheinlich, daß ſeine Leidenſchaft für die junge Frau nicht mehr heiß genug war, um ihn von einer allein zu unternehmenden Reiſe abzuhalten.

Den Ausſchlag gab der Beſuch, welchen er im April 1823 von dem Bevollmächtigten des engliſchen Comites der Philhellenen, Herrn Blaquieres, erhielt, der beauftragt war, Griechenland zu bereiſen, um ſich mit eigenen Augen von den dortigen Zuſtänden Kenntniß zu verſchaffen. Gegen dieſen Herrn ging Byron mit ſeinen Plänen ſoweit heraus, daß das Comite in London den Dichter in die Zahl ſeiner Mitglieder aufnahm.

Mit Eifer ſuchte er ſich nun über den dortigen Stand

der Dinge Kenntniß zu verſchaffen, und er giebt einen ebenſo klaren und umſichtigen, als durch die heitere Laune der Abfaſſung ergötzlichen Bericht über das Examen, welches er mit zwei Deutſchen angeſtellt, einem Baier und einem Würtemberger, die aus Griechenland heimkehrend von den öſterreichiſchen Behörden ausgewieſen, ohne einen Groſchen und ohne Schuhe nach Genua kamen. Er gab ihnen im Namen des Comites Reiſegeld, um nach der Schweiz zu gelangen, und unterſtützte ſie auch ſonſt auf alle Weiſe.

Schon am 17. Mai ſchreibt er: „Meine Reiſe nach Griechenland wird von dem Comite in England abhangen und zum Theil von den Berichten, welche einige jetzt in Griechenland reiſende Perſonen mir ſenden werden. Wenn ich hingehe, ſo iſt meine Abſicht, dort ſoviel Gutes zu wirken, wie in meinen Kräften ſteht.“

Da er ſeinen Willen ausgeſprochen hatte, eine bedeutende Summe Geldes der proviſoriſchen Regierung in Hellas zur Dispoſition zu ſtellen, und Geld dasjenige war, woran es derſelben am meiſten fehlte, ſo waren die ſonſt in allen Dingen uneinigen Parteiführer der Griechen doch darin einig, daß ſie es für ſehr wünſchenswerth hielten, wenn Lord Byron bewogen werden könnte zu ihnen zu kommen, zumal ſie ſich auch von ſei-

nem perſönlichen Anſehen und Einfluß Günſtiges verſprachen.

Je näher der Zeitpunkt rückte, an dem er ſich zum Antritt ſeiner Expedition anſchicken ſollte, um ſo mehr traten ihm auch natürlich Zweifel und Bedenken entgegen; „denn wie groß auch,“ ſagt die Gräfin Giuccioli, „ſeine Vorliebe für Griechenland war, wie ſehr ihn die oft ausgeſprochene Ueberzeugung vorwärts trieb, daß ein Mann etwas mehr für die Menſchheit thun müſſe, als Verſe ſchreiben, und wie groß der Reiz war, den eine ſo edle Sache wie der Freiheitskampf eines Volkes auf ſeinen Geiſt üben mußte, ſo können doch alle, die ihm damals nahe ſtanden, von den Kämpfen Zeugniß geben, die er in ſeinem Innern zu beſtehen hatte.“

Eine eigenthümliche Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt, und er glaubte allerlei trübe Vorahnungen zu empfinden, wie ja überhaupt ein ſolches abergläubiſches Lauſchen auf überſinnliche Anzeichen durch ſein ganzes Leben geht.

Die Bleſſingtons verließen Genua gerade in jenen Tagen. Am Abende vor ihrer Abreiſe, kam Byron zu ihnen um Abſchied zu nehmen. Man ſaß und plauderte, aber es war unverkennbar, daß er ſich in ſehr gedrückter Stimmung befand, und es machte ihn ſehr niedergeſchlagen, daß die Freunde ihre Abreiſe nicht verſchieben

konnten, bis er ſeine Expedition angetreten hätte. „Hier," ſagte er, „ſitzen wir alle bei einander! aber wann und wo werden wir uns wiederſehen! — Ich habe eine Ahnung, daß wir uns nimmer wiederſehen, und daß ich aus Griechenland nicht heimkehren werde." In ſo traurigem Tone die Unterhaltung weiter führend, brach er plötzlich ab, lehnte ſeinen Kopf auf die Hand, und brach in Thränen aus, und ohne die Kraft ſeinen Schmerz zu unterdrücken, weinte er mehrere Minuten lang bitterlich. Dann plötzlich ſich aufrichtend ſuchte er durch eine gezwungene komiſche Wendung die Aufmerkſamkeit der Anweſenden von ſich abzulenken, indem er auf die nervöſen Anfälle ſchalt, denen er von Zeit zu Zeit unterworfen ſei.

Zum Abſchiede gab er noch jedem der Anweſenden irgend eine Kleinigkeit als Andenken, und tauſchte einen Ring, den die Lady vom Finger ziehen mußte, gegen eine Nadel mit Napoleon's Bild aus, welche er ſelbſt lange getragen hatte.

Am andern Morgen erhielt die Gräfin Bleſſington folgendes Billet:

„Theuerſte Lady, ich bin abergläubiſch, und mir iſt eingefallen, daß jedes Andenken mit einer Spitze nicht von guter Vorbedeutung iſt. Ich bitte Sie daher, ſtatt der Nadel die beiliegende Kette anzunehmen, die von ſo

geringem Werthe iſt, daß Sie deshalb kein Bedenken zu haben brauchen. Da Sie etwas wünſchen, was ich getragen habe, ſo habe ich dieſe Kette öfter und länger getragen als jene Nadel. — Haben Sie die Güte mir den Empfang anzuzeigen und die Nadel zurückzuſenden, die um ſo größeren Werth für mich haben wird, weil ſie einige Stunden lang ſich in Ihrem Beſitze befunden hat."

Neben den inneren Kämpfen, welche Lord Byron mit ſich durchzumachen hatte, nahmen die äußeren Anſtalten und Vorbereitungen zur Reiſe ſeine Gedanken und Zeit, wie man ſich denken kann, in hohem Grade in Anſpruch.

Vor allen Dingen mußte er ſich Geld verſchaffen, und indem er alle disponiblen Fonds aus England an ſich zog, hatte er das Glück, daß der ihm befreundete Banquier Bary in Genua ihm auf ſeine Bücher und Habſeligkeiten eine Summe vorſchoß, welche den Werth derſelben weit überſtieg. So erhielt er 50,000 Kronen zur Verfügung.

Einen Schoner (Bolivar) hatte er ſchon früher bauen laſſen, und zu ſeinen Luſtfahrten benutzt. Dieſen ließ er in Genua zurück, und erwarb ſtatt deſſen eine engliſche Brigg, Herkules genannt, welche ihn und ſein Gefolge nach Griechenland bringen ſollte. Der junge Graf Gamba, Herr Trelawney und ein Arzt, Dr. Bruno

ſollten ihn begleiten. Acht Diener und fünf Reitpferde nahm er mit ſich. Eine Menge Waffen und Munition, zwei kleine Kanonen, und Medizin, hinreichend für 1000 Mann auf ein Jahr, vervollſtändigte die Ladung.

Für ſich und ſeine Begleiter hatte er eine Art von phantaſtiſcher Rüſtung machen laſſen. Auf dem prachtvollen Helme prangte in reicher Vergoldung das alte Wappen der Byron.

„Ob ich in Griechenland bleibe," ſchreibt er an das Londoner Comite, „das wird hauptſächlich davon abhangen, ob meine Gegenwart dort von Nutzen ſein kann. Werde ich gut aufgenommen, ſo will ich von meinen gegenwärtigen und ſpäteren Einkünften Alles, was ich erſparen kann, für die Sache verwenden, der ich mich gewidmet habe. Entbehrungen und Anſtrengungen konnte ich einſt gut genug ertragen, — es wird ſich zeigen, in wie weit meine Kräfte auch jetzt noch dazu ausreichen."

So war nun alles bereit. Nach einem herzzerreißenden Abſchiede von der Gräfin Giuccioli, der er verſprach in einigen Monaten zurückzukehren, ſchiffte er ſich ein. Am 13. Juli ſchlief er mit ſeinem Gefolge am Bord des Herkules. Es erhob ſich aber ein ſo heftiger Wind, daß man in den Hafen von Genua zurückkehren mußte. An's Land ſteigend bemerkte Lord Byron be-

denklich, daß er den ſchlechten Anfang als ein gutes Omen für den Ausgang anſehen wolle. Durch dieſe unwillkürliche Verzögerung kam es nun dazu, daß die endliche Abfahrt an einem Freitage erfolgte, einem Tage der Woche, den Byron ſtets als einen von unglücklicher Vorbedeutung angeſehen hatte.

Nach einer Fahrt von fünf Tagen landete man in Livorno, um noch Schießpulver und einige andere Vorräthe einzunehmen, die nur hier zu bekommen waren. Von Livorno ſollte dann die Ueberfahrt nach Griechenland ohne Verzug bewirkt werden.

Daß dies nicht geſchah, ſondern daß Byron genöthigt wurde einige Tage hier zu verweilen, war die Veranlaſſung, daß ihn noch vor ſeiner Abreiſe eine Sendung erreichte, welche ihm das größte Vergnügen gewährte.

Goethe war bekanntlich einer der eifrigſten Verehrer des engliſchen Dichters. Aus ſeinen Anmerkungen zur engliſchen Literatur, und noch mehr aus Eckermann's Geſprächen iſt das zur Genüge bekannt, und wir erfahren dort auch, daß der Euphorion im zweiten Theil des Fauſt eine allegoriſche Verherrlichung Lord Byron's ſein ſoll.

Auch Byron hatte eine große Hochachtung für Goethe, deſſen Fauſt er, wenngleich nur durch mangel-

hafte und flüchtige mündliche Ueberſetzung kennen gelernt hatte, während er von den übrigen Schriften, wie es ſcheint, nur den Werther, und auch dieſen natürlich nur in der Ueberſetzung geleſen hatte.

Als Marino Faliero erſchien, war dem Lord ein Ausſpruch Goethe's bekannnt geworden, etwa dahin lautend, daß in der engliſchen Poeſie großes Genie und Allſeitigkeit und Gefühl für das Tiefe gefunden werde, in Verbindung mit hinreichender Kraft und Zartheit, daß aber alles dies zuſammen noch nicht den Dichter mache. Da Byron glauben mochte, daß auch ihm hierdurch das Recht abgeſprochen werde, ſich einen Dichter zu nennen, ſo hatte er in ſeiner burlesqueſten Weiſe eine Widmung des Marino an Goethe abgefaßt, in welcher er ſich über die große Zahl engliſcher Dichter, die dieſen Namen führen, und gelegentlich auch über den alten Herrn ſelbſt luſtig machte, und er hatte alles Ernſtes die Abſicht, dies Pasquill dem Stücke als Widmung vordrucken zu laſſen. Zum Glück ließ er ſich die Verübung einer ſolchen Thorheit noch ausreden, und das ſeltſame Schriftſtück iſt erſt nach Goethe's Tode abgedruckt worden.

Beim Erſcheinen des Sardanapal dagegen ſandte er an Goethe ein Exemplar, welchem er ſchriftlich einige ehrfurchtsvolle Worte vorgeſetzt hatte, mit der Frage, ob

eine ſolche Widmung dem großen Dichter genehm ſein würde. Aber auch dieſe Dedication wurde damals nicht gedruckt, (weshalb? iſt nicht bekannt geworden) ſondern nur in wenigen Exemplaren lithographirt.

Erſt das letzte und ſchwächſte der Byron'ſchen Dramen, Werner erſchien mit der vorgedruckten Widmung an Goethe in folgenden Worten:

„Dem berühmten Goethe von einem ſeiner demüthigſten Bewunderer zugeeignet.“

Goethe erwiederte dieſe Artigkeit dadurch, daß er einem nach Genua reiſenden jungen Engländer das aus ſeinen Werken bekannte Sonett an Byron mitgab, und dieſe Sendung traf den Lord in Livorno. Byron dankte durch folgendes Schreiben, welches mit der nicht gut in's Deutſche übertragbaren Anrede Illustrious Sir beginnt: „Livorno, 24. Juli 1823. Ich kann Ihnen nicht ſo danken, wie die Zeilen es verdienen, welche Sie durch meinen jungen Freund Sterling mir überſandt haben, und es würde mir ſchlecht anſtehen, wenn ich es wagen wollte, mit einem Manne, der ſeit fünfzig Jahren unbeſtrittener Beherrſcher der europäiſchen Literatur iſt, Verſe auszutauſchen. Sie müſſen daher meinen Dank in Proſa, und noch dazu in flüchtiger Proſa entgegennehmen, da ich mich im Begriff befinde, noch einmal nach Griechenland zu reiſen, und der Lärm der Geſchäfte um

mich her meiner Dankbarkeit und Bewunderung kaum die Möglichkeit gewährt ſich zu erkennen zu geben. — Kein günſtigeres Omen, keine angenehmere Ueberraſchung konnte zu ſolcher Zeit mir werden, als ein Wort Goethe's von deſſen eigener Hand geſchrieben. Ich begebe mich noch einmal nach Griechenland, um zu ſehen, ob ich daſelbſt von einigem Nutzen ſein kann. Kehre ich jemals zurück, ſo werde ich Weimar beſuchen, um als Einer der vielen Millionen, die Sie bewundern, Ihnen meine Huldigung darzubringen. Ich habe die Ehre u. ſ. w."

Nach dieſem ihn aufheiternden Zwiſchenfall ſegelte Byron noch an dem Tage ab, an welchem er den Brief geſchrieben hatte, und gelangte mit ſeinem Gefolge nach zehn Tagen in den Hafen von Argoſtoli, der Hauptſtadt von Cephalonien.

Zwölftes Kapitel.

Ankunft in Griechenland. Wirkſamkeit des Dichters daſelbſt.

Lord Byron beſchloß ſich einige Zeit auf den joniſchen Inſeln aufzuhalten, deren er mehrere beſuchte, weil

er vor allen Dingen von ſachkundigen Perſonen über den Stand der griechiſchen Angelegenheiten und die Eigenthümlichkeiten der leitenden Perſonen, ſo wie über die Art, wie er ſich am nützlichſten machen könnte, Aufſchluß zu erhalten wünſchte.

Seine Ankunft machte, wie man denken kann, groſſes Aufſehen, und Griechen und Engländer drängten ſich an ihn, um ihn zu ſehen.

Er hatte, da es ſich von nun an darum handelte, mit Menſchen und unter Menſchen zu wirken, ſeine ihm ſonſt eigenthümliche Zurückhaltung vollſtändig abgelegt, und Alle, die ihm nahe kamen, waren ſehr angenehm überraſcht, ſtatt des unzugänglichen, ſchroffen und miſanthropiſchen Sonderlings, den man ihnen geſchildert hatte, einen offenen, ihnen freundlich gegenübertretenden Mann zu finden. Auch ihm ſelbſt war das Entgegenkommen, namentlich von Seiten der Engländer, ſehr angenehm, und er wurde ſichtlich dadurch gerührt.

Länger als vier Monate dauerte ſein Aufenthalt in Cephalonien, weil er von den verſchiedenen mit einander ſtreitenden Parteien der Griechen von allen Seiten mit Bitten und Schmeicheleien beſtürmt, ſich nicht entſcheiden konnte, auf welche von dieſen Parteien er am ſicherſten ſein Vertrauen ſetzen könnte. Sie alle legten nämlich auf die Mitwirkung des Lords das gröſte Gewicht, weil Alle

mit ſeiner Perſon, als Mitglied des Comites der Philhellenen, zugleich alle die Geldmittel zu gewinnen hofften, über welche dieſes Comite zu verfügen hatte.

Da der griechiſche Aufſtand im Jahr 1820 nicht unter einer einheitlichen Leitung, ſondern in den einzelnen Provinzen auf faſt ſelbſtſtändige Weiſe erfolgt war, ganz entſprechend dem Charakter der Griechen, welcher in dieſer Beziehung an das Verhalten der alten Hellenen erinnerte, ſo ſtanden mehrere Gruppen einander gegenüber, deren jede gern die Uebermacht über die anderen erlangt hätte.

Drei Anführer waren es beſonders, deren jeder von dem Augenblicke an, wo Lord Byron auf den joniſchen Inſeln eingetroffen war, ihn auf ſeine Seite zu ziehen hoffte. Metara, der damalige Gouverneur von Miſſolounghi, lud ihn aufs Dringendſte ein, ſich in dieſe Stadt zu begeben und zu dem Erſatz derſelben mitzuwirken, da die Türken dieſen Platz von der Landſeite und von der See aus gleichzeitig blokirt hielten.

Demnächſt hatte Colocotroni den Wunſch, daß der Dichter ſich zu dem nach Salamis berufenen Congreſſe der Hauptanführer begeben möge, wo man die Angelegenheiten des Landes im Wege der Berathung ordnen zu können hoffte. Endlich lud Maurocordato, der befähigtſte von allen Häuptlingen, ihn nach Hydra ein, wohin er ſelbſt ſich zurückzuziehen genöthigt worden war.

In dieſem Gewirre entgegengeſetzter Abſichten und Wünſche ſich einigermaßen zu orientiren, hatte Lord Byron die Herren Brown und Trelawney abgeſendet, um das Land zu durchreiſen und ſich mit eigenen Augen Ueberzeugung von der wirklichen Lage deſſelben zu verſchaffen, und ihm alsdann Bericht zu erſtatten.

Der Punkt, in welchem alle dieſe, einander theilweiſe entgegenwirkenden Parteien vollkommen übereinſtimmten, war das Verlangen nach Geld und Kriegsmaterial, und das Bedürfniß nach dieſem erſten Erforderniß zu einem Kriege, war gerade in dem Augenblick, wo Lord Byron erſchien, auf's höchſte geſtiegen.

Obriſt Stanhope war kurz zuvor als Bevollmächtigter des Griechencomites aus England eingetroffen und hatte eine Sendung von Geſchützen, und die zur Errichtung eines Feldlaboratoriums nöthigen Arbeiter mitgebracht. Allein er wirkte nicht viel und noch überdies nach einer ganz verfehlten Richtung, weil er von der vorgefaßten Meinung ausging, man müßte die Griechen zuerſt durch Preßfreiheit und Unterricht zur Freiheit erziehen, um ſie zum ausdauernden Widerſtande gegen die Türken fähig zu machen. Er ließ Journale erſcheinen, die bald wieder eingingen, und erwies ſich im Ganzen vollkommen unpraktiſch.

Lord Byron durchſchaute das Irrige eines ſolchen

Beginnens ſehr bald und ſah ein, daß fürs Erſte in materieller Unterſtützung der Schwerpunkt zu ſuchen ſei, um welchen alle Hoffnungen auf Erfolg ſich drehten. So war es deſto leichter erklärlich, daß alle Parteien mit den größten Schmeicheleien und den dringendſten Vorſtellungen ihn beſtürmten.

Das gab zu einer endloſen Correſpondenz und endloſen Beſprechungen Anlaß, und die Ruhe und Beſonnenheit, die Liebenswürdigkeit und Feſtigkeit, mit welcher der Lord ſeine Zeit und Kräfte ſo aufreibender Thätigkeit opferte, wird einſtimmig von allen Seiten rühmend anerkannt. War er doch nun, und zwar nicht in phantaſtiſcher und liebeſchwärmender Weiſe, ſondern praktiſch und ein hohes, edles Ziel verfolgend, faſt zu einem jener Seefürſten geworden, deren Ideal ihm in ſeinem Corſaren vorgeſchwebt hatte.

Seine Lebensweiſe während dieſer Zeit war die allereinfachſte, und die wenigen Stunden der Muße, die ihm blieb, widmete er hier zu einem großen Theil den Unterredungen mit einem Manne, der von tief religiöſen Ueberzeugungen durchdrungen, es für ſeine Aufgabe hielt, die Bekehrung Byron's zum wahren Chriſtenthum zu verſuchen. Es war der Militairarzt Dr. Kennedy, von dem wir reden. Er hat ſeine Geſpräche mit Byron zu einem eignen Werke verarbeitet, welches erſt nach ſeinem

und des Dichters Tode im Druck erſchien. Byron ehrte die aufrichtige Geſinnung dieſes neuen Freundes, aber im Ganzen ſieht man doch aus dieſen Geſprächen, daß er ſich an deſſen Eifer ergötzte, ohne ſich irgendwie von demſelben beeinfluſſen zu laſſen. Dr. Kennedy täuſchte ſich auch keineswegs über den geringen Erfolg ſeiner Bekehrungsverſuche, denn ſein unvollendet gebliebenes Werk ſchließt mit folgenden Worten: „Er war in der That das, was er von ſich ſelbſt ausſagte: ſchwankend in ſeinen religiöſen Ueberzeugungen. Ungläubig wollte er nicht genannt werden. Dies, ſagte er, ſei ein kaltes Wort, welches ihn erſtarren mache. Daß er nicht glücklich ſei, geſtand er ein, und er ſagte, er wünſchte ſehr von der Wahrheit der Religion überzeugt zu werden.

Dr. Kennedy ſchonte übrigens den Lord in keiner Weiſe, machte ihm über ſein Leben und ſein ſittliches Verhalten die ſtärkſten Vorwürfe, und ein Herr Finlay, welcher bei einer dieſer Unterhaltungen gegenwärtig war, ſagte, daß er über die Liebenswürdigkeit erſtaunt geweſen, mit welcher Lord Byron die ſtärkſten Vorhaltungen über ſeine Lebensart, über ſeine Eitelkeit und über die wenig erbauliche Art, wie er ſein Talent vergeudet habe, entgegennahm.

Daß er nicht blos in dieſer Beziehung, ſondern überhaupt der ganzen Sachlage gegenüber, die ihn für's

Erſte zu unthätiger Beobachtung verdammte, der Selbſtüberwindung in hohem Grade bedurfte, iſt klar, und er übte ſie mit bewundernswürdiger Ausdauer, und da können wir ihm wohl glauben, wenn er in ſeinen kurzen Briefen an die Gräfin Thereſe dieſer immer auf's Neue verſichert, daß er dem Augenblicke ſeiner Wiedervereinigung mit ihr als dem glücklichſten ſeines Lebens entgegenſehe.

Im December 1823 faßte er den Entſchluß, ſich zu Maurocordato nach Miſſolounghi zu begeben, wo dieſer damals auf dringendes Einladen der Beſatzung den Oberbefehl übernommen hatte. Er ſchrieb hierüber am 27. Dec. 1823 an Thomas Moore: „Deinen Brief habe ich bereits vor längerer Zeit erhalten, allein ich war zu beſchäftigt, um denſelben mit Muße beantworten zu können. Auch jetzt muß ich in größter Eile ſchreiben. In 24 Stunden ſchiffe ich mich ein, um zu Maurocordato nach Miſſolounghi zu gehen. Der Stand der Parteien — doch das gäbe eine lange Geſchichte — hat mich bis jetzt hier zurückgehalten. Jetzt aber iſt Maurocordato (ihr Waſhington oder ihr Kosciusko) wieder in Aktivität, und ich kann nun mit gutem Gewiſſen zu Thaten ſchreiten. Ich habe Geld bei mir, um eine Schwadron zu beſolden, und den Einfluß, den ich auf die Sulioten übe, hält man für hinreichend, um ſie mit einigen der Gegenparteien in Frieden zu halten. An Spaltungen fehlt es nicht. Dieſe

ſind aber meiſt geringfügiger Natur. Der Plan iſt, entweder Patras zu belagern oder die Befeſtigungen an der Meerenge anzugreifen, und nach den Berichten, die ich erhalte, ſcheint es, daß die Griechen, oder wenigſtens die Sulioten, die mit mir „durch Salz und Brod“ verbunden ſind, vorausſetzen, daß ich mit ihnen ausmarſchiren werde, und ſo ſei es denn alſo! — Wenn etwas wie Fieber, Ueberanſtrengung oder Hunger, oder dergleichen die Laufbahn Deines Bruders in Apollo in der Mitte durchſchneiden ſollte, — wie es Garcilaſſo de la Vega, Kleiſt, Körner und der „ruſſiſchen Nachtigall“ Irakeffsky erging — (Siehe Bowring's Anthologie!) oder dem Therſander, oder — — ſonſt jemandem — — aber laß es gut ſein — —. Ich bitte, gedenke dann meiner bei Deinem „Wein und Geſange.“ Ich hoffe, daß die gute Sache ſiegen wird, aber ob ja oder nein, das Pfand der Ehre ſoll ſo genau eingehalten werden, wie die Milchdiät. Ich will von beidem nicht weichen.“

Daß Lord Byron ſeit dem Augenblick ſeines Auftretens in Griechenland ſich durchweg mit Beſonnenheit und Sachkenntniß benahm, und bei ihm von etwaigen poetiſchen Schwärmereien nicht die Spur zu finden war, und daß er trotz der trüben Vorahnungen, mit denen ihn die ganze Lage der Dinge und die Zerwürfniſſe im Lager der Griechen ſelbſt erfüllen mußten, mit bewunderungswür-

diger Resignation die Aufgabe zu lösen suchte, die er sich selbst gestellt hatte, darin stimmen alle überein, welche ihn damals zu beobachten Gelegenheit hatten. Niemand war wohl besser geeignet, ein solches Urtheil mit Sachkunde zu füllen, als der Gouverneur der joniſchen Inseln, Obrist Napier, und dieser spricht sich über ihn unter Anderm folgendermaßen aus:

„Von allen denen, welche den Griechen zu Hülfe kommen wollten, war Lord Byron beinahe der Einzige, welcher ihren Charakter richtig zu beurtheilen verstand. Die Andern alle kamen in der Erwartung, den Peloponnes mit Helden aus dem Plutarch bevölkert zu finden, und sie kehrten enttäuscht zurück, indem sie erklärten, ein Bewohner des Zuchthauses habe mehr Moral, als ein Grieche. Lord Byron beurtheilte sie vorurtheilsfrei. Er wußte, daß halbciviliſirte Menschen große Verbrechen begehen, und daß man befreiten Sclaven große Nachsicht schuldig sei. Darum ging er davon aus, daß sie zwar nicht gut seien, daß man aber hoffen dürfe und hoffen müsse, sie zu bessern.“

Auch die lächerliche Beschuldigung des Geizes weist Napier mit Unwillen von dem Dichter ab. „Nur eine wohlbedachte Großmuth bemerkte ich stets in allen seinen Handlungen,“ sagt er; „berauben lassen wollte er sich freilich nicht, aber wo er es wohl angewandt glaubte, da

gab er mit vollen Händen, und daß er große Summen für die Griechen aufgewendet hat, iſt bekannt. Beſonders gütig zeigte er ſich gegen die griechiſchen Flüchtlinge, welche vom Continente und den Inſeln ſich einfanden, und eine lange Reihe von ſolchen Penſionairen ſtand auf ſeiner Liſte."

Aber nicht blos gebend, ſondern auch thätig zeigte er ſich hilfreich, wo er konnte. Als einſt einige Arbeiter in Cephalonia bei der Durchſtechung eines Weges auf gefährliche Weiſe verſchüttet worden waren, eilte er mit dem jüngern Gamba und mit ſeinem Arzte ſogleich an Ort und Stelle, und als er die übrigen Arbeiter müſſig daſtehen und jammern ſah, legte er ſelbſt Hand an, und bewog auf dieſe Weiſe auch jene Leute, ſich an's Werk zu machen und die Verunglückten zu retten.

Beſonders angelegentlich war er bemüht, ſeine Umgebungen davon zu überzeugen, daß ſeine Dichtkunſt auf ſeine politiſche und praktiſche Thätigkeit nicht von Einfluß ſei, und daß man ihn nicht wie einen Phantaſten, ſondern wie einen Staatsmann zu betrachten habe; und als einſt Jemand zu ihm ſagte: „Die klaſſiſchen Erinnerungen, welche Sie überall umgeben, müſſen Ihnen einen beſonders großen Genuß bereiten," da erwiderte er: „Von poetiſchem dummem Zeuge habe ich nichts an mir. Dergleichen Dinge gehören allein für den Reim."

Endlich war der Tag der Abreise erschienen. Lord Byron schiffte sich auf dem Mistico ein, und Graf Gamba folgte mit den Pferden und dem schweren Gepäck auf einer Bombarde. Graf Gamba erzählt: „Wir segelten zusammen bis nach zehn Uhr Abends bei günstigem Winde. Unsere Matrosen sangen abwechselnd patriotische Lieder, in deren eintönige, doch rührende Weisen wir einstimmten. Wir alle, und Lord Byron ganz besonders, waren in der heitersten Stimmung. Der Mistico segelte schneller. Wir wurden von einander getrennt, und im Scheiden riefen wir: In Missolounghi sehen wir uns morgen wieder! Der Mistico war nahe daran, von einer türkischen Fregatte genommen zu werden. Glücklicher Weise hielten sie das Schiff für einen türkischen Brander und entfernten sich aus dem Bereiche der vermeintlichen Gefahr. So gelangte Byron in der Finsterniß bis an einige, wenige Stunden von Missolounghi aus dem Meere hervorragende Gruppen von Felsen, wo sie den Anbruch des Tages erwarten wollten.

Da die Bombarde ihnen nicht nachkam, so befürchtete man, daß die Türken sie genommen haben könnten. Und so verhielt es sich auch.

Jene Fregatte hatte sich des Schiffes bemächtigt, und dasselbe nach Patras geführt, wo der Anführer der türkischen Flotte seinen Standort hatte. Graf Gamba

wurde zu dem Paſcha geführt und ſehr höflich behandelt, ja es gelang ihm ſogar, die Freigebung des Schiffs zu erwirken, wobei ihm der Umſtand zu ſtatten kam, daß der Capitain der Fregatte in dem Schiffer aus Cephalonia einen Mann wieder erkannt hatte, der ihm einſt auf dem ſchwarzen Meere das Leben gerettet hatte. So kam Graf Gamba am 4. Januar unverſehrt nach Miſſolounghi.

Zu ſeiner großen Ueberraſchung erfuhr er daſelbſt, daß Lord Byron noch nicht eingetroffen ſei. Ein Sturm hatte ſich erhoben, und den Miſtico von jenen Felſen fort in ein höchſt gefährliches Waſſer getrieben, ſo daß das Schiff durch die Unwiſſenheit des Capitains in die äußerſte Gefahr gerieth.

Kaum hatten ſie ſich gerettet und zwiſchen zwei kleinen Inſeln Anker geworfen, als Lord Byron ſich in die wildeſte Fluth ſtürzte, um zu ſchwimmen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er bei dieſer Gelegenheit ſich eine Erkältung zugezogen, welche den Grund zu ſeiner letzten Krankheit gelegt hat.

Maurocordato, der von der Lage des Lords Nachricht bekommen hatte, ſchickte ihm ſogleich eine Brigg und fünf Kanonenboote entgegen, und ſo landete Byron am 5. Januar unter endloſem Jubel der Bevölkerung in Miſſolounghi.

Die Stadt befand ſich damals in einem Zuſtande ſonderbarer Verwirrung, der wohl geeignet geweſen wäre, auch den größten Enthuſiaſten abzukühlen.

Maurocordato hatte eine Zahl der angeſehenſten Primaten aus dem weſtlichen Griechenland zu einer Berathung zuſammenberufen. Sie alle hatten ſich mit ihrem bewaffneten Gefolge eingefunden, und der Platz war mit einem Haufen unbändiger Soldaten erfüllt. Dieſe erhielten zum großen Theil weder Sold noch Nahrung, und waren alſo bereit, in jedem Augenblicke in Empörung auszubrechen, um ſo mehr, als die Führer meiſt untereinander, und mit Maurocordato uneinig waren. Das unbändigſte Corps war das der Sulioten, welche man den Einwohnern zu großer Laſt hier einquartiert hatte, und die ihre achtmonatlichen Soldrückſtände mit wildem Ungeſtüm ausgezahlt verlangten.

Lord Byron wurde unter dieſen Umſtänden wie ein Erretter begrüßt, weil man von ihm Abhilfe dieſer dringenden Geldnoth erwartete. Auch entſprach er ſofort dieſen Erwartungen inſoweit, daß er viertauſend Ls. für die Staatsbedürfniſſe vorſchoß, und außerdem fünfhundert Sulioten in ſeine Dienſte nahm, und nicht unbedeutende Summen für die Artillerie, die Hoſpitäler, und, um ſeinem Freunde Stanhope gefällig zu ſein, auch für die Preſſe unterzeichnete. Zugleich ſetzte er ſich mit

den verſchiedenen Häuptlingen in Correſpondenz, und in einem verſtändigen und verſöhnlichen Tone ſchrieb er an ſie, um ihnen ihre ſchmachvollen Händel vorzuhalten, und ſie zur Bildung einer kräftigen Nationalregierung aufzufordern.

Da ſein Augenmerk auch darauf gerichtet war, dem Kriege den unmenſchlichen Charakter zu nehmen, den er bisher durch die Wildheit beider feindlichen Theile getragen hatte, ſo ergriff er jede Gelegenheit, um türkiſche Gefangene loszukaufen, und dieſelben an Juſſuf Paſcha zu ſchicken, der ihm zwar für ſolche Freundlichkeit dankte, ſie aber nicht erwiderte.

Der Brief des Lords an den Paſcha lautete folgendermaßen:

Miſſolounghi, 22. Januar 1823: „Hoheit! Ein Schiff, auf welchem einer meiner Freunde und einige Diener von mir ſich befanden, iſt vor einigen Tagen angehalten, und auf Befehl Ew. Hoheit wieder frei gegeben worden. Ich muß Ihnen hierfür meinen Dank ſagen, nicht dafür, daß Sie ein Schiff frei gaben, welches unter engliſchem Schutze und neutraler Flagge ſegelnd, Niemand zurückhalten durfte, ſondern dafür, daß Sie meine Freunde mit ſo viel Güte behandelten, während dieſelben in Ihren Händen waren. In der Hoffnung, daß es Ew. Hoheit nicht mißfällig ſein wird,

habe ich den Gouverneur dieſer Stadt gebeten, vier türkiſche Gefangene frei zu laſſen, und er hat in ſeiner Menſchenfreundlichkeit mein Geſuch bewilligt. Ich verliere deshalb keine Zeit, dieſelben zurückzuſchicken, um ſobald wie möglich Ihre Höflichkeit zu erwidern. Dieſe Gefangenen wurden ohne irgend welche Bedingung frei gegeben und wage ich zu hoffen, daß die Erinnerung hieran Ew. Hoheit bewegen wird, Griechen, welche in Ihre Gefangenſchaft gerathen, ebenfalls mit Menſchlichkeit zu behandeln. Die Schrecken des Kriegs ſind ſchon an ſich groß genug, ohne daß ſie durch Grauſamkeit von beiden Seiten noch erhöht werden. Noël Byron."

Am Tage vorher, ehe dieſer Brief geſchrieben wurde, feierte Byron ſeinen ſiebenunddreißigſten, und zugleich ſeinen letzten Geburtstag. Er kam am Morgen deſſelben zu Obriſt Stanhope, wo einige Engländer ſich eingefunden hatten, und ſagte lächelnd: „Sie haben ſich neulich darüber beklagt, daß ich jetzt gar keine Verſe mehr mache. Nun ich habe wieder Etwas geſchrieben, was, glaube ich, beſſer iſt, als meine gewöhnlichen Sachen!" Und damit übergab er ihnen das ergreifende Gedicht, welches die Ueberſchrift führt: „am 22. Januar 1824," und welches, wenn man die Umſtände, unter denen es verfaßt wurde, und die Ereigniſſe, die bald folgen

ſollten, in Betracht zieht, zu den ergreifendſten und rührendſten Schöpfungen des Dichters gehört.

„Wir wurden," ſagt Graf Gamba, „damals überzeugt, daß es ſein unerſchütterlicher Vorſatz war, das begonnene Werk weiter zu führen, und entweder ſiegreich oder niemals zurückzukehren."

Als erſte Waffenthat hatte Byron für ſich in ſehr verſtändiger Weiſe die Eroberung der Feſtung Lepanto auserſehen. „Der Lord," ſagt Stanhope, „iſt von kriegeriſchem und ritterlichem Muthe entbrannt, und will die Expedition gegen Lepanto befehligen, und er hat zu dem Ende von der griechiſchen Regierung eine förmliche Beſtallung als Oberbefehlshaber erhalten, mit voller Gewalt in allen Civil- und Militair-Angelegenheiten." Ein Kriegsrath der erfahrenſten Häuptlinge wurde ihm beigegeben, an deſſen Spitze ein Botzari ſtand, Oheim des berühmten Kriegers gleichen Namens.

Bevor man jedoch an's Werk gehen konnte, mußten die Belagerungsgeſchütze hergeſtellt werden, und dies war Sache des trefflichen engliſchen Artilleriehauptmanns Parry, der ſich große Mühe gab, daß dieſe Vorarbeiten ordnungsmäßig zu Stande kämen. Die freudige Ausſicht auf das Gelingen des Unternehmens wurde unſerem Dichter indeſſen durch eine Menge Widerwärtigkeiten der unangenehmſten Art getrübt.

Die Sulioten, obgleich nur fünfhundert an der Zahl, verlangten dessenungeachtet mit großer Anmaßung zwölfhundert Rationen von der Stadt, worüber es zwischen ihnen und den Bürgern zu Raufereien kam. Byron sah ein, daß diese wilden Horden zwar sein Geld nehmen, aber ihm nicht gehorchen wollten. Er hob deshalb seinen früheren Vertrag mit ihnen wieder auf, und bildete ein neues Corps von sechshundert Mann, ohne auf die Verschiedenheit der Stämme Rücksicht zu nehmen. Jemehr er seinen Aerger zu unterdrücken strebte, und äußerliche Ruhe und Heiterkeit bewahrte, um so heftiger nagte dieser Kampf, den er in seinem Innern allein durchzumachen hatte, an seinem Herzen, und übte auf seine Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß.

Dies wurde noch dadurch verschlimmert, daß das eingetretene Regenwetter ihm nicht gestattete, sich soviel wie er sonst pflegte in freier Luft zu bewegen und seine Promenaden zu Pferde zu machen, die er während seines Aufenthaltes in Missolounghi mit großer Feierlichkeit und militairischem Pompe eingerichtet hatte. Denn mit äußerem Glanze aufzutreten schmeichelte seiner Eitelkeit, und war zugleich sehr klug darauf berechnet, ihm in den Augen der Bevölkerung die Ehrfurcht zu erhalten, deren er bedurfte, wenn er überhaupt auf solche Menschen wirken wollte. So oft er ausritt, begleitete ih

eine Leibwache von fünfzig Sulioten, die er ſich aus ſeinem Corps ausgewählt hatte, zu Fuß; und dieſe Menſchen waren ſo gewandte Läufer, daß ſie, das Gewehr im Arm, ihm zur Seite blieben, auch wenn er ſein Pferd in ſtarkem Trabe gehen ließ.

Der Anführer und einige Mann liefen dem Pferde voraus, ihm zur Seite ritt gewöhnlich Graf Gamba und ſein griechiſcher Dolmetſcher, und hinter ihm zwei Diener in großer Livree. Dann folgte der Reſt der Leibwache zu Fuß.

Ein geräumiger bedeckter Vorplatz ſeines Hauſes diente dieſer Truppe zum Wachtlokal. Die Gewehre hingen an den Wänden. Zwiſchen ihren Reihen liebte Byron es, beſonders bei ſchlechtem Wetter, oft ſtundenlang auf und ab zu gehen, von ſeinem damaligen Lieblingshunde Lion gefolgt.

Am 15. Februar Abends befand er ſich in Stanhope's Zimmer mit Capitain Parry und drei anderen Engländern. Man ſcherzte über die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Byron und Stanhope, und Byron ſagte, er hoffe, daß er als Schriftſteller mit ſeiner Brigade noch früher zu ſtande kommen werde, als der Obriſt mit ſeiner Druckerpreſſe. Plötzlich übergoß eine ungewöhnliche Röthe ſeine Züge, und man ſah es ihm an, daß er an Nervenzuckungen leide. Er klagte über

Durſt, und trank etwas Obſtwein. Allein ſofort ſtellten ſich jene Zuckungen in noch höherem Grade ein, er that einige Schritte vorwärts und ſtürzte unter den heftigſten Krampfzufällen in Parry's Arme. Seine Convulſionen waren ſo ſtark, daß drei Männer kaum im Stande waren ihn zu halten, und er hat nachher geäußert, er habe unerträgliche Schmerzen erduldet, und ſei überzeugt, es würde ſein Tod geweſen ſein, wenn der Zufall nur eine Minute länger gedauert hätte.

Kaum war indeſſen dieſer Anfall vorüber, als er auch ſeine volle Beſinnung wieder gewonnen hatte. Er fragte den herbeigerufenen Arzt, ob Gefahr für ſein Leben ſei. „Laſſen Sie mich es wiſſen," ſagte er, „und glauben Sie nicht, daß ich den Tod fürchte. Ich fürchte ihn nicht." Am andern Morgen war er wieder wohler, klagte indeſſen noch über Schwere im Kopfe. Man ſetzte ihm Blutegel. Das Blut war aber nachher nicht zu ſtillen, wodurch ſeine Erſchöpfung ſo groß wurde, daß er in Ohnmacht fiel. In dieſem Zuſtande befand er ſich noch, als eine Anzahl der rebelliſchen Sulioten an ſein Bette ſtürmten, ihre Säbel ſchwangen, und Genugthuung für angebliche Zurückſetzung verlangten. Lord Byron raffte ſich auf, und, ſo berichtet ein Augenzeuge, ſeine Krankheit mit gewaltiger Willensanſtrengung beſiegend, wurde er immer ruhiger, je ärger die Sulioten

tobten und raſten, und ſeine imponirende Kälte trug den Sieg davon. Es gewährte einen erhabenen Anblick, zu ſehen, wie die Macht eines genialen Willens dieſe rohen Horden unter ſich beugte.

Auch Graf Gamba ſagt, daß es unmöglich ſei, die Ruhe und Großartigkeit zu ſchildern, welche er in jeder Gefahr offenbarte, und ſo reizbar er in Kleinigkeiten ſich zeigte, ſo hatte eine wirkliche Gefahr die Wirkung, daß er augenblicklich in den freien Beſitz aller der Macht gelangte, welche in ſeiner edlen Natur war. Nie war ein Mann furchtloſer in dringender Gefahr.

Während der wenigen Wochen, welche ſeit jenem verhängnißvollen Krankheitsanfalle bis zu ſeinem Tode noch verfloſſen, entfaltete Lord Byron unausgeſetzt ſeine ganze bisherige Thätigkeit, und war allein mit den Angelegenheiten des Landes beſchäftigt, denen er ſeine Kräfte und ſein Vermögen gewidmet hatte. Nicht nur mit allen Behörden und Befehlshabern und mit den Aufſehern der Belagerungsarbeiten blieb er in fortwährendem ſchriftlichen und mündlichen Verkehr, und führte dabei einen ziemlich verwickelten Briefwechſel über Geldangelegenheiten mit ſeinem Banquier, ſondern er fand auch noch Zeit, an ſeine Freunde in England und Italien in gewohnter halb ernſter, halb launiger Weiſe über ſeine Pläne und ſein Ergehen zahlreiche Briefe zu ſchreiben,

und ſelbſt mit Dr. Kennedy weitläufig über deſſen Bibelangelegenheiten und über die beabſichtigte Bekehrung eines muhamedaniſchen Mädchens zu correſpondiren.

In allen dieſen Briefen können wir bis an's Ende die unübertroffene Meiſterſchaft bewundern, durch welche er gerade in ſolchen flüchtig hingeworfenen Aeußerungen ſeiner Gefühle und Gedanken alle die Schriftſteller weit übertrifft, welche als Briefſchreiber ſich einen berühmten Namen gemacht haben.

Mehr als tauſend Briefe von ihm ſind gedruckt, aber kein einziger iſt darunter, welcher nicht irgend einen originellen und geiſtreichen Gedanken enthielte, und alle gleichen, trotz ihrer großen Verſchiedenheit, einander in der genialen Leichtigkeit, mit welcher ſie auf's Papier geworfen ſind.

Aus einem ſeiner letzten Berichte an Thomas Moore heben wir hier noch folgende Stellen heraus: — — — „Als mir der Moment gekommen ſchien, wo ich in Griechenland von Nutzen ſein könnte, habe ich mich eingeſchifft — und man ſagt mir, daß meine Ankunft, durch günſtige zuſammenwirkende Umſtände wirklich von Nutzen geweſen iſt, wenn auch nur vorübergehend. Nahe Gefahr drohte mir von den Türken und dann wieder von einem Schiffbruche. Am 15. oder 16. Februar hatte ich einen Anfall von Apoplexie oder Epilepſie — die Aerzte haben

noch nicht entſchieden, welches von beiden. Jedenfalls iſt die Alternative ſehr angenehm. Mein körperliches Befinden ſchwebt deshalb zwiſchen dieſen beiden Meinungen wie Mahomed's Sarg zwiſchen den Magneten. Soviel ſteht feſt, daß ſie mich faſt haben verbluten laſſen, indem ſie mir die Blutegel zu nahe an die Pulsadern der Schläfe ſetzten. Das Blut war kaum zu ſtillen, nicht einmal durch Höllenſtein. Jetzt ſoll es mir beſſer gehen, aber langſam. Meine Predigten werden nun auch wohl künftig ſein wie die des Erzbiſchofs von Granada — und in dieſem Falle befehle ich, aus meiner Kaſſe Dir, meinem Gil Blas „hundert Dukaten zu zahlen, und wünſche Dir beſſern Geſchmack!“ Ueber die öffentlichen Angelegenheiten verweiſe ich Dich auf Stanhope's und Parry's Berichte — und auf alle andern Berichte. Zu thun giebt es genug. Krieg nach Außen und Empörung im Innern — — —“

Die beabſichtigte Belagerung von Lepanto wurde inzwiſchen dadurch vereitelt, daß das Einverſtändniß, welches man mit der Beſatzung eingeleitet hatte, nicht geheim gehalten wurde. Yuſſuf Paſcha erhielt Kunde von den Unterhandlungen, zog die unzuverläſſige Mannſchaft aus der Citadelle, und erſetzte dieſelbe durch eine Abtheilung ſeiner türkiſchen Truppen.

Der Monat März verging ohne beſonders folgen-

reiche Ereigniſſe, doch dauerten die Streitigkeiten und Zerwürfniſſe unter den Griechen fort, und der Kummer und Aerger, den Byron hierüber empfand, trug nicht wenig dazu bei, ſeine Körperkräfte völlig zu untergraben, welche ohnehin durch das feuchte und ſchlechte Sumpfklima von Miſſolounghi fortwährend litten.

Aber auch außer den großen überwältigenden Sorgen, welche die Verfolgung ſeiner Pläne für die endliche Befreiung des Landes ihm aufbürdete, ſtürmten von allen Seiten Verdrießlichkeiten auf ſeinen durch die Krankheitsanfälle geſchwächten Körper ein. Die Anforderungen an ſeine Kaſſe nahmen kein Ende, und zwar Anforderungen der unbilligſten und unverſchämteſten Art. Er konnte und wollte dergleichen um ſo weniger befriedigen, als er ſich dadurch der Mittel beraubt hätte, ſeine Unterſtützung für die Zwecke der großen Hauptangelegenheit ſeines Unternehmens zu verwenden. Dergleichen Verhandlungen gingen niemals ohne Aerger und heftige Debatten ab. Er fühlte ſich höchſt verlaſſen und unglücklich unter dieſen unzähmbaren Menſchen.

Dazu kam der gänzliche Mangel an zarter Pflege, deren ein Kranker ſo ſehr bedarf, und je unerſchütterlicher er ſich in Mitten aller dieſer Drangſale und Entbehrungen bis zum letzten Augenblick aufrecht zu erhalten ſuchte, um ſo mehr wächſt unſere Theilnahme für den

Dichter, welcher eine Laſt auf ſeine Schultern genommen hatte, die zu tragen ſeine geſchwächten Kräfte nicht mehr ausreichten.

Einigen Troſt in dieſen traurigen Verhältniſſen gab die Nachricht, daß das Staatsanleihen, welches die griechiſche Regierung abzuſchließen bisher umſonſt bemüht geweſen, und deſſentwegen er ſelbſt auf's eifrigſte nach allen Seiten hin thätig ſich beworben hatte, gerade jetzt zu Stande kam. Auch beſſere Nachrichten über das Befinden ſeiner Schweſter und ſeiner Tochter Ada, welche beide krank geweſen waren, trugen zu augenblicklicher Aufheiterung bei. Aber ſolche vorübergehende Lichtblicke konnten die hereinbrechende Nacht wohl auf kurze Zeit erhellen, — ſie zu verſcheuchen waren ſie nicht im Stande.

Seine von Natur ſo reizbare Geiſtes- und Körperbeſchaffenheit war durch die verſchiedenſten Einflüſſe aller Art, denen er von Jugend auf durch Zufall und eigene Schuld ausgeſetzt war, auf's Höchſte erſchöpft, und das Regenwetter, welches gerade in dieſer Woche jede Bewegung im Freien unmöglich machte, erhöhte ſeine Niedergeſchlagenheit und Abſpannung.

An dem Tage, wo er die beruhigenden Nachrichten über das Befinden der Seinigen erhalten hatte, wollte er zum erſten Mal wieder einen Ritt außerhalb der Stadt

unternehmen. Aber er hatte ſich in Gamba's Begleitung kaum eine Meile weit hinausbegeben, als ein heftiger Regenguß die Reiter überfiel. Ueber und über durchnäßt und zugleich in Schweiß gebadet, brachte ein eiliger Rückweg ſie bis an die Wälle der Feſtung. Man war gewohnt, hier abzuſteigen und ſich in einem Boote bis in die Nähe der Wohnung rudern zu laſſen. Auch heute wollte Byron von dieſer Gewohnheit nicht laſſen, wie dringend auch Graf Gamba vorſtellte, daß eine ſolche Fahrt auf dem zugigen Schiffe bei der Erhitzung, die ſie auf ihrem ſchnellen Ritte ſich zugezogen, höchſt ſchädlich wirken müſſe. Byron aber wies dieſe Ermahnungen unwillig zurück, indem er ſagte: „Ich würde einen ſchönen Soldaten abgeben, wenn ich an ſolche Kleinigkeiten mich kehren wollte!“ und man begab ſich wie gewöhnlich in das Boot.

Sehr bald nach der Heimkehr überfiel ihn ein Schüttelfroſt, und er klagte über rheumatiſche Schmerzen. Um acht Uhr Abends fand Graf Gamba ihn traurig und unruhig auf dem Sopha liegend. „Ich leide viel Schmerzen,“ ſagte er, „den Tod fürchte ich nicht, aber dieſe Pein kann ich nicht ertragen!“

Am andern Morgen ſtand er wie gewöhnlich auf, beſorgte ſeine Geſchäfte und fühlte ſogar die Kraft auszureiten. Von ſeiner Leibwache gefolgt begab er

ſich in den Olivenwald, kehrte aber bald erſchöpft zurück. — Es war das letzte Mal, daß er die Schwelle ſeines Hauſes lebend überſchreiten ſollte.

Fieber ſtellten ſich ein, er blieb mehrere Tage im Bett, und man behandelte den Zuſtand als einen rheumatiſchen, gegen welchen ſchweißtreibende Mittel angewendet wurden. Am 14. April glaubte Dr. Bruno, daß die Krankheit einen bedenklichen Charakter annehme, und er verordnete dem Patienten einen Aderlaß. Hiervon aber wollte Lord Byron nichts hören. Er hatte leider überhaupt wenig Zutrauen zu der Geſchicklichkeit ſeines Arztes. An eine eigentliche Gefahr ſchien jedoch weder er ſelbſt, noch ſeine Umgebung damals zu denken. Byron ſagte zu Gamba, der ſich nach ſeinem Befinden erkundigte: „Ich glaube zuweilen, daß mein Gedächtniß mich verläßt. Um dies zu prüfen, habe ich einige lateiniſche Verſe hergeſagt, an die ich ſeit meiner Schulzeit nicht gedacht habe, und bis auf Einen habe ich ſie alle zuſammengebracht! Im Ganzen bin ich froh, daß ich das Fieber bekommen habe, vielleicht wird dadurch meine Anlage zur Epilepſie beſeitigt.“

Da Dr. Bruno den Lord nicht dazu bewegen konnte, einen Aderlaß zu geſtatten, ſo ſchlug man vor, den Dr. Thomas aus Zante holen zu laſſen, welchen Byron als einen erfahrenen, zuverläſſigen Arzt auf der Reiſe

hatte kennen lernen. Lord Byron erklärte ſich hiermit einverſtanden, ſofern Dr. Bruno und der ebenfalls zugezogene Arzt Millingen damit einverſtanden wären.

Leider war die Ausführung dieſer Abſicht durch das Wetter vollſtändig unmöglich gemacht, weil gerade damals ein ſo heftiger Sturm von der Seeſeite ſich erhoben hatte, daß kein Schiff aus dem Hafen auslaufen konnte. Dabei goß es in Strömen, und die Näſſe auf der Landſeite in Verbindung mit dem hereinſtürmenden Sirocco verwandelte die Stadt in ein wahrhaft peſtilenzialiſches Sumpfgefängniß, deſſen Ausdünſtung auf den Kranken den allerverderblichſten Einfluß üben mußte.

Immer noch blieb es leider unmöglich, den Lord zur Geſtattung eines Aderlaſſes zu vermögen. Das Vorurtheil, welches er hiegegen hätte, ſagte er, wäre das ſtärkſte von allen ſeinen Vorurtheilen, und er habe einmal ſeiner Mutter feierlich geloben müſſen, niemals einen Aderlaß zu geſtatten. Das wäre ſtärker und bindender für ihn, als alle Vernunftgründe. — „Außerdem," fügte er hinzu, „haben große Aerzte bewieſen, daß die Lanzette des Chirurgus mehr Mordthaten verübt, als die Lanze des Kriegers. — Wenn meine Stunde ſchlägt, werde ich ſterben, gleichviel ob ihr mir mein Blut nehmt, oder es in meinen Adern laſſet." —

Trotz ſeiner Krankheit ließ er ſich nicht abhalten, in

den ſchmerzfreien Augenblicken ſich den Geſchäften zu widmen, und er ſprach lebhaft von ſeinen Plänen für den Feldzug, und von den Schritten, die er noch zum Beſten des Landes zu thun gedenke. Auch vom Tode ſprach er mit großer Ruhe, und ſeine Freunde bemerkten einen Zug von Klarheit und Ergebung in allen ſeinen Reden und Handlungen, ſo verſchieden von ſeiner ſonſtigen Art, ſich zu benehmen, daß eine Ahndung ſie überkam, es ſei das Ende nicht mehr fern.

Da endlich erklärte Millingen dem Lord ohne Umſchweife, daß er ſein Leben in Gefahr glaube, wenn er an ſeinem grundloſen Vorurtheil gegen den Aderlaß feſthalte, und daß, wenn auch das Leben ihm nichts werth ſei, man nicht dafür ſtehen könne, daß eine längere Weigerung Folgen nach ſich ziehen könnte, die für ſeine Geiſteskräfte fürchten ließen.

Dies wirkte. Mit erzürnter Geberde ſtreckte er nach dieſer Ermahnung plötzlich ſeinen Arm aus, und rief: „Nun wohl, ihr Schlächter, die ihr ſeid, nehmt Blut ſoviel Ihr wollt, aber macht, daß Ihr damit zu Ende kommt!“

Man entzog ihm nunmehr zwanzig Unzen Blut, welches dick und ſchwarz hervorſtrömte. Allein der Zuſtand des Kranken wurde nicht erleichtert. Das Fieber

nahm zu, und unzuſammenhängende Reden ſtellten ſich ein.

Am 17. früh wiederholte man den Aderlaß. Es trat zwar Ruhe ein, aber die Geſichtszüge veränderten ſich in einer Weiſe, welche über den Ausgang der Krankheit keinen Zweifel mehr ließ. Graf Gamba, der wegen eines Fußleidens den Freund zwei Tage lang nicht hatte beſuchen können, trat jetzt wieder an ſein Lager. Byron redete mit ihm in ruhigem, aber hohlem und geiſterhaft klingendem Tone. „Sorgt für Euren Fuß,“ ſagte er, „ich weiß aus Erfahrung, welche Schmerzen Ihr haben müßt!“ Der junge Mann wurde ſo ergriffen, daß er ſich weinend entfernen mußte. —

Während aller dieſer traurigen Vorgänge herrſchte im Hauſe die wildeſte Unordnung und Verwirrung. Niemand war da, der Befehle ertheilen konnte. Im Krankenzimmer ſelbſt lief alles durcheinander. Es fehlte in der nur halbciviliſirten Stadt faſt an jedem Mittel den Kranken zu laben, und die theilnehmendſten unter dem Gefolge, wie der treue Kammerdiener Fletcher und der junge Gamba, waren durch ihren Schmerz zu verſtändiger Hilfeleiſtung unfähig. Jeder wollte helfen, alles drängte durcheinander, aber der Engländer verſtand den Griechen nicht, dieſer nicht den Italiener. „Lord Byron's Krankenzimmer,“ ſagte Capitain Parry, „bot

in den letzten Tagen ein Bild des Elends und der Verwirrung, wie ich dergleichen niemals erlebt habe, und auch niemals wieder zu erleben wünsche!"

Der 18. April war der Ostersonntag, der in Griechenland mit Geschütz und Kanonensalven begrüßt zu werden pflegt. Parry ließ, damit der Kranke durch den Lärm nicht gestört werde, die Artillerie ausrücken und die Schüsse in großer Entfernung von der Stadt abfeuern. Auch war die Theilnahme für den Lord bei der Einwohnerschaft so groß, daß man auf den Straßen sich alles Lärmens enthielt.

Man beschloß nun noch die angesehensten griechischen Aerzte zu einer Consultation zu berufen. Byron willigte hierin, unter der Bedingung, daß dieselben ihn nur ansehen, aber in seiner Gegenwart nicht reden sollten. Dies geschah. Man verordnete einen Trank, von dem er auch etwas einnahm.

Fortwährend äußerte er die zarteste Besorgniß für seine Umgebungen, und namentlich für die treuen Diener Tita und Fletcher. „Ihr werdet Euch selbst krank machen durch Eure Pflege!" wiederholte er mehr als einmal.

Er wußte nunmehr, daß er sterben werde. Die Kräfte schwanden mit entsetzlicher Schnelligkeit. Er wollte einige letzte Anordnungen seinem Kammerdiener

mittheilen, vermochte aber nicht ſich auszudrücken. Als Fletcher fragte, ob er Feder und Papier bringen ſollte, ſagte er: O nein! es iſt vorbei! — Dann ſprach er noch einige andere Worte, deren Sinn von den Umſtehenden verſchieden verſtanden wurde, indem wohl jeder ſeine eigenen Gedanken unterſchob. Er ſoll die Namen ſeiner Gattin, ſeiner Tochter, ſeiner Freunde genannt haben. Das Bewußtſein hatte ihn jedenfalls verlaſſen. Parry ergriff die Hand des Dichters, und fand ſie eiskalt.

Es war etwa ſechs Uhr Abends, als er ausrief: „Nun will ich ſchlafen!“ Er wandte ſich um, und entſchlummerte, um nie mehr zu erwachen! —

Der Tod des gefeierten Mannes traf ganz Griechenland wie ein Donnerſchlag. Große Hoffnungen waren plötzlich vernichtet. Wie einem furchtbaren Naturereigniſſe ſtand die Nation einem ſolchen Verluſte gegenüber. Dies in ſeinem ganzen Umfange zu begreifen, genügt es, das folgende Decret der proviſoriſchen Regierung von Weſt-Griechenland ſeinem vollſtändigen Wortlaute nach mitzutheilen:

„Proviſoriſche Regierung von Weſt-Griechenland!“

„Der heutige Tag der Oſterfeier iſt aus einem Feſt-

und Freudentage in einen Tag des Kummers und der Trauer umgewandelt. Lord Noel Byron iſt heut Nachmittag um ſechs Uhr nach einer Krankheit von zehn Tagen aus dem Leben geſchieden. Ein entzündliches Fieber verurſachte ſeinen Tod.

„Die Wirkung, welche ſeine Krankheit auf die öffentliche Stimmung übte, war ſo groß, daß alle Klaſſen der Bevölkerung die üblichen Freuden des Oſterfeſtes vergeſſen hatten, noch bevor der traurige Ausgang ſich vorherſehen ließ.

„Der Verluſt dieſes erlauchten Mannes muß zweifelsohne von ganz Griechenland beklagt werden, aber er iſt ein Gegenſtand ganz beſonderer Trauer für Miſſolounghi, wo ſeine Großmuth in ſo glänzender Weiſe ſich offenbarte, ſeitdem er unſer Mitbürger geworden war, mit dem Entſchluſſe, alle Gefahren des Krieges mit uns zu theilen. Jedermann kennt die edlen Handlungen Sr. Herrlichkeit, und ſein Name wird ſtets als der Name eines Wohlthäters genannt werden.

„Deshalb verordne ich kraft der Vollmacht, mit der ich bekleidet bin, und vorbehaltlich der Entſchließung der Nationalregierung wie folgt:

„Beim Anbruch des morgenden Tages ſollen ſiebenunddreißig Kanonenſchüſſe als Zeichen der Trauer von der großen Batterie abgefeuert werden, eine Zahl,

welche den Lebensjahren des erlauchten Todten entspricht.

„2) Alle öffentlichen Aemter, auch die Gerichtshöfe, bleiben drei Tage hintereinander geschlossen.

„3) Alle Läden, außer denen, wo Heilmittel für Kranke feilgehalten werden, bleiben gleichfalls geschlossen, und es soll streng darauf gehalten werden, daß jede Art von Lustbarkeit, mit welcher sonst die Osterzeit begangen wird, verschoben bleibt.

„4) Allgemeine Volkstrauer wird auf einundzwanzig Tage angelegt.

„5) In allen Kirchen werden Trauergottesdienste abgehalten.

„Gegeben zu Missolounghi, den 19. Tag des April 1824.

Gezeichnet

A. Maurocordato.

George Praidis, Sekretair."

Wir wissen, daß Lord Byron sich in früherer Zeit mit der größten Entschiedenheit dahin ausgesprochen hatte, daß er dereinst nicht in englischer Erde ruhen wollte. In der letzten Zeit hatte er indessen, ungeachtet er häufig von seinem bevorstehenden Tode sprach, diesen

Widerwillen gegen sein Vaterland nicht mehr geäußert, ja man darf annehmen, daß durch den freundlichen Verkehr, in welchem er in Pisa und Genua, und mehr noch in Griechenland mit vielen Engländern gestanden, seine Gefühle in dieser Beziehung eine Aenderung erfahren hatten.

Die Familie des Verstorbenen glaubte deshalb keinen Akt der Impietät zu begehen, wenn sie anordnete, daß die Leiche nach England übergeschifft, und in der Familiengruft beigesetzt werden sollte, wie sehr auch die Griechen wünschten, die theuern Ueberreste in ihrem Lande zu behalten.

Die Brigg Florida führte die sterbliche Hülle des Dichters über's Meer.

Die Beisetzung in der Westminsterabtei, wo die großen Männer Englands ruhen, wurde von der Geistlichkeit verweigert, welche andeutete, daß es eine Entweihung ihrer heiligen Mauern sein würde, wenn der Dichter des Don Juan in denselben ruhen sollte.

Die Bestattung erfolgte den 16. Juli 1824 in der Byron'schen Familiengruft zu Hucknall, dicht bei Newstead Abbey. Der Sarg wurde neben den Sarg seiner Mutter gestellt. Eine Marmortafel trägt folgende Inschrift zu seinem Gedächtniß:

In der Gruft hierunten,
wo viele seiner Ahnen, und seine eigne Mutter ruhen,
sind bestattet die Ueberreste
von George Gordon Noël Byron
Lord Byron von Rochdale
in der Grafschaft Lancaster,
Verfasser von Childe Harold's Pilgerfahrt.
Er war geboren in London den 22. Januar 1788.
Er starb zu Missolounghi in West-Griechenland
am 19. April 1824
In dem glorreichen Unternehmen, diesem Lande die alte Freiheit
und den alten Ruhm wieder zurückzubringen.
Seine Schwester Maria Augusta Leigh
Setzte dies Denkmal zu seinem Gedächtniß.

Schlußwort.

Rufen wir uns das Bild des Dichters, wie es an unserer Seele vorübergeführt worden, noch einmal in seinen großen Umrissen zurück, so werden Empfindungen der entgegengesetztesten Art in uns rege.

Denn ungleich dem Prinzen, an dessen Wiege die zwölf guten Feen standen, um ihn mit ihren Gaben zu beschenken, während nur eine, die dreizehnte, das Böse ihm zutheilte, was ihm im Leben begegnen sollte, scheinen bei Byron die guten und die bösen Geister in gleich großer Anzahl Pathenstelle vertreten zu haben.

Mit Allem, was sonst die Menschen für die sichersten Bürgschaften des höchsten Erdenglücks zu halten pflegen, hatte die Natur ihn verschwenderisch ausgestattet. Jung, schön, von hoher Geburt, und der erste Dichter seiner Zeit. Wie hätte sein Leben sich gestalten müssen, wenn er es nur einigermaßen verstanden hätte, mit den Gaben hauszuhalten, die in solcher Fülle auf ihn gehäuft waren. Aber ihm fehlte die Kraft, um alle diese Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, die Kraft der Selbstbeherrschung und Selbstregierung.

Statt den Wagen seines Geschickes mit besonnener Hand nach einem bewußten Ziele zu lenken, ließ er den Leidenschaften, die wie wilde Rosse davorgespannt waren, die Zügel schießen, und dahin brauste der Zug am jähen Rande entlang, dem Abgrunde zu.

Wunderbar genug ist dieser Lebenslauf. Durch widerwärtige Familienverhältnisse von Jugend auf von seinen Standesgenossen geschieden, jeder strafenden und belehrenden Einwirkung viel zu früh entzogen, gab der junge Lord sich einem unregelmäßigen Leben hin, welches ihn von der eigentlich guten Gesellschaft ausschließen mußte.

Fast noch ein Knabe, strebt er schon nach dem Ruhme des Dichters, aber die Freude an seiner ersten

Arbeit wird ihm durch eine hämiſche Kritik verleidet. Er rächt ſich durch eine Satyre, welche Freunde und Feinde gleich unbarmherzig verletzt, und die ſeinen Namen zwar bekannt macht, aber durch die Anfeindungen der Getroffenen ihm den Aufenthalt in der Heimath verleidet. Da, von wenigen Dienern begleitet, durchſtreift er die Welt. Nach zwei Jahren zurückgekehrt, bringt er ein Gedicht mit ſich, deſſen Veröffentlichung ihn alsbald auf die höchſten Höhen des Dichterruhmes erhebt. Nun drängen von allen Seiten ſich diejenigen an ihn heran, die ihn bisher gemieden hatten. Er iſt der Abgott der Londoner Welt, die ihm Huldigungen und Schmeicheleien ohne Maß entgegenträgt. Dennoch iſt ſeine Stellung in der Geſellſchaft nicht wie ſie ſein ſollte. Nicht der liebenswürdige Mann, nicht der große Dichter allein iſt es, den man feiert, ſondern er iſt zugleich als der Held ſeiner Gedichte Gegenſtand der Neugierde des Publikums. Dieſes macht nur von einem Rechte Gebrauch, welches er ſelbſt ihm eingeräumt, als er ſeine eigenſte Perſönlichkeit und ſeine Gedanken und Empfindungen zu einem Kunſtwerke umſchuf, und der Oeffentlichkeit Preis gab.

Während nun ſeine Eitelkeit in dem hiedurch veranlaßten Verkehr die reichſte Nahrung findet, und namentlich die ſchönſten und gefeiertſten Frauen ſich ihm entgegendrängen, weil die Helden ſeiner Gedichte recht

eigentlich den Idealen gleichen, welche die weibliche Phantasie sich zu entwerfen liebt, so gewährt ihm dies Treiben doch keine innere Befriedigung.

In der Ehe, in der Begründung einer Familie hofft er dieselbe zu finden. Aber bei der Wahl, die er trifft, folgt er fast mehr äußern Rücksichten und dem Rath der Freunde, als einem lebendigen Drange seines Herzens. Am Altare selbst tritt das Bild der Jugendgeliebten zwischen ihn und die Braut, und gedankenlos spricht er die Worte, die ihn ewig binden sollen.

Diese Ehe wird nach kurzer Dauer unter auffallenden Umständen getrennt. Das Publikum nimmt gegen den Dichter Partei, und ein Sturm des Unwillens erhebt sich gegen ihn, nicht minder heftig, als kurz vorher die an Vergötterung gränzende Bewunderung.

Der Verfolgungen und Hetzereien überdrüssig, kehrt er nun seinem Vaterlande für immer den Rücken, führt in Italien ein wüstes Leben, und findet endlich auf seinen strafbaren Wegen die treue Liebe eines Weibes, welche bis an's Ende ihn aus den Umstrickungen eines gemeinen Libertinismus erlöst hat. Aber Ruhe erlangt er auch in ihren Armen nicht.

Ein romantischer Thatendrang führt ihn in's Lager der Griechen, die für ihre Befreiung kämpfen. Hier als

Erretter begrüßt, tritt er mit einer ihm bisher fremden Festigkeit und Umsicht auf, und will die Lorbern des Helden zu seinem Dichterlorber fügen. Da erliegt er in der Blüthe seiner Jahre den Einflüssen eines verderblichen Klimas.

Während eines solchen kurzen, durchaus verfehlten Lebens streut er mit spielender Hand poetische Meisterwerke um sich her, von denen eine große Zahl bis an's Ende der Tage unübertroffen bleiben wird. Aber auch diese Dichtungen sind alle mehr oder weniger durchdrungen von dem trüben Hauche eines selbstverschuldeten Mißmuthes, und einer Unzufriedenheit mit sich und der Welt. Sie predigen alle über den Satz: Es ist alles eitel. —

Zu diesem Resultate hatte ihn die Erfahrung geführt, die er während seines ganzen Lebens an sich selbst gemacht hatte, denn ihm war Alles gegeben, was die Andern am meisten begehren, — aber ein dämonischer Zug seines Geistes trieb ihn an, mit eigener Hand die Blüthen zu zerstören, die ihm hätten Früchte bringen können.

Vielleicht hat er unbewußt in seinem Manfred sich selbst gezeichnet, wenn er sagt:

Ein edles Wesen ward an ihm verdorben!
Er hat die Kraft, um hohe Geistesgaben
Zu einem schönen Ganzen zu verbinden.

Doch ſind die Gaben ſchlecht gemiſcht. Und ſo
Gleicht einem wüſten Chaos ſein Gemüth.
Aus Licht und Finſterniß, aus Geiſt und Staub,
Aus Leidenſchaft und reinen Streben's Drang
Gemengt, kämpft Gegenſatz mit Gegenſatz.
Bald ſchlummernd, bald zerſtörend geht er unter.

Anhang.

Im Begriff, einige Worte über Lord Byron's Nachkommenſchaft anhangsweiſe hier folgen zu laſſen, erhielt der Verfaſſer durch die Güte des Herrn Robert Brown in Sunderland folgende Notizen, welche Anfang September d. J. (1862) in den engliſchen Blättern erſchienen, und welche Alles enthalten, was über dieſen Gegenſtand beizubringen wäre:

Vor einigen Tagen ſtarb zu Wimbledon Hall an den Folgen eines geſprungenen Blutgefäßes Byron Noël Viscount Ockham, in dem jugendlichen Alter von ſechsundzwanzig Jahren.

Dieſer junge Mann war der ältere der beiden Söhne des achten Lord King, Lord Lieutenants der Grafſchaft Surrey, welcher 1838 bei Gelegenheit der Krönung der Königin Victoria zum Grafen Lovelace erhoben ward. Seine Mutter war Ada, Gräfin Lovelace, deren Name in den weiteſten Kreiſen Theilnahme erwecken muß, da ſie das einzige Kind des Dichters Lord Byron war, dieſelbe Ada, an welche eines ſeiner leidenſchaftlichſten Gedichte gerichtet iſt.

Ihre Mutter, deren Tod vor kaum zwei Jahren erfolgte, war die unglückliche Gattin des ſtolzen Dichterfürſten, und ſie hatte den Sommer und Herbſt ihres Lebens der Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit gewidmet. Manche verarmte Familie und manches hülfloſe Kind wird bis an's Ende der Tage mit Dankbarkeit ihrer ſich erinnern.

Die Erbin der Noël's war nicht glücklich in ihrer Ehe mit Lord Byron, wie alle Welt weiß, und ebenſo bekannt iſt es, daß das Haus Lovelace häusliche Eintracht nicht mit ihrer reichen Erbſchaft überkommen hat, und die Bewohner der Grafſchaft wiſſen ſehr wohl, daß der nächſte Erbe der Herrſchaft ſeit dem Tode der Gräfin Lovelace nicht innerhalb der Mauern des ſtolzen Schloſſes geſehen wurde.

Dieſer junge Mann, deſſen Tod wir heute beklagen, hat als gemeiner Arbeiter in einer Schiffswerfte ſich im Schweiße ſeines Angeſichts das tägliche Brod erworben.

Schon in früher Jugend trat der junge Lord Ockham in die königliche Marine als Matroſe ein, verließ aber den Dienſt bereits nach wenigen Monaten. Er begab ſich alsdann auf ein Kauffarteiſchiff, und machte hier, ebenfalls als gemeiner Matroſe, die Reiſe nach Amerika. Später begab der junge Lord ſich als Tagearbeiter in die Docks des Herrn Scott Ruſſel auf der Dogs-Inſel, wo er ſich, gleich den andern Arbeitern, wöchentlich ſeinen Lohn auszahlen ließ. Es geht das Gerücht, daß er während dieſer Zeit ſich mit einem jungen Mädchen von niederem Stande, aber von untadeligem Rufe verbunden hat, und es wird ſich bald herausſtellen, ob dem ſo iſt, und ob der junge Lord ein Kind hinterlaſſen hat, welches ſeinen Titel und ſeine reichen Beſitzungen überkommt.

Entgegengeſetzten Falles geht die Grafſchaft Lovelace auf ſeinen noch in den Knabenjahren ſtehenden Bruder über, welcher jetzt der einzige männliche Nachkomme des Dichters iſt. Der eben verſtorbene Arbeiter von Blackwall war nicht nur älteſter Sohn eines Pairs von England, ſondern ſeit zwei Jahren auch Pair des Reiches aus eigenem Rechte, da er durch den Tod ſeiner liebenswürdigen und unglücklichen Großmutter im Sommer 1860 die Baronin Wentworth ererbt hatte.

Druckfehler.

Band II. S. 20. Z. 9. v. o. lies: Der französischen Schriftstellerin statt: den französischen Schriftstellern.

„ „ 46. letzte Zeile „ Wengern-Alp statt: Wanger-Alp.

„ „ 47. Z. 9. v. u. „ erstarrter statt: erstarkter.

„ „ 212. Z. 7. v. o. „ Murray statt: Meeman.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

17495.122
Lord Byron;
Widener Library
003126683
3 2044 086 785 557